



DAS  
JÜDISCHE  
ECHO

FLUCHT UND VERTREIBUNG

Vol. 71

2023 | 5783



9 783854 397281



# DAS JÜDISCHE ECHO



Gegründet von der Vereinigung Jüdischer Hochschüler Österreichs und Leon Zelman s. A.

---

**Europäisches Forum für Kultur und Politik**

---

**Vol. 71**

2023 | 5783

## Impressum

**Medieninhaber (Verleger), Herausgeber:** Verein zur Herausgabe der Zeitschrift „Das Jüdische Echo“.

**Zweck:** Historisch-kritische Aufarbeitung des österreichisch-jüdischen Geisteslebens sowie die Darstellung aktueller Strömungen zur Förderung demokratischer Kultur.

**Obmann:** Mag. Leon Widecki; **Schriftführer:** Peter Schwarz; **Kassier:** Norbert Gang.

**Sitz:** 1010 Wien, Judenplatz 8, Tel. 0043/1/535 04 31-500

E-Mail: [office@juedischesecho.at](mailto:office@juedischesecho.at), [www.juedischesecho.at](http://www.juedischesecho.at), [www.facebook.com/DasJuedischeEcho](http://www.facebook.com/DasJuedischeEcho)

**Chefredaktion:** Christian Schüller **Projektkoordination:** Mag. Susanne Trauneck.

**Mitarbeit:** Irina Abajew. **Coverillustration:** Cristóbal Schmal.

**Gesamtherstellung:** Falter Verlagsgesellschaft m.b.H. **Redaktion:** Nini Tschavoll, Christian Zillner.

**Grafisches Konzept:** Lisa Elena Hampel, Dirk Merbach. **Layout:** Claudia Fritzenwanker. **Lektorat:** Ewald Schreiber.

**Produktion:** Daniel Greco. **Druck:** Florjancic Tisk d.o.o, Perhavceva ulica 44, SI-2000 Maribor.



Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die jeweiligen Autor:innen verantwortlich. Die Inhalte der Artikel spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und/oder des Herausgebervereins wider.

ISBN 978-3-85439-728-1

**Vertrieb:** Falter Verlagsgesellschaft m.b.H., Marc-Aurel-Straße 9, 1011 Wien

Tel. 0043/1/536 60, Fax 0043/1/536 60-935, E-Mail: [service@falter.at](mailto:service@falter.at)

[www.faltershop.at](http://www.faltershop.at)

Gefördert durch:

 Bundeskanzleramt

 Bundesministerium  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien



### ZUR COVER-ILLUSTRATION

Das Cover der Ausgabe 71 „Flucht und Vertreibung“ wurde vom chilenischen Illustrator **Cristóbal Schmal** gestaltet.

Cristóbal Schmal wurde 1977 in Chile geboren. Nach Abschluss seines Studiums zog er 2001 nach Barcelona, wo er sechs Jahre lang für verschiedene Designstudios arbeitete. Seit 2008 lebt Cristóbal Schmal in Berlin und arbeitet als freischaffender Illustrator.  
[www.artnomono.com](http://www.artnomono.com)

# Inhalt

## 7 Vorwort

Leon Widecki

## Kapitel 1: Krieg als Déjà-vu

---

### 11 Der Rabbi von der Krim

Ein Porträt des ukrainischen Rabbiners Mikhailo Kapustin, der heute die erste liberale Gemeinde von Bratislava leitet

Laura Fischer

### 15 Déjà-vu – Gedanken zu Lust und Last des Wiedererlebens

Wie ein emigrierter russischer Jude in Österreich die Debatte über seine ehemalige Heimat empfindet

Vladimir Vertlib

### 22 Shalom Alaikum

Wie eine jüdische Wienerin dazu kam, muslimischen Geflüchteten zu helfen

Mirjam Tenner

### 26 Und es war doch Rassismus!

Über die unzulässige Einteilung in gute und schlechte Flüchtlinge

Alexia Weiss

## Kapitel 2: Kinder auf der Flucht

---

### 32 Der Junge am Strand

Die Geschichte hinter einem Bild, das um die Welt gegangen ist

Tima Kurdi

### 36 Allein auf der Welt

Der New Yorker Physiker Josef Eisinger erzählt von seiner abenteuerlichen Flucht als unbegleiteter Jugendlicher

Christian Schüller

### 44 Koffer voller Erinnerungen

Die mobile Ausstellung „Für das Kind“

### 50 Das Trauma lebt weiter

Der Psychiater Klaus Mihacek über die Spätfolgen von Flucht und Vertreibung

Interview: Christian Schüller

## Kapitel 3: In der Fremde

---

- 58 Sprachweh ist mein Schicksal**  
Über den schmerzlichen Verlust der Muttersprache  
Hussam Al Zaher
- 62 Glückwünsche**
- 64 My dirndl is over the ocean**  
Die Bedeutung von Tracht für österreichische Jüdinnen und Juden nach der Shoah  
Merle Bieber
- 68 Im Spiegel der Fremden**  
Wie das Bedürfnis nach Sicherheit und Anerkennung uns verbindet  
Martina Steiner
- 72 Badolato, das Dorf der offenen Türen**  
Eine süditalienische Ortschaft setzt ein Beispiel für Gastfreundschaft  
Christian Schüller
- 78 Asylrecht neu ordnen, statt Schuldige zu suchen**  
Warum die Einteilung in Flüchtlinge und Migrant:innen dringend überdacht werden muss  
Melita Šunjic

## Kapitel 4: Schwierige Rückkehr

---

- 86 Wohin und zurück: Wien 1946**  
Erinnerungen an Exil, Rückkehr, Nachkriegsschweigen und eine einzigartige Geschwisterliebe  
Caroline Wohlgemuth
- 92 „We welcome back all Austrians, but not as Jews ...“**  
Wie die Zweite Republik jüdischen Österreicher:innen die Heimkehr erschwerte  
Barbara Serloth

- 96 Das spurlose Verschwinden der Philantropia**  
Der lange Streit um ein geraubtes Erholungsheim  
Shoshana Duizend-Jensen

## Kapitel 5: Verwischte Spuren

---

- 106 Ohne festen Wohnsitz**  
Erinnerungen an die Hellerwiese  
Mongo Stojka
- 109 Das Verbrechen der Auslöschung**  
Über die Notwendigkeit der Erinnerung an die ermordeten Roma und Sinti  
Doron Rabinovici
- 115 Fallen vermieden – Irritation bleibt**  
Ein Berliner Museum versucht, Unvergleichbares unter ein Dach zu bringen  
Julia Hubernagel
- 118 Die Welt von morgen**  
Die vertriebenen Visionen der Friedl Dicker  
Caroline Wohlgemuth
- 125 Epilog:  
Das fünfte Kind**  
Eine zeitgenössische Anregung zum Seder-Ritual  
Julie Schoenfeld
- 126 Buchbesprechungen:  
„Hans Becker 05: Widerstand gegen Hitler“  
„Versteckt und verschwiegen. Erinnerungen von Siegfried Loewe“**  
Christian Schüller



Soshana Afroyim mit ihren Werken und mit Pablo Picasso

# Die Gemälde von Soshana Afroyim

*Durch das ganze Magazin zieht sich eine Serie von Gemälden der in Wien geborenen Künstlerin, die sich u. a. auch mit Flucht und Vertreibung malerisch auseinandersetzte*

**F**lucht und Vertreibung sind häufig wiederkehrende Themen im Schaffen der österreichischen Malerin Soshana Afroyim (1927 als Susanne Schüller in Wien geboren). 1938 musste sie mit ihrer Familie aus Österreich flüchten. Zeit lebens blieb sie eine Reisende, die ihre Werke bei ausgedehnten Aufenthalten in den USA, Frankreich, Israel, Mexiko, China, Indien und Afrika schuf. Einsamkeit und Schmerz ziehen sich als wichtiges Motiv durch viele ihrer Bilder. Ihr Stil wandelte sich vom Naturalismus der

frühen Arbeiten bis zur Abstraktion der späten Jahre. Schon früh befasste sie sich mit der Politik ihrer Zeit, etwa auch in ihren Kinderzeichnungen. Nie hörte Soshana auf, sich künstlerisch mit den Schrecken der Shoah auseinanderzusetzen. Später verarbeitete sie in ihren Bildern den Jugoslawien-Krieg, den Anschlag aufs World Trade Center und den Krieg im Irak.

Als Globetrotterin knüpfte Soshana Freundschaften zu zahlreichen Künstler:innen und Intellektuellen – von Picasso und Giacometti bis Sartre. Sie starb 2015 in Wien.



Soshana Afroyim, N.Y.C. (2001)

## Flucht, ein Widerspruch: Man will bleiben, muss aber weg



Leon Widecki  
Obmann

Wir Jüdinnen und Juden sind – salopp formuliert – „Expert:innen“, wenn es um Flucht und Vertreibung geht: Bereits 568 v. Chr. sind Tausende von uns nach der Zerstörung der beiden Reiche Israel und Juda durch die Babylonier entweder ins Ausland geflohen oder wurden vertrieben.

Zwischen dem „Anschluss“ im März 1938 und Jänner 1939 flohen rund 65.000 Menschen, die von den Nazis nur wegen ihrer Zugehörigkeit zum Judentum verfolgt wurden, aus jenen Teilen des Deutschen Reichs, die heute Österreich sind. Tausende Kinder und Jugendliche wurden in „Kindertransporten“ in Sicherheit gebracht. England etwa nahm 7.000 bis 8.000 Kinder und Jugendliche auf. Tausende Flüchtlinge verdankten ihr Überleben dem Mut und dem Einsatz einzelner Männer und Frauen, die sich nicht am Rassenwahn der Nationalsozialisten beteiligt hatten.


Eine weitestgehend in Vergessenheit geratene Geschichte von Flucht, Emigration und Vertreibung ist jene der Jüdinnen und Juden aus arabischen Ländern. Stephan Grigat schreibt in der *taz*: „In Israel wird seit 2014 der 30. November als Gedenktag an Flucht und Vertreibung der Juden aus den arabischen Ländern und dem Iran begangen. Außerhalb Israels ist die Vertreibung der Juden aus den islamisch dominierten Staaten jedoch weiterhin nahezu unbekannt. Wer weiß schon etwas über die Pogrome im marokkanischen Oujda und Jérada von 1948? Oder über den Farhud in Bagdad (jenes Pogrom von 1941, das den Auftakt für das Ende der über zweieinhalbtausend Jahre alten jüdischen Gemeinde im Irak bildete)? Das Schicksal der palästinensischen Flüchtlinge gilt oft als ein Haupthindernis einer Übereinkunft zwischen Israel und den Palästinensern. Die etwa 900.000 Juden hingegen, die seit der Staatsgründung Israels 1948 aus den arabischen Staaten und seit 1979 aus dem Iran geflohen sind, finden in gegenwärtigen Debatten zum Nahen Osten kaum Erwähnung.“

Die Flüchtlingskrise 2015 und der brutale Angriff Russlands auf die Ukraine haben zu einer enormen Zahl von in Europa ankommenden Flüchtlingen geführt. Auch wenn es erhebliche Unterschiede zur Verfolgung der Jüdinnen und Juden sowie anderer Opfer vor, während und nach der Shoah gab und man historische Analogien vermeiden sollte – einige Parallelen lassen sich doch feststellen.

Vom Holocaust kann die Welt lernen, was passiert, wenn für die Probleme nicht auf internationaler Ebene Lösungen gesucht werden. Die Regierungen der von der Flüchtlingswelle betroffenen Länder, zu denen auch die österreichische gehört, müssen den Grundsätzen der Stockholmer Erklärung von 2000 verpflichtet bleiben, welche den Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit einschließt. Flucht ist traumatisierend: Man sucht Sicherheit, muss dafür aber oft sein Leben aufs Spiel setzen. Und Flucht ist paradox: Man muss Recht brechen, nämlich illegal Grenzen passieren, um zu seinem Recht auf Asyl zu kommen.

Unser neuer leitender Redakteur Christian Schüller war für den ORF in Lateinamerika, berichtete aus den USA, war in Moskau beim Zusammenbruch der Sowjetunion dabei, arbeitete als erster ORF-Korrespondent in der Türkei und im Iran und war Mitgründer und langjähriger Leiter der ORF-Reportagerie „Am Schauplatz“.

Ich bedanke mich bei (meinem ehemaligen El-Al-Security-Kollegen) Christian Schüller für seine Bereitschaft, an den nächsten Kapiteln in der über 70-jährigen Geschichte des *Jüdischen Echos* maßgeblich mitzuwirken, und für seine hervorragende Arbeit, die er rund um seine erste Ausgabe des *Jüdischen Echos* zum Thema „Flucht und Vertreibung“ geliefert hat. Aus so vielen unterschiedlichen, stets interessanten Blickwinkeln wurde diese Materie noch selten bis nie abgehandelt.

Mein Dank gilt in besonderem Maße auch Susanne Traunek, Irina Abajew, Peter Schwarz, Siegmар Schlager, Nini Tschavoll und Christian Zillner. Sie haben auch dieses Mal dafür gesorgt, dass Sie wieder ein spannendes, anspruchsvolles *Jüdisches Echo* in Händen halten. 



Soshana Afroyim, Refugees (1953)

# Kapitel 1

---

## Krieg als Déjà-vu

**Laura Fischer** ist freie Journalistin, unter anderem für die Magazine *Falter* und *Datum*, sowie Buchautorin. Zusammen mit Marija Barišić hat sie 2019 das Buch „Was am Ende bleibt. Geschichten über die Liebe“ veröffentlicht.



**Vladimir Vertlib** ist ein österreichischer Schriftsteller. Geboren in Leningrad, lebt er heute in Salzburg und Wien. Von ihm sind zahlreiche Romane und Essays erschienen, unter anderem „Das besondere Gedächtnis der Rosa Masur“, „Schimons Schweigen“, „Ich und die Eingeborenen“, „Zebra im Krieg“.



**Miriam Tenner** ist Mitgründerin des jüdischen Hilfsprojekts „Shalom Alaikum“, das seit 2015 Geflüchtete unabhängig von ihrer Herkunft unterstützt. 2019 wurde „Shalom Alaikum“ mit dem Bruno-Kreisky-Preis für Menschenrechte ausgezeichnet.



**Alexia Weiss** ist Journalistin und Autorin. Sie schreibt für gewerkschaftliche Medien und für das Magazin *Wina*. 2019 erschien ihr Buch „Jude ist kein Schimpfwort“.



**ORF** WIE WIR.

religion  ORF.at

AKTUELLES AUS DER WELT DER RELIGIONEN

ALLE SENDUNGEN UNTER  
*TVthek.ORF.at*

# Der Rabbi von der Krim

*Ein Porträt des ukrainischen Rabbiners Mikhailo Kapustin, der heute die erste liberale Gemeinde von Bratislava leitet*

Laura Fischer

**M**ikhailo Kapustin hat zwei Telefone. Ein modernes Smartphone, auf dem er privat erreichbar ist. Obwohl – seine private Nummer haben auch zu viele Leute, lacht er. Das andere, ein altes Tastentelefon, mit seiner „Ukraine-Nummer“. Seit Februar 2022 hat er es immer bei sich. Es ist das Telefon, das ihn mit Geflüchteten aus der Ukraine verbindet.

Mikhailo Kapustin weiß, was es heißt, seine Heimat zu verlassen. Als Elfjähriger musste er wegen des Bürgerkriegs aus Georgien fliehen, die Familie ließ sich auf der Krim nieder. 2014 musste er von der Krim fliehen, weil er sich gegen die russische Besatzung aussprach. Seitdem ist er Rabbiner in Bratislava und der erste liberale Oberrabbiner der Slowakei. Mit dem neuerlichen Einmarsch Russlands in die Ukraine sind über eine halbe Million Ukrainer:innen über die Grenze in die Slowakei geflohen. Für jüdische Ukrainer:innen ist Kapustin dort die erste Anlaufstelle.

Auf so etwas kann man sich nicht vorbereiten, sagt er und schüttelt den Kopf. Immer noch hat er nicht ganz verdaut, dass es tatsächlich passiert ist. Als seine Frau ihm am 24. Februar 2022 in der Früh sagte, der Krieg habe begonnen, dauerte es trotzdem nicht lange, bis er zu handeln begann. Erst telefonierte er alle Freunde und Bekannten durch. Mit Februar ging auch das Ukraine-Telefon in Betrieb. Schaffen es Ukrainer:innen, die sich auf irgendeine Weise mit dem Judentum identifizieren, bis zur Grenze, ist Mikhailo Kapustin ihre Anlaufstelle. Dann geht die Arbeit des Rabbiners los. Schnell eine Unterkunft organisieren, Schulen für die Kinder oder einen Zahnarzttermin, Kontakte ins Ausland, denn viele sind nur auf der Durchreise. Manchmal auch nur ein paar Hundert Euro auf die Hand, aus dem Spendentopf. Dann lässt er die Menschen auf ein Blatt Papier schreiben, dass sie das Geld erhalten haben, macht ein Foto und schickt es an die Spender:innen. Kapustin ist keiner, der lange zögert, er arbeitet schnell und unbürokratisch. „Das sind nicht gerade Aufgaben, die ich im Rabbinerseminar gelernt habe. Aber wie es geschrieben steht: Wenn nicht ich, wer dann?“



**Rabbi Mikhailo Kapustin ist seit Beginn des russischen Angriffskriegs für jüdische Flüchtlinge erste Anlaufstelle in der Slowakei**

Für ihn kam der Krieg trotz des Schocks nicht unerwartet. Bereits einmal musste er vor russischer Besatzung in der Ukraine fliehen. Nach seinem rabbinischen Studium in London kehrte er auf die Krim zurück, wo er als Siebenundzwanzigjähriger liberaler Oberrabbiner wurde. Bis zum 20. Februar 2014, als Russland die Krim besetzte. „Unsere Stadt Simferopol ist von russischen Truppen besetzt! Helfen Sie uns, retten Sie unser Land, retten Sie die Ukraine!“, schrieb er damals in einem offenen Brief, der durch die Medien ging. Das Parlament war besetzt, die Synagoge wurde am selben Tag beschmiert.



Ukrainische Flüchtende an der ukrainisch-slowakischen Grenze in Vysne Nemecke-Uzhhorod am 8. März 2022

Am Tag des von der neuen russischen Regierung eingesetzten Referendums stieg er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in den Zug nach Kiew. Dort kam der Anruf aus der Slowakei.

### Das liberale jüdische Zentrum – offen für alle

Seitdem lebt und arbeitet er in Bratislava. Der drahtige Anfangvierzigjährige mit gestutztem Bart schaut nicht lange zurück. Innerhalb weniger Wochen hat er sich eingelebt, sagt er. Sein Einfluss ist deutlich zu spüren: Noch vor wenigen Jahren gab es keine Spur einer liberalen Gemeinde in der Slowakei. Zwar hat jüdisches Leben in dem Land eine reiche Geschichte, aber die heutige Gemeinde ist sehr klein. Von denen, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatten, verließen die meisten die damalige Tschechoslowakei zur Zeit der russischen Besatzung 1968. Das liberale jüdische Zentrum, das mit Mikhailo Kapustin eröffnet wurde, ist das erste seiner Art seit der Zeit zwischen den Weltkriegen. Der Rabbiner hält dort nicht nur religiöse Veranstaltungen ab. Es gibt auch Vorträge, soziale Events und Programme für Kinder.

Seit Februar kommen neben slowakischen auch ukrainische Kinder in die Sunday School des liberalen Zentrums. Vor allem die Eltern hätten sich am Anfang Sorgen wegen der Sprache gemacht. Ohne Grund, findet Kapustin. „Kinder finden immer eine gemeinsame Sprache.“ Auch den Eltern rät er, die neue Sprache zu sprechen, selbst wenn sie anfangs Fehler machen. Zuhause sprechen die Kapustins Russisch. Doch mittlerweile ar-

beitet der Rabbiner in fließendem Slowakisch, gibt Interviews auf Slowakisch, spricht in Podcasts.

Ungefähr hundert jüdische Ukrainer:innen und ihre Familien sind in der Slowakei geblieben und ergänzen die kleine slowakische Gemeinde. Sehr viel mehr sind durch die Slowakei in andere Länder gereist, nach Österreich oder Deutschland. Vielen von ihnen hat Kapustin Hilfe von anderen Stellen vermittelt. Einige der Geflüchteten wollen zurück in die Heimat, sobald sich die Lage beruhigt. Für die meisten, die geblieben sind, hat sich wegen der ungewissen Zukunft der Ukraine aber

«**Kapustin erzählt von einem jüdischen Sohn, der mit seiner nichtjüdischen Mutter und einer weiteren nichtjüdischen Familie unterwegs war. „Soll ich da etwa die Familie trennen?“**»

so etwas wie Alltag eingestellt, eine Art Normalität. Kapustin gibt allen denselben Rat: Geht raus, sagt er ihnen, und wenn es nur auf die Straße ist. Besser, als in den eigenen vier Wänden zu bleiben und zu viel nachzudenken.

Die Menschen brauchen mittlerweile mehr als nur materielle Hilfe, sagt er. Sie brauchen Freundschaften, ein soziales Umfeld. Dass die Flucht vor allem den Kindern schwerfällt, weiß Kapustin aus eigener Erfahrung. Er war elf Jahre alt, als in Georgien der Bürgerkrieg ausbrach und er seine Schule und all seine Freunde zurücklassen

musste. Mit seiner Mutter und ein paar Koffern flog er zuerst nach Sotchi, bevor sie in Simferopol, der Hauptstadt der Krim, ankamen. Es dauerte, bis er sich in der neuen Heimat zurecht fand.

Über vier Millionen ukrainische Kinder mussten im ersten Kriegsjahr ihr Zuhause verlassen, die Hälfte davon sind in andere Länder geflüchtet. Weltweit leben etwa siebeneinhalb Millionen Ukrainer:innen nach ihrer Flucht im Ausland und versuchen, zumindest temporär ein neues Zuhause zu finden. Manchen fällt das leichter, manchen schwerer. Seine Frau habe nach der Flucht 2014 lange zu kämpfen gehabt, erzählt Kapustin. Sie ist

**« Kapustin gibt allen denselben Rat: Geht raus, und wenn es nur auf die Straße ist. Besser, als in den eigenen vier Wänden zu bleiben und zu viel nachzudenken »**

auf der Krim geboren und aufgewachsen, hatte dort eine erfolgreiche Kanzlei. Marina Kapustina ist Anwältin und Influencerin. Keine typische Rebbetzin, sagt ihr Mann. Entscheidungen, wie den Entschluss, die Heimat zu verlassen, trifft das Ehepaar gemeinsam. Bei der Flüchtlingshilfe arbeiten sie im Tandem. Einmal braucht sie Ressourcen, auf die er Zugriff hat, dann wieder braucht er von ihr Kontakte.

Mikhailo Kapustin ist ein Rabbiner der Kommunikation. Er arbeitet mit dem Rabbiner der orthodoxen Gemeinde in Bratislava eng zusammen und bemüht sich um Kontakte nach außen. Er spricht mit christlichen Priestern in Talkshows, geht zu interreligiösen Veranstaltungen, zeigt, was für die slowakische jüdische Gemeinde ungewöhnlich ist: Wir als Gemeinde sind offen. Offenheit nach außen braucht eine osteuropäische jüdische Gemeinde. Nicht alle Menschen aus der Ukraine, mit denen Kapustin zu tun hat, sind tatsächlich jüdisch.

Das hat mehrere Gründe. Kapustin erzählt von einem jüdischen Sohn, der mit seiner nichtjüdischen Mutter und einem Freund der Familie unterwegs war, und einer weiteren nichtjüdischen Familie. „Soll ich da etwa die Familie trennen?“ Er allein habe nicht unendliche Ressourcen. Aber wo er helfen kann, hilft er. Auch wenn die Herkunft der Menschen manchmal kompliziert sei.

Zum einen sind in einer Fluchtsituation nicht immer alle Dokumente vorhanden, um jüdische Vorfahren nachzuweisen. Auch sind viele der Geflohenen unter anderem durch jahrzehntelangen sowjetischen Druck stark assimiliert. Wer jüdisch ist und wer nicht, ist vor allem in Osteuropa nicht immer einfach zu bestimmen. In der ehemaligen Sowjetunion wurde bis 1974 die Nationalität eines Kindes nach dem Vater bestimmt. Ein Kind mit jüdischer Mutter hat somit in seinen Dokumenten vielleicht nur den Namen des russischen oder ukrainischen Vaters stehen. Wer ist nun jüdisch? Darauf hat Kapustin eine sehr jüdische Antwort: „Du bist jüdisch, wenn du jüdische Enkelkinder hast“, sagt er und lächelt.

Kapustin weiß, das Thema ist nicht einfach. „Ich bin Jude“, sagt er über seine eigene Identität. „Aber politisch bin ich Ukrainer.“ Das Gefühl, auch Ukrainer zu sein, sei erst mit der Zeit gekommen. Erst als er als Jugendlicher den ukrainischen Pass ausgestellt bekam, begann er sich als Ukrainer zu fühlen. Erst während der orangen Revolution von 2003 begann er sich stark mit dem Land zu identifizieren. Mittlerweile ist Kapustin in Bratislava zuhause. Seine Kinder gehen in die Schule, auch seine Frau hat sich in der Stadt eingelebt, und die Gemeinde braucht ihn. Hier hat er das Gefühl, etwas bewirken zu können.

Sein Vater, ein Marineoffizier, hatte viele Bücher zuhause, erzählt Kapustin, die meisten davon auf Russisch. Diese Bücher lagen damals in Georgien immer in Kisten, so reist es sich leichter. Seine eigenen Bücher, und die wichtigsten, die er aus der Bibliothek seines verstorbenen Vaters mitgenommen hat, stehen bei Kapustin in Bratislava mittlerweile in Bücherregalen. Er hat vor zu bleiben. ☺

## ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



FOTO: FOTO WILKE



**Präsident Oskar Deutsch und die Israelitische Kultusgemeinde Wien wünschen allen Leserinnen und Lesern, Freunden und Bekannten ein frohes Pessachfest!**



© adheos/afizacs

**WIE  
GEHT'S  
DIR?**

+43 (0)1 214 90 14

**Anonym &  
kostenlos**

**HINSCHAUEN, ZUHÖREN, HELFEN**

**WIR SIND FÜR DICH DA**

Wenn du Hilfe suchst oder du dir  
um jemanden Sorgen machst.



**ESRA Psychosoziales  
Gesundheitszentrum**  
& Partnerorganisation der IKG  
Tempelgasse 5, 1020 Wien

Lass uns reden, ruf uns an:  
TEL: +43 (0)1 214 90 14  
[www.esra.at/angebote/krisenhilfe](http://www.esra.at/angebote/krisenhilfe)

Wir sind erreichbar:  
Mo - Do 8:00 - 19:00  
FR 8:00 - 14:00

# Déjà-vu – Gedanken zu Lust und Last des Wiedererlebens

*Wie ein emigrierter russischer Jude in Österreich die Debatte über seine ehemalige Heimat empfindet*

Vladimir Vertlib

Sie kennen das sicher auch: Es begegnet Ihnen jemand, oder Sie erleben etwas und haben den Eindruck, diesen Augenblick schon einmal erlebt, die Person schon früher gesehen zu haben. Déjà-vu. Mit dem Alter häufen sich Erlebnisse dieser Art. Vor Kurzem sah ich in einer Straßenbahn in Wien eine Frau – sie saß mir gegenüber – und war plötzlich überzeugt davon, es handle sich um eine Jugendliebe von mir. Dieselben Augen, dieselben Gesichtszüge, dieselbe Neigung des Kopfes, die Figur nur unwesentlich stämmiger als damals, dieselbe Art, sich nervös durchs Haar zu fahren, derselbe etwas fahrig, leicht spöttische Blick.

Schon wollte ich die Dame ansprechen und fragen, wie es ihr in all den Jahren ergangen war, da realisierte ich, dass ich es mit einer Person von Anfang, höchstens Mitte dreißig zu tun hatte. In die Frau, für die ich sie gehalten hatte, war ich allerdings zu einem Zeitpunkt verliebt gewesen, als die Frau, die mir nun gegenüber saß, wahrscheinlich noch in den Windeln lag oder gar nicht geboren war. War sie vielleicht die Tochter meiner Jugendliebe? Eine andere Verwandte? Oder eine später Geborene, die ihr zufällig ähnlich schaute?

« Ich selbst wollte stark sein und souverän wirken und dadurch gerade von jenen, die mich einst hätten umbringen wollen, Anerkennung bekommen »

Vielleicht spielten mir auch schlichtweg meine Erinnerung und meine Wahrnehmung einen Streich. Ich weiß es nicht. Dass sich etwas wiederholt, oder dass wir glauben, dass es sich wiederholt, ist ein wesentlicher Bestandteil dessen, wie wir die Welt wahrnehmen. Oft hilft uns das, die Welt zu verstehen oder zu ertragen. Das eben geschilderte Déjà-vu-Erlebnis war jedenfalls mit Nostalgie, aber auch mit Wehmut verbunden, bewirkte aber trotzdem, dass ich milde lächelnd und gut gelaunt aus der Straßenbahn ausstieg.



Hitzige Anti-Waldheim-Demonstration 1986 am Heldenplatz. Im Hintergrund das von Alfred Hrdlicka entworfene Holzpferd

Die meisten Déjà-vus bereiten mir jedoch keine Freude mehr. Dazu gehören im besonderen Maße Berichte aus dem Nahen Osten. Liest man Nachrichten aus dem Jahre 2022 und aus den Jahren 2012 und 2002, so sind diese praktisch ident. Man braucht nur die Jahreszahlen und die Namen einiger handelnder Personen auszutauschen, und die Nachrichten sind nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Dasselbe gilt mit einigen Abstrichen für fast alle Zeitungs- und Fernsehberichte der letzten fünfzig Jahre.

Seit Jahrzehnten bekämpfen, töten und verletzen Israelis und Palästinenser:innen einander an denselben Orten, aus denselben Gründen und unter Verwendung derselben Rhetorik. Man müsste nur ein wenig retuschieren und die zeit- und modebedingten Unterschiede ausblenden, schon ist man mit den wohl stimmigsten Déjà-vus konfrontiert, die man sich vorstellen kann. Die Menschen der Region haben sich daran gewöhnt. Der Aberwitz scheint längst zu einem Teil ihrer Identität geworden zu sein. Ich stelle mir vor, wie die Menschen



**Kriegsschauplatz damals wie heute. Das Bild aus 1943 zeigt Soldaten der Deutschen Wehrmacht während der Belagerung von Leningrad**

reagieren würden, wenn plötzlich, über Nacht, der Konflikt gelöst wäre und Frieden einkehren würde. Viele wären erleichtert, andere jedoch verstört, fassungslos. Und manche müssten sich fragen, wer sie dann noch sind und was sie ausmacht, wenn ihnen der Feind und die ewige Bedrohung plötzlich abhanden kämen? Im besten Falle würden sie die heldische Vergangenheit beschwören, im schlimmsten – ein neues Feindbild kreieren.

### **Leichen im Keller, Schmutz unter Teppiche gekehrt**

Ein anderes Beispiel, das exemplarisch aufzeigt, was mir gleichermaßen nahegeht: Vor wenigen Wochen nahm ich an der Buchpräsentation einer Kollegin teil, in deren Roman, einer Familiengeschichte, es um das Schicksal eines Wehrmachtssoldaten im Zweiten Weltkrieg, um seine Nachkommen und die Suche nach der Wahrheit geht. Was haben der Großvater und Urgroßvater während des Krieges getan? War er in Kriegsverbrechen verwickelt? Nach dem Leseteil und dem Podiumsgespräch wollte eine ältere Frau aus dem Publikum wissen, ob das Wühlen in der Vergangenheit immer noch sinnvoll und zeitgemäß sei, und ob sie als eine nach dem Zweiten Weltkrieg Geborene irgendeine Schuld für die Verbrechen jener Zeit empfinden sollte. Warum müsse sie sich denn ständig mit diesem Thema beschäftigen? Schließlich fragte sie die Autorin, ob diese auch ein Buch über den Krieg in der

Ukraine schreiben würde, was Letztere mit der Begründung verneinte, ihr fehle dafür das nötige Wissen.

Dieses Erlebnis war mehr als ein Déjà-vu. Das war eine Heimkehr – zurück in die 1970er- und 1980er-Jahre, zu Entfremdung und Unbehaglichkeit im potenziellen Feindesland Österreich. Leichen im Keller. Schmutz unter zahlreiche bunte Teppiche gekehrt. Dunkle Seelen, die nach gedanklichen und emotionalen Säuberungen gierten.

Schon als Kind und als Jugendlicher hörte ich sowohl von älteren als auch von jungen Menschen, es solle doch „endlich Schluss“ sein mit der lästigen Vergangenheitsbewältigung, und das zu einem Zeitpunkt, als diese hierzulande noch nicht einmal richtig begonnen hatte. Bezeichnenderweise hatte ich damals, als die Täter der Nazizeit noch lebten und ihre Kinder noch jung waren, viel öfter ein schlechtes Gewissen, über meine Wut und Betroffenheit zu reden, als heute, zwei Generationen später. Schon als Volksschulkind wusste ich, dass ich in diesem Land vielleicht sogar von einigen der Menschen, die ich kannte, ermordet worden wäre, wenn ich hier und nur einundzwanzigeinhalb Jahre früher auf die Welt gekommen wäre. Dies verstörte und ängstigte mich. Ich konnte es nicht verstehen.

Mir war zwar klar, dass jene Zeiten vorbei waren und nicht wiederkommen würden. Aber konnte ich mir dessen wirklich sicher sein? Wem in dieser Welt konnte



Ukrainische Soldaten an der Front nahe Bakhmut, wo im Jänner 2023 schwere Kämpfe gegen die russischen Invasoren stattfanden

man denn schon vertrauen? Am wenigstens der Welt selbst und ihren schicksalhaften Intentionen mir gegenüber. Und dennoch: Als Kind wollte ich dazugehören, ich wollte mich anpassen und gefallen, wollte nicht verärgern und irritieren. Meine Gefühle zählten nicht. Österreich war fast ausnahmslos ein Land der Mörder:innen und ihrer Nachkommen – mit allen damit verbundenen Facetten und Abgründen. Ich selbst wollte stark sein und souverän wirken und dadurch gerade von jenen, die mich einst hätten umbringen wollen, Anerkennung bekommen. Ich wollte Menschen verändern, zum Umdenken bewegen und blieb doch nur klein und ohnmächtig. Wann immer ich versuchte, die gängigen Narrative des allgemeinen Nichtgewussthabenwollens, der fatalistischen Unausweichlichkeit-des-Mitmachens-Erklärung, der selbstgerechten Anständiggebliebenseins-in-schweren-Zeiten-Phrase, des vorwurfsvollen Müssen-wir-wirklich-wieder-darüber-Redens, der angriffligen Die-Juden-in-Israel-sind-ja-die-Nazis-von-heute-Provokation, der apologetischen Nicht-jeder-ist-ein-Held-Rhetorik und der stolzen Saubere-Pflichterfüllung-Behauptung infrage zu stellen oder – was als noch schlimmer und ungehöriger wahrgenommen wurde – dieser die eigene Betroffenheit und die eigene Familienerfahrung des Verachtet-, Verfolgt- und auf grausame Weise Ermordetwerdens entgegenzustellen, wurde ich entweder direkt oder indirekt

gemaßregelt, indem man mir ein schlechtes Gewissen machte. Als Gastarbeiterkind solle ich überhaupt dankbar sein, dass ich hier sein und bleiben durfte, hieß es. Österreich war ein gutes Land. Wozu alte Geschichten aufwärmen? Man beiße nicht die Hand, die einen füttert. Ich solle mich nicht auf alttestamentarische Weise danebennehmen. „Auge um Auge“ funktioniert aber ohnehin nicht, wenn alle so tun, als wären sie blind.

**« Wozu alte Geschichten aufwärmen? Man beiße nicht die Hand, die einen füttert. Ich solle mich nicht auf alttestamentarische Weise danebennehmen. „Auge um Auge“ funktioniert aber ohnehin nicht, wenn alle so tun, als wären sie blind »**

Immerhin haben sich die Zeiten im Laufe eines halben Jahrhunderts dahingehend geändert, dass drei Leute aus dem Publikum der Dame widersprachen und erklärten, wie sehr die Beschäftigung mit der Kriegsvorgangheit ihrer eigenen Familien für ihre Selbstfindung und ihren Seelenfrieden wichtig gewesen sei. Das hätte es früher in dieser Form nicht gegeben, und wenn, dann wären gewiss einige weitere Wortmeldungen zur Unterstützung der erwähnten älteren Dame getätigt worden, und

diese zweifellos in jenem Tonfall, der für eine bestimmte Generation bei uns so typisch war, wenn sie einmal in Rage geriet.

Was mich besonders unangenehm berührte, war die Erwähnung des Krieges in der Ukraine, so als nähmen die Verbrechen von heute durch ihre Ungeheuerlichkeit jenen von gestern und vorgestern ihre Bedeutung und Relevanz für die Gegenwart. Dass Putins Angriffs- und Vernichtungsfeldzug einige Vorspiele und Generalproben in fernerer Ländern wie Syrien oder Georgien gehabt hatte (was bei uns allerdings kaum jemanden dazu animiert hatte, eine heimische Autorin zu fragen, ob sie darüber schreiben wolle), wurde genauso wenig oder kaum zur Kenntnis genommen wie die Tatsache, dass in Russland gerade die mangelnde selbstkritische Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit, nicht zuletzt mit den eigenen Familiengeschichten, Putins „Fortsetzungskrieg“ gegen Phantom-Nazis in der Ukraine und den vermeintlichen Erzfeind im Westen erst möglich gemacht hatte.

**« Was mich besonders unangenehm berührte, war die Erwähnung des Krieges in der Ukraine, so als nähmen die Verbrechen von heute durch ihre Ungeheuerlichkeit jenen von gestern und vorgestern ihre Bedeutung und Relevanz für die Gegenwart »**

Wenn ich an Putins Krieg in der Ukraine denke, sind meine eigenen Déjà-vus vielfältig: Sie reichen von den Geschichten meiner Eltern über Krieg und Verfolgung, die an mich als Kind weitergereicht wurden, als wäre dies ein kostbares Erbe, das ich behalten und hüten sollte, und keine sekundäre Traumatisierung, bis zu jenen infamen Geschichtsverfälschungen, die ich als gelernter Österreicher kenne und die alles ins Gegenteil dessen verkehren, was und wie es eigentlich gewesen ist.

#### **Tradition eines „unwahrscheinlichen Überlebens“**

Als ich im September 2022 mit zwei aus Mariupol geflüchteten Familien längere Interviews durchführte, wurde ich unmittelbar an die Erzählungen meiner Mutter über die Leningrader Blockade vor achtzig Jahren erinnert. Für meine Mutter sind manche Erlebnisse jener Zeit so präsent, als wären sie gestern passiert. Die Traumatisierung wirkt bis heute nach, und als ich den siebenjährigen Jungen aus Mariupol betrachtete und sah, wie er Krieg spielte, wusste ich, dass er seine Traumata vielleicht bis ins 22. Jahrhundert mit sich tragen und an seine Kinder und Enkelkinder weitergeben wird.

Was an mich weitergegeben wurde? Zum Beispiel die Tatsache, dass eine Form des Vernichtungsfeldzugs, den Nazi-Deutschland (auch) gegen meine Familie geführt hatte, durch eine andere neutralisiert wurde und dieser damit das

Leben gerettet hatte. Die eine Form war die Shoah, die geplante Auslöschung des jüdischen Volkes, die zweite Form war die Leningrader Blockade – das bewusste Aushungern der Stadt Leningrad, in der sich meine Eltern und Großeltern aufhielten, bis sie 1942 mit anderen Zivilist:innen aus der belagerten Stadt weggebracht wurden.

Hätte die NS-Führung im Herbst 1941 beschlossen, die Stadt im Sturm zu nehmen, statt sie zu umzingeln und zu warten, bis die meisten Zivilist:innen verhungerten, um auf diese Weise die eigenen Verluste zu minimieren und Munition zu sparen, wären meine Eltern nach der Eroberung der Stadt wahrscheinlich als Juden ermordet worden. Nachdem die Stadt aber niemals eingenommen wurde und meine Eltern das Glück hatten, nicht zu verhungern, haben sie den Krieg überlebt. Anderenfalls gäbe es mich nicht.

Einer paradoxen Perversion folgend, verdanke ich also letztlich einem Völkermord (nämlich jenem gegen die gesamte Einwohnerschaft von Leningrad) mein Leben. Die statistische Wahrscheinlichkeit, in Leningrad nicht zu verhungern (etwas mehr als die Hälfte der Einwohner:innen überlebte die Blockade, fast eine Million starb allerdings), war höher, als unter der deutschen Besatzung als Jude oder Jüdin nicht ermordet zu werden (etwa neunzig Prozent aller Juden in dem von deutschen Truppen besetzten Gebiet der Sowjetunion wurden ermordet). Es stellt sich die Frage, welche Schlussfolgerungen daraus ich für mein Leben zu ziehen habe ...

Der Krieg ist wohl das schlimmste Déjà-vu der Menschheit. Meine Großmutter erzählte mir zum Beispiel, dass sie sich als Kind über den Ausdruck „Melnikikh yorn“ wunderte, den ihre eigene Großmutter oft verwendete, wenn sie von etwas Schrecklichem erzählte, das lange zurück lag, aber immer noch nachwirkte. Es ging um Krieg, Armut, Elend und Verfolgung, die so schlimm waren, wie seit den seltsamen, düsteren „Melnikikh yorn“ nicht mehr.

Armut, Elend und Verfolgung sowie Weltkrieg und Bürgerkrieg prägten die Kindheit und Jugend meiner Großmutter, die 1908 in Belarus geboren wurde und Ende der 1920er-Jahre nach Leningrad umzog. Was es mit dem seltsamen Ausdruck auf sich hatte, verstand sie erst viel später: Gemeint war mit diesen Worten auf Jiddisch die Zeit (die Jahre – „yorn“) von Bogdan Chmelnyzkyj. Dieser lebte von 1595 bis 1657, war ein ukrainischer Kosakenanführer, der gegen den polnisch-litauischen Staat kämpfte, der damals neben Polen und Litauen die heutige Ukraine und das heutige Belarus beherrschte, in Teilen der heutigen Ukraine einen Kosakenstaat errichtete, den er 1654 als autonomes Gebiet an Russland anschloss, und sowohl in Russland, in der ehemaligen Sowjetunion als auch in der heutigen Ukraine als Nationalheld gesehen wurde und wird.

Während des von ihm geführten Krieges massakrierte Chmelnyzkyj neben Pol:innen sowie echten und

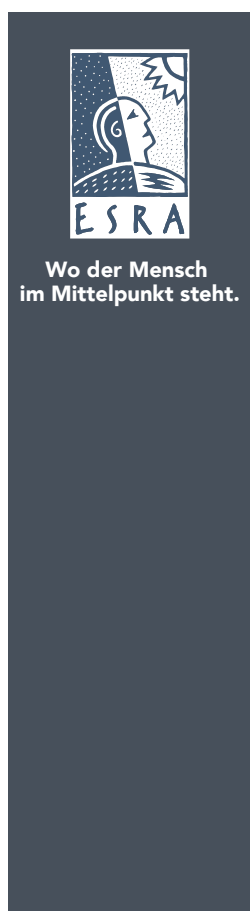
vermeintlichen Feinden fast die gesamte jüdische Bevölkerung – Schätzungen gehen von mehr als hunderttausend Toten aus. Vergessen war diese Zeit des Schreckens auch 250 Jahre später noch nicht. Sie hatte sich tief ins kollektive Gedächtnis der jüdischen Bevölkerung eingegraben. In den derzeit gängigen Propagandanarrativen spielt Chmelnyzkyj allerdings keine Rolle. Immerhin besitzt er ein aus der Zarenzeit stammendes großes Denkmal in Kiew, das bis heute als Wahrzeichen der Stadt dient. Er war es, der Kiew, die „Mutter aller russischen Städte“, wie sie in Russland oft immer noch genannt wird, vom polnischen Joch befreit und dem „heimatlichen Russland“ zugeführt hatte. Er war aber auch der Gründer eines ersten halbstaatlichen ukrainischen Gebildes, das bis in die Zeit Peters des Großen einen hohen Grad an Selbstverwaltung besaß. So bleibt er ein Held für beide Seiten. Dass er ein Massenmörder und Antisemit war, wird wiederum von beiden Seiten geflissentlich vergessen, obwohl beide vorgeben, in diesem Krieg gegen den Faschismus zu kämpfen.

Ironischerweise war es die 300-Jahr-Feier des damals als „Wiedervereinigung“ angesehenen Anschlusses der heutigen Zentralukraine mit Kiew an das Russische Reich im Jahre 1654, anlässlich derer Nikita Chruschtschow 1954 die davor zu Russland gehörende Halbinsel Krim der Ukraine „schenkte“. So kam die Krim

ausgerechnet dann zur Ukraine, als die Russifizierung derselben gefeiert wurde, und sie wurde „heim ins Reich“ geholt, um eine Ukrainisierung zu verhindern, die ihr niemals gedroht hatte. Auf diese Weise wurden und werden Kriege vorbereitet. Déjà-vu!

### Daheim in einem dauernden Dazwischenraum

Herkunft und Sprache, Geschichte, Zugehörigkeit und Identifikation – was unsere Vielfalt ausmacht, kann genauso zu einem Fluch werden. In Österreich war ich anfangs „der Tschusch“, in Russland galten meine Eltern aufgrund ihrer jüdischen Herkunft als Fremde – sogar der von mir geschätzte Schriftsteller und Nobelpreisträger Alexander Solschenizyn schrieb einst, ein Jude könne die Weite, die Hinter- und Abgründigkeit der russischen Seele niemals ganz verstehen, auch wenn er in Russland geboren und aufgewachsen sei –, in Israel liefen, als ich neun Jahre alt war, Mitschüler mit Messern bewaffnet hinter mir her, um mich zu beschneiden und damit einen „richtigen Juden“ aus mir zu machen (nein – sie haben mich nicht erwischt!), in den USA war ich ein Zuwanderer, der keiner der großen Gruppen angehörte, die in meinem Viertel den Ton angaben, und in den anderen Ländern war ich nicht lange genug, um überhaupt zu verstehen, was die Leute redeten. Auf Reisen in Deutschland hielten mich die einen für einen Bayern, andere





**In Odessa wurde im Dezember 2022 die Statue von Zarin Katherina der Großen von ihrem bisherigen Standort entfernt**

wiederum wollten von mir eine Erklärung dafür, warum Österreich ein „Naziland“ sei (ich spreche von einer Zeitspanne, die von der Präsidentschaft Kurt Waldheims über die Epochen Jörg Haiders und H. C. Straches bis zur Kanzlerschaft von Sebastian Kurz reichte – also über mein halbes Leben). So musste ich die für mich höchst seltsame, aber letztlich doch amüsante Rolle übernehmen, als „Patriot“ aufzutreten und als Zuwanderer und Jude Deutschen (sic!) zu erklären, dass wir Österreicher:innen nicht allesamt Rechtsradikale, Faschist:innen und FPÖ-Anhänger:innen seien. Gleichermäßen kurios war es, dass mir eine junge, in Wien lebende ukrainische Journalistin

### « Der Krieg ist wohl das schlimmste Déjà-vu der Menschheit »

und Aktivistin kürzlich „kolonialistisches Denken“ vorwarf, weil ich die Hoffnung geäußert hatte, dass die russische Sprache in der Ukraine weiterhin eine Zukunft habe beziehungsweise von russischsprachigen ukrainischen Schriftsteller:innen weiterhin verwendet werde. Die russische Sprache sei in der Ukraine nicht gefährdet, und ich wisse das, erklärte sie mir empört. Vielmehr sei es ja die ukrainische Sprache, die von den russischen

Machthabern dreihundert Jahre lang unterdrückt worden sei.

Heutzutage, in Zeiten des Krieges, ist es allerdings so, dass russischsprachige Autor:innen in der Ukraine unter dem gesellschaftlichen Druck stehen, die Sprache zu wechseln und Ukrainisch zu schreiben, oder von sich aus diesen Wunsch verspüren. Ich selbst hingegen sehe im Verlust der sprachlichen Vielfalt eine kulturelle Verarmung, definiere ein modernes Land in erster Linie als eine Werte- und Schicksalsgemeinschaft mit einem gemeinsamen kulturellen und institutionellen Fundament und weniger als einen auf gemeinsamen sprachlichen oder gar ethnischen Grundlagen basierenden Nationalstaat.

Bis zum 24. Februar 2022 waren die russische Sprache und Kultur in der Ukraine niemals gefährdet. Heute jedoch werden Puschkin-Denkmäler abgetragen, nach russischen Künstler:innen benannte Plätze werden umbenannt, Bibliotheken kaufen keine russischen Bücher mehr ein, und auch Menschen, deren Muttersprache Russisch ist, bemühen sich, in der Öffentlichkeit Ukrainisch zu sprechen. Letzteres ist angesichts der Kriegssituation emotional verständlich. Trotzdem habe ich etwas dagegen, wenn Menschen in der Ukraine sich so verhalten, wie es ihnen Putin und seine Clique unterstellen. Tun sie das, hat das Putin-Regime einen

propagandistischen Etappensieg davongetragen und die Ukraine ist kulturell ärmer geworden. Gegen eine solche Entwicklung aufzutreten, hat nichts mit Kolonialismus zu tun. Die junge ukrainische Aktivistin wollte mir in diesem Punkt allerdings nicht folgen.

So war ich also das eine Mal ein Tschusch, das andere Mal ein österreichischer Patriot, einmal ein Jude, der die russische Seele niemals verstehen könne, dann wiederum ein großrussischer Kolonialist, der die Ukraine russifizieren möchte. Dabei hatte ein Putin-Anhänger, mit dem ich in einem sozialen Netzwerk zu diskutieren versucht hatte, gedroht, mir den Kopf abzuschneiden. Für ihn war ich ein „Liberast“ (die Verbindung der Worte „Liberaler“ und „Päderast“), ein bezahlter Troll, ein Anhänger der „Ukro-Faschisten“ des angeblichen Nazi-Regimes in Kiew (Nazis, die von einem Juden angeführt werden – doch Logik spielt in Zeiten der von Wut und Empörung befeuerten Selbstherrlichkeit selten eine Rolle) ...

Manchmal kommt es mir vor, als verkörperte ich nicht nur ein typisches Bild des „Anderen“ für alle möglichen Leute, sondern würde manchmal durch meine Uneindeutigkeiten andere und sogar mich selbst provozieren. Mag ja sein, dass dies meine eigentliche Lebensaufgabe ist. Ich habe mich wohl oder übel dauerhaft in einem Zwischenraum eingerichtet. Dort verbleibe ich und

bin dennoch stets unterwegs, habe gleichzeitig die nötige Nähe und Distanz zu den Dingen, um involviert zu sein und sie dennoch nüchtern zu betrachten. Ich bin ange-rührt und selbstironisch, leidenschaftlich, betroffen, bleibe aber, soweit möglich, auch kritisch. Manchmal hoffnungslos und dennoch hoffend versuche ich, im Rahmen meiner bescheidenen Möglichkeiten gestaltend einzugreifen, auf dass die Welt ein etwas besserer Ort werde ...

**« Manchmal kommt es mir vor, als verkörperte ich nicht nur ein typisches Bild des „Anderen“, sondern würde durch meine Uneindeutigkeiten andere und sogar mich selbst provozieren »**

„Auch hoffnungslos hoff ich im Leben“, heißt es im Gedicht „Contra spem spero“ der großartigen, bei uns aber leider kaum bekannten ukrainischen Schriftstellerin Lessja Ukraïнка (1871–1913).

„Ich pflanze auf steinigem Felde / Ein Blumenmeer, bunt wie die Welt. / Ich pflanz' sie bei frostiger Kälte, / Selbst dann, wenn der Schnee darauf fällt. / Ich gieße mit bitteren Tränen / Die Blumen bei klirrendem Frost. / Das Eis, es zergeht und lässt wähen / Den Frühling, und das ist mein Trost.“

☺

» Weil das Leben nicht nur aus Arbeit besteht.



Festtage gehören zu den besonderen Momenten im Leben. Die Bank Austria wünscht der jüdischen Gemeinde ein schönes Pessach-Fest.

# Shalom Alaikum!

*Wie eine jüdische Wienerin dazu kam, muslimischen Geflüchteten zu helfen*

Miriam Tenner

**O**ptimistisch, positiv denkend, niemals aufgeben, zukunftsorientiert – diese Eigenschaften habe ich von meinem Vater geerbt. Er war Untergrundkämpfer während der Shoah und hatte sehr vielen Menschen unter widrigen Umständen und unter Einsatz seines Lebens das Leben gerettet. Das im Untertitel genannte Zitat ist von ihm. Er sagte das oft, wenn ich ihn fragte, wie er in dieser Zeit überlebt hatte und woher er die Kraft bezog, auch noch anderen Menschen zu helfen.

Ich bin ein ungeduldiger Mensch. Einfach nur sitzen und zuschauen liegt mir nicht. Etwas mitgestalten, aktiv sein ist Teil meiner DNA. Ist die Energie, die ich brauche und die mich antreibt. Als im Sommer 2015 Informationen und Bilder über endlose Flüchtlingsströme wie eine Lawine auf uns zurollten, war ich zutiefst betroffen. Die Tragödie in Parndorf mit über siebzig Flüchtlingen – Männer, Frauen, Kinder –, die in einem Lkw einfach erstickt waren bei dem verzweifelten Versuch, die Grenze zu überqueren.

Ich war einfach fassungslos. Traiskirchen – hoffnungslos überfüllt. Die diversen Flüchtlingslager im In- und Ausland mit untragbaren Zuständen. Ich war zutiefst beschämt – ein „Fremdschämen“, dass es in Europa wieder möglich ist, Menschen wie Aussätzige zu behandeln. Die Überforderung der staatlichen Institutionen wurde offensichtlich, so beschloss ich, selbst aktiv zu werden. – ich wollte und musste jetzt etwas tun.

Die Tatsache, dass es sich größtenteils um Menschen aus Syrien, dem Irak und Afghanistan handelte, hatte für mich zunächst keine Bedeutung. Ich wollte nur meinen Beitrag leisten, von Mensch zu Mensch. So begann ich zunächst bei mir zuhause nach brauchbaren Dingen wie Decken und Jacken zu suchen und machte mich auf den Weg zum Westbahnhof. Die Situation vor Ort war ziemlich chaotisch. Die Caritas hatte eine Abgabestelle für notwendige Dinge eingerichtet und bemühte sich um Notschlafstellen. Aber der Andrang von Menschen war kaum zu bewältigen. Auch war nicht ganz klar, wer in Österreich bleiben und um Asyl ansuchen würde und wer

auf der Durchreise ist. Der Anblick dieser erschöpften Menschen, hungrig, mit wenig Hab und Gut und weinenden Kindern, löste bei mir große Betroffenheit aus.

Am Westbahnhof hatte sich bereits eine Gruppe helfender Menschen eingefunden, die zumindest für die Kinder einen Zufluchtsort bieten wollten. So wurde die VIP-Lounge kurzerhand zu einem „kids corner“ umfunktioniert. Es wurde nicht lange gefragt, ob das erlaubt ist, es waren fast anarchische Zustände. Eine offizielle Genehmigung seitens der ÖBB-Generaldirektion gab es meines Wissens nach nicht, aber der „kids corner“ wurde geduldet. Sehr schnell wurde dies zu einer wichtigen Anlaufstelle für Flüchtlingsfamilien mit Babys und Kleinkindern. Es war ein „safe house“, wo es für ein paar Stunden eine Auszeit gab. Die Kinder konnten spielen, etwas essen und sich mit den Eltern einfach ausruhen.

## **Im Notfall koscheres Essen für Muslim:innen**

Die Betreuung erfolgte ausschließlich durch Freiwillige, bunt zusammengewürfelt. Ich sah, wie dankbar die Menschen für ein freundliches Wort, für ein wenig Menschlichkeit waren. Die Koordination unter den Freiwilligen funktionierte großartig. Man vernetzte sich spontan und tauschte schnell Telefonnummern aus.

Es kamen auch immer mehr Menschen, die helfen wollten – entweder mit Zeit oder auch mit Sachspenden. Hier ergaben sich die ersten Probleme. Ein Beispiel waren Essensspenden, die wir nicht annehmen konnten, da sie Schweinefleisch enthielten. Einige wussten nicht, dass Muslim:innen kein Schweinefleisch essen. Sie waren uns dankbar für den Hinweis und meinten, sie würden das nächste Mal darauf achten. Andere wiederum wurden laut. „Undankbar sind diese Flüchtlinge, solange sie hier sind, sollen sie essen, was sie von uns bekommen.“

Eine Freundin hatte dann die Idee, koscheres Essen von der jüdischen Schule zu holen. Sie wusste, dass dort immer wieder Mahlzeiten übrig blieben, und was koscher ist, das ist auf jeden Fall halal. Ein kurzer Anruf genügte. So wurde zumindest zwei bis dreimal pro Woche das Essen abgeholt und zum „kids corner“ gebracht.

Anfang Oktober fragte mich eine Bekannte, ob ich mich um einen jungen Syrer kümmern könnte, der ziemlich „lost“ sei und in Österreich um Asyl angesucht habe. Sie meinte noch, er habe einen jüdischen Vater und deswegen rufe sie mich an ... Ich meldete mich kurzerhand bei ihm. Wir trafen uns in einem Wiener Kaffeehaus. Ich war sehr neugierig auf diese Begegnung, denn bisher hatte ich Flüchtlingen zwar geholfen, aber persönliche Gespräche haben sich nur rudimentär ergeben.

Er war mir von Anfang an sympathisch, so beschloss ich, ihn unter meine Fittiche zu nehmen. Die Tatsache, dass er sehr gut Englisch konnte, war auch hilfreich. Wir machten einen Spaziergang durch die Wiener Innenstadt. Ich bemühte mich, ihm Wien ein wenig näherzubringen. Darin war ich nicht sehr erfolgreich, denn er war zu sehr mit seinen Fluchterfahrungen und seiner persönlichen Situation beschäftigt, um mir überhaupt zuzuhören, geschweige denn die wunderschöne Innenstadt wahrzunehmen. Ich verstand, dass es nicht damit getan sein würde, Decken und Essen zu verteilen, wenn ich mich darauf einlassen wollte, Flüchtlingen nachhaltig zu helfen. Da braucht es viel mehr an Zuwendung, Zeit und die Bereitschaft, sich auf einen ungewissen Weg mit ungewissem Ausgang zu begeben.

Dem jungen Syrer war buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Er war traumatisiert, seine Familie in Aleppo und er ohne Perspektive, wie sein Leben jetzt weitergehen soll. Seine Fluchterfahrungen sollte er mir zu einem späteren Zeitpunkt erzählen. So lernte ich, dass Flüchtende nicht selbstverständlich gleich ihre Geschichte mitteilen. Manchmal dauerte es viele Monate, bis sie sich langsam öffnen. Ich begleitete Familien bei ihren Asylinterviews, und da war es wichtig, mit ihnen vorher die Fluchtgeschichte aufzuarbeiten. Dabei hörte ich ungeheuerliche Geschichten. Es fiel mir oft sehr schwer, diese wieder aus meinem Kopf zu bekommen.

### **Beginn eines jüdischen Hilfsvereins für Flüchtlinge**

Der junge Syrer war bereits einige Male in der Dusika-Sporthalle gewesen, wo einige Hundert Familien kurzzeitig Unterkunft gefunden hatten, um als Dolmetscher auszuhelfen. Ich beschloss, mit ihm gemeinsam dort hinzugehen und mir das vor Ort anzuschauen. Die Zustände waren entsetzlich. Riesige Bettenlager, notdürftig mit Decken und Planen voneinander abgetrennt, damit sich die Familien einen Rest an Privatsphäre erhalten konnten.

Kinder, Frauen, von denen einige schwanger waren, und Männer – ein großes Gewühl an Menschen. Bei den Essensausgaben bildeten sich regelmäßig lange Schlangen, mehr als einmal gab es nicht genug für alle. Von den hygienischen Zuständen ganz zu schweigen. Die freiwilligen Helfer:innen waren teilweise völlig überfordert und ratlos. Angesichts des Chaos begannen die Flüchtlinge sehr schnell, sich selbst zu organisieren, so war die



**Gründungsmitglieder des vielfach preisgekrönten Vereins Shalom Alaikum bei einer ehrenden Anerkennung des Außenministeriums, dem Intercultural Achievement Award**

„Kleiderausgabe“ fest in afghanischer Hand. Das führte immer wieder zu Problemen, da sie die eigenen Landsleute bevorzugten und andere Flüchtlingsfamilien das Nachsehen hatten. Der junge Syrer erzählte mir dann auch von Situationen, die er auf der Flucht erlebt hatte, wo syrischen Familien die Pässe gestohlen wurden – offensichtlich in der irrigen Annahme, dass ein syrischer Pass bei einem Asylantrag besser sei. Oft war die Solidarität innerhalb der Flüchtenden nicht groß – jede und jeder schaute in erster Linie auf sich selbst, wie sie oder er weiterkommt. Eine wichtige Erkenntnis für mich – wie Brecht schon sagte: „Erst kommt das Fressen, dann die Moral.“

Ich befand mich in einem Dilemma. Wie soll ich den Flüchtlingen gegenüber treten, ohne sie moralisch zu beurteilen? Wie komme ich dazu, Menschen in so einer Ausnahmesituation überhaupt zu beurteilen? Wie hätte ich an ihrer Stelle reagiert? Mir gingen alle möglichen Gedanken durch den Kopf, und ich erinnerte mich an die Geschichte meines Vaters, der so viel Leid erleben musste und mir auch von menschlichen Abgründen erzählt hatte. Hinzu kamen die Geschichten meiner Mutter, die als Kind vertrieben worden war.

Auf einmal wurde das alles wieder sehr präsent. Ich hatte große Mühe, die Vergangenheit meiner Familie und die Gegenwart der Flüchtlinge auseinanderzuhalten. Natürlich ist die Zeit der Verfolgung und Vernichtung während der Shoa nicht mit der heutigen Flüchtlingssituation gleichzusetzen, das war mir schon bewusst. Dennoch kamen die Erzählungen meines Vaters von seinen entsetzlichen Erlebnissen, die ich schon als Kind verinnerlicht hatte, wieder hoch, wurden real. Vor allem das unangenehme Gefühl „Ich bin anders und gehöre zu einer Minderheit, die sich ständig erklären muss“ hat mich



**Das erste in Österreich geborene Baby wird gefeiert**

sehr belastet. Es hat mich an meine Kindheit in Deutschland erinnert. Ich brauchte viele Gespräche mit anderen Betroffenen und auch mit meinem Mann, der mich als Kinderpsychiater und Psychotherapeut professionell unterstützte, um diese Eindrücke zu verarbeiten. Ich steckte mittendrin, und einfach aufhören wollte ich nicht. Meine Freundin, mit der ich regelmäßig den ‚kids corner‘ als auch die Dusika-Sporthalle besuchte, erzählte mir irgendwann, dass es noch ein paar jüdische Frauen gebe, die sich engagieren möchten. Wir arrangierten kurzerhand ein gemeinsames Treffen und beschlossen, einen Verein zu gründen. „Shalom Alaikum – Jewish Aid for Refugees in Vienna“ war geboren.

### **Flüchtlingshilfe als Mittel gegen Vorurteile**

Wir waren uns sehr schnell darin einig, dass wir uns nachhaltig um Familien kümmern wollen, deren Absicht war, in Österreich zu bleiben. Aber wie? Wo beginnen? Wie finden wir diese Familien, die mittlerweile in Unterkünften über ganz Wien verstreut waren? Durch Zufall erfuhr ich von einem Haus im zweiten Bezirk, in dem man ausschließlich Flüchtlingsfamilien untergebracht hatte. Das Haus wurde vom Fonds Soziales Wien betreut, es befanden sich rund zwanzig Familien dort, insgesamt mehr als hundert Personen. Jeweils zwei Familien teilten sich eine Wohnung mit zwei Schlafzimmern, einer gemeinsamen Küche und Bad sowie WC.

Unser Angebot, die Verwaltung zu unterstützen, indem wir uns um die individuellen Bedürfnisse der Familien kümmern, wurde dankend angenommen. Die

Kommunikation war nicht einfach, sprachen doch die wenigsten gut Englisch. Diejenigen, mit denen Kommunikation möglich war, halfen uns bei der Verständigung. Bald stellten wir fest, dass es den Familien an ganz einfachen Dingen fehlte, etwa an einem Rasierapparat, einem Haarföhn, einem großem Kochtopf, Spielsachen, Kleidung und anderen Alltagsgegenständen.

Wie sollten wir vorgehen? Am einfachsten wäre es doch, die Familien zu fragen, was sie brauchen. So hatten wir dann die Idee, alle Familien in einem großen Raum zusammenzurufen und uns als „Shalom Alaikum“ vorzustellen. Wir entwarfen Folder in Arabisch, Farsi, Englisch und Deutsch, und selbstverständlich wollten wir uns als jüdischer Hilfsverein vorstellen. Dieser Umstand verursachte bei mir Bauchweh, denn ich hatte keine Ahnung, wie die Menschen auf uns reagieren würden. Wie werden sie uns entgegentreten? Wir wussten, dass in ihren Herkunftsländern eine vom Staat geprägte antisemitische Propaganda vorherrscht und der Staat Israel negativ besetzt ist. Werden sie überhaupt unsere Hilfe annehmen? Wir waren auch von dem Gedanken getragen, sowohl zu helfen als auch gegenseitig vorhandene Vorurteile abzubauen, ein künftiges Miteinander zu erreichen.

Zu Chanukka 2015 war es dann so weit. Jede Familie bekam ein individuell zusammengestelltes Paket mit den Dingen, die sie benötigte. Finanziert wurde alles zu hundert Prozent aus Spendengeldern. Unsere Aktion war ein voller Erfolg und ich zutiefst befriedigt darüber, dass meine Ängste sich nicht bestätigt hatten. Im Gegenteil, wann immer ich und meine Freundinnen von Shalom Alaikum ins Haus kamen, sprach es sich herum wie ein Lauffeuer, und wir konnten uns vor lauter Einladungen in die Wohnungen kaum erwehren. Die Offenheit und Freundlichkeit der geflüchteten Familien war überwältigend. Durch meine Besuche konnte ich die einzelnen Familien allmählich immer besser kennenlernen und lernte sehr schnell, nicht alle Flüchtlinge über einen Kamm zu scheren. So gibt es große Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung. Je nach Sprache, Ausbildung und Beruf sind die Standesunterschiede sehr groß. Auch stellte ich fest, dass es ihnen wichtig war, mit ihren Landsleuten beisammenzubleiben. Auch das war für mich neu, denn ich hatte sie einfach als arabische Flüchtlinge angesehen.

### **Die Ergebnisse der Betreuung durch den Verein**

Nach einigen Wochen und Monaten in dieser Flüchtlingsunterkunft stellte sich so etwas wie Routine ein. Die Kinder gingen in Schule und Kindergarten und lernten relativ rasch Deutsch. Doch die Erwachsenen wurden zusehends unrund. Ständig hieß es „bitte warten“.

Es gab keine Deutschkurse und vor allem keine Termine für Asylinterviews, und so lange diese nicht stattfanden, gab es keinerlei Sicherheit. Die Termine für die Interviews sollten teilweise Jahre brauchen, wertvolle Zeit, in der einfach nichts weiterging. Denn so lange


kein Asylstatus oder subsidiärer Schutz vorliegt, so lange gibt es auch keine Deutschkurse. Auch machten abgewiesene Asylverfahren die Runde. Immer wieder zogen wir Anwälte heran, denn die Abweisungen erfolgten oft auf Basis verdrehter Tatsachen. Auf die Aussagen der Geflüchteten wurde kein großer Wert gelegt.

Meine Gespräche mit den Familien drehten sich zunehmend nur um dieses Thema. Nach dem Trauma der Flucht wünschten sie sich nichts anderes als Sicherheit, und genau die bekamen sie nicht. Hinzu kam noch die Tatsache, dass sie nichts tun durften. Das ständige Herumsitzen und Warten nagte am Selbstwert und den Familienstrukturen. Das Bild vom Mann, der seine Familie versorgen und beschützen kann, war auf den Kopf gestellt. Verpflichtende Wertekurse im Ausmaß von zwei Stunden wurden eingeführt, doch die konnten nicht Einstellungen ändern, die über Generationen gewachsen waren. Zeit und Respekt sind entscheidend – es braucht viel Zeit, Geduld und viele Gespräche sowie Vorbildwirkung, um tradierte Einstellungen langsam ändern zu können.

Nach sieben Jahren in der Flüchtlingshilfe muss ich eingestehen, dass nicht alle Familien es geschafft haben. So gibt es noch immer einige Frauen, die unzureichend Deutsch sprechen – mit der Begründung, sie hätten dafür keine Zeit, da sie sich um die Kinder kümmern müssen. Andererseits gibt es aber auch sehr positive Ent-

wicklungen. Gerade die etwas jüngeren Frauen haben verstanden, dass sie hier eine Chance haben.

Auch bei ihnen brauchte es Zeit und ermutigende Gespräche, damit sie gut Deutsch lernten und eine Ausbildung machten, die ihnen ermöglicht, einen Beruf auszuüben und Geld zu verdienen. Ihre Männer haben verstanden, dass sie es allein nicht schaffen können – andere wiederum glauben noch immer an ihren Auftrag, die Familie allein versorgen zu müssen.

Ich habe verstanden, wie tief die Familienstrukturen und die jeweilige Kultur der Herkunftsländer in den Menschen verankert sind. Gegenseitiges Verständnis brauchte eine Vertrauensbasis, die ich über Jahre hinweg mit ihnen aufbauen konnte. In der öffentlichen Debatte scheint es mir oft, dass von Integration geredet wird, aber Assimilierung gemeint ist. Als Jüdin verstehe ich diesen Unterschied nur allzu gut. Den Alltag bewältigen alle Familien mittlerweile recht gut, da brauchen sie im Wesentlichen auch keine Unterstützung mehr. Auch spielt hier der Stolz eine Rolle, selbst wenn sie etwas brauchen sollten, melden sie sich nicht automatisch. Ich halte Kontakt mit ihnen und bin eine Freundin, von der sie auch Rat und Hilfe akzeptieren. Es ist ein gegenseitiges Lernen und Miteinander, und mein Leben wurde um diese Dimension erweitert. Mein Vater hatte so recht – „wenn man will, kann man immer helfen!“ 

**ERSTE** 

**Unser Land  
braucht Menschen,  
die an sich glauben.**

**Und eine Bank,  
die an sie glaubt.**

**#glaubandich**

# Und es ist doch Rassismus

*Über die unzulässige Einteilung in gute und schlechte Flüchtlinge*

Alexia Weiss

Das Jahr 2022 machte deutlich, womit Geflüchtete und auch jene, die sie unterstützen, seit der großen Fluchtbewegung 2015 konfrontiert sind: dem Gefühl, dass Mitmenschlichkeit rasch endet, wenn das Gegenüber als allzu anders empfunden wird als man selbst. Immer wieder angeheizt wird dieser Konflikt leider von der Politik. Statt zu vermitteln, dass jedes Menschenleben gleich viel wert ist, zeigt sich, dass auf dem Rücken von Menschen Stimmung gemacht werden kann und Wahlen gewonnen werden können. Immer wieder aufs Neue.

In Sachen Flucht bin ich ein bisschen dünnhäutig. Wären meine Großeltern Marianne und Ernest Eichler nicht 1938 aus Wien zunächst nach Paris geflüchtet, und hätten sie 1940 nicht von Südfrankreich aus dank des portugiesischen Konsuls Aristides de Sousa Mendes, der ihnen Visa ausstellte, weiter nach Portugal fliehen können, wäre meine Mutter nicht 1945 im Exil zur Welt gekommen, und es gäbe mich heute nicht.

Wer sich mit den Bedingungen von Flucht damals befasst, dem schnürt es heute die Kehle zu. Wie viel mehr Menschen hätten gerettet werden können, hätten nicht so viele Staaten ihre Grenzen dicht gemacht, wären Visa einfacher zu erhalten gewesen, hätte es mehr Menschen gegeben, die geholfen hätten. Das Urteil über frühere Generationen ist dann rasch gefällt. Der Schluss daraus ebenso: Niemals wieder dürfe es zu solchen Verbrechen gegen die Menschlichkeit kommen.

Institutionell wurden nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Terrorregimes die richtigen Schlüsse gezogen. Die Vereinten Nationen beschlossen 1948 die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, in Rom wurde 1950 die Europäische Menschenrechtskonvention unterzeichnet, die 1953 in Kraft trat. Es formierte sich die EU, auch intendiert als Friedensprojekt, das Asylrecht wurde auch nationalstaatlich verankert. Aber gelebt wird es teils nur widerwillig.

Alle Menschen sind gleich, heißt es in Sonntagsreden, wenn es um das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus geht. Jeder und jede hat dann die Bilder aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern

der 1940er-Jahre vor Augen und die Schilderungen von Überlebenden im Kopf, die berichteten, wie die NS-Maschinerie Menschen nach und nach entmenslichte, ihnen das Existenziellste entzog, wie ausreichend Nahrung, Kleidung und einen warmen Platz zum Schlafen. Es ist heute common sense, dass so etwas nicht mehr passieren darf.

Die Menschheit scheint allerdings nur begrenzt lernfähig: Das zeigt der Völkermord in Ruanda, das zeigt das Gemetzel von Srebrenica, das zeigen aber auch die Kriegsverbrechen, die derzeit in der Ukraine stattfinden. Dort, wo die Ukraine wieder an Terrain gewinnt und die russischen Truppen abziehen, werden Folteropfer gefunden, wie etwa in der Stadt Isjum in der Region Charkiw, wie Human Rights Watch im Oktober 2022 bekannt gab.

**« Das Morden ist die Spitze des Eisbergs. Dem Morden geht aber immer eine massive Propaganda voraus, die ein Klima schafft, in dem Menschen herabgewürdigt werden, in dem vermittelt wird, dass es wertvollere und weniger wertvolle Menschen gibt »**

Das Morden ist die Spitze des Eisbergs. Dem Morden geht aber immer eine massive Propaganda voraus, die ein Klima schafft, in dem Menschen herabgewürdigt werden. In dem vermittelt wird, dass es wertvollere und weniger wertvolle Menschen gibt. In dem Menschen sukzessive lernen, dass es okay ist, diese Gruppe schlecht zu behandeln, zu diskriminieren, auszugrenzen und sie, wenn es darum geht, den eigenen Frust irgendwo abzuladen, als Sündenbock zu missbrauchen. Letzteres geschieht nicht bewusst und ist Folge einer Gesellschaft, die sich auseinanderdividieren lässt, die dem Hass und der Hetze nicht genügend entgegensetzen kann. Vor allem ist es aber Folge der Politik mancher Parteien, die potenzielle Wähler:innen vor allem dadurch mobilisieren, dass sie verschiedene Bevölkerungsgruppen gegeneinander aufhetzen.



Afghanische Flüchtlinge besetzten im Sommer 2017 den Votivpark, um gegen ihre Abschiebung zu protestieren

### Zermürbende Asylverfahren für afghanische Familien

Im Rahmen der ehrenamtlichen Arbeit für „Shalom Alaikum – Jewish Aid for Refugees in Vienna“ erleben wir, wie rasch eine allgemeine Willkommenskultur auch wieder kippen kann. Wir erlebten aber auch, wie sehr das, was gesetzlich verankert ist, und das, was in der Realität passiert, auseinanderklaffen. Während die Asylverfahren von Menschen aus Syrien relativ rasch (etwa im Lauf eines Jahres) und meist mit positivem Ausgang abgewickelt wurden, warteten die afghanischen Familien zunächst schon wesentlich länger auf ihren Interviewtermin beim Bundesamt für Asyl- und Fremdenangelegenheiten und bekamen nur in den seltensten Fällen bereits in der ersten Instanz Asyl zugesprochen.

So zogen sich die Verfahren über Jahre – Jahre, in denen sie nicht arbeiten durften, Jahre, in denen Integration kaum möglich war. Familien konnten allerdings immerhin darauf hoffen, in der nächsten Instanz einen positiven Bescheid zu erhalten – alleinstehende Männer dagegen, egal ob sie mit ihren Eltern oder allein nach Österreich gelangt waren, hatten grundsätzlich schlechte Karten. Verstärkt wurde dies noch durch Vorfälle, die nicht passieren hätten dürfen und die für Schlagzeilen sorgten: Junge afghanische Männer waren in kriminelle

Taten verwickelt, in denen es um Drogen und/oder sexuelle Übergriffe ging. Ja, das ist ein Problem. Und ja, das ist nicht akzeptabel.

Die jungen Afghanen, die wir begleiteten, haben wir allerdings ganz anders erlebt. Lern- und wissbegierig, höflich und bemüht. Bewusst vermieden sie Hotspots wie den Praterstern und hielten sich von Alkohol und Drogen und anderen Jugendlichen, die potenzielle Troublemaker waren, fern. Einerseits. Andererseits war ich etwa selbst damit konfrontiert, zuzusehen, wie ein junger Mann, dessen Eltern und Geschwister bereits in einer Flüchtlingsunterkunft in Wien untergebracht waren, in Niederösterreich bleiben musste und dort jeweils nach ein paar Wochen oder Monaten wieder in eine neue Unterkunft in einer anderen Gemeinde umziehen musste. So war es ihm nicht möglich, einen Sprachkurs zu absolvieren.

Wäre es ihm nicht dank der Vernetzung mit seiner Familie möglich gewesen, immer wieder nach Wien zu kommen, hätte er einfach in irgendeinem Gasthof in einer kleinen Ortschaft Tag für Tag darauf gewartet, dass es Frühstückszeit ist, Mittagessenzeit, Abendessenzeit, und dann wieder vor vorn, dass ein neuer Morgen anbricht. Spaziergehen im Ort? Nun, da schlug den jungen



Ein Kind am Heldenplatz mit der afghanischen Nationalflagge



Amsterdam, Solidaritätskundgebung für die Ukraine

Männern mit der nicht ganz hellen Hautfarbe, die noch dazu kein Wort Deutsch sprachen, wenig Empathie entgegen. Im Gegenteil: Gerade in Niederösterreich, wo mit Gottfried Waldhäusl ein freiheitlicher Politiker für den Bereich Asyl zuständig ist, werden Asylwerber und -werberinnen in der politischen Kommunikation bis heute als illegal dargestellt.

Natürlich erfolgte die Einreise all dieser Menschen illegal, weil sie legal ja gar nicht möglich ist. Gäbe es legale Einreisemöglichkeiten, gäbe es das Elend, das wir bis heute erleben, das aber inzwischen wieder nur mehr als kleine Notizen Eingang in die Berichterstattung findet, wie etwa die jährlich Tausenden von Menschen, die auf der Flucht im Mittelmeer ertrinken, gar nicht.

Im Hinterkopf hatte ich alle diese Jahre aber auch die Erzählungen einer lieben Freundin, die im Zuge des Jugoslawienkriegs nach Österreich geflüchtet war.

Damals wurden in Wien rasch Flüchtlingsschulen aufgezogen, niemand musste ein Asylverfahren durchlaufen. Wer aus dem Kriegsgebiet hierhergelangte, bekam ein Aufenthaltsrecht. Viele fanden Unterschlupf bei Verwandten, die bereits als Gastarbeiter:innen nach Österreich gekommen waren. Andere wurden von Kirchengemeinden unterstützt, auch die Spendenbereitschaft der Bevölkerung war hoch. Österreich stemmte das gut, wie es in den Jahrzehnten zuvor auch bereits Flüchtlingswellen aus der damaligen Tschechoslowakei oder aus Ungarn gut bewältigt hatte. Warum sollte das nicht auch für andere Geflüchtete möglich sein?

### Über Flüchtlinge entscheidet auch die Hautfarbe

Dann fiel der russische Präsident Wladimir Putin in der Ukraine ein. Europa verfiel kurz und nachvollziehbar in Schockstarre. Ein Angriffskrieg in Europa, völkerrechtlich verankerte Grenzen hielten nicht mehr. Mit diesem Schock ging aber auch eine unglaubliche Welle der Hilfsbereitschaft und Unterstützung für die Ukraine und für ukrainische Geflüchtete einher – von der Politik und der Bevölkerung.

« Die Partie Christkind gegen Weihnachtsmann wird nebensächlich, wenn es ein Match Christen gegen Muslime gibt. Oder Menschen mit heller Hautfarbe gegen solche mit dunklerer »

Nun waren die Grenzen offen, nun gab es ein sofortiges Aufenthaltsrecht. Genau das, worüber ich in den Jahren zuvor immer wieder nachgedacht und was ich herbeigesehnt hatte – für Afghan:innen spätestens seit der neuerlichen Machtübernahme durch die Taliban. Dass dieses Regime Menschenrechte mit den Füßen tritt, ist klar. Warum also nicht allen Afghan:innen, die sich entweder noch immer im Asylverfahren befinden oder denen bisher nur für ein Jahr subsidiärer Schutz oder auch nur für einen begrenzten Zeitraum Asyl zuerkannt wurde, wo dann immer wieder um eine Verlängerung angesucht werden muss, generell einen sicheren Aufenthaltsstatus zusichern?

Dieser kann ja auch so definiert werden, dass er bis zu einem allfälligen Ende des Talibanregimes gilt (das allerdings nach derzeitigem Stand nicht wankt, schließlich gibt es kein Engagement internationaler Truppen mehr, dieses erneut zu stürzen). Sind Menschen hier nach einigen Jahren der Ausbildung und/oder Arbeit gut integriert, gelten sowieso neue Spielregeln. Die Chance, sich überhaupt integrieren zu können, müssen sie allerdings erhalten.

Ukrainer:innen bekamen diese Chance. Auch hier hat sich die Politik nicht mit Ruhm bekleckert, denn es zeigt sich, dass das Grundversorgungssystem nicht

ausreichend hilft. Die Akzeptanz von ukrainischen Geflüchteten ist hoch, sie sind nicht mit einem Alltagsrassismus konfrontiert, wie er Afghan:innen, aber auch Syrer:innen, Iraker:innen oder Somalis bis heute begegnet. Ukrainer:innen fallen optisch nicht auf, sie sind meist christlich, sie gehören, wie es dann gern so dahingesagt wird, „unserer Kultur“ an.


„Unsere Kultur“, das zeigt sich dann, ist ein durchaus dehnbare Begriff – die Partie Christkind gegen Weihnachtsmann wird nebensächlich, wenn es ein Match Christen gegen Muslime gibt. Oder Menschen mit heller Hautfarbe gegen solche mit dunklerer.

An die 90.000 Menschen aus der Ukraine waren bis November 2022 in Österreich gemeldet. Gleichzeitig inszenierte ÖVP-Innenminister Gerhard Karner wieder Bilder, die einen Ansturm von Geflüchteten aus anderen Staaten nahelegten. Es gebe nicht ausreichend Unterkünfte, daher ordnete er die Unterbringung in Zelten an – bei inzwischen teils winterlichen Temperaturen. Die unterschwellige Botschaft: Österreich wird überrannt.

Die Unterbringung in Zelten im Winter ist ein menschenunwürdiger Zug. Wer aber gewinnt von solchen Bildern noch, jedenfalls in Umfragen: die FPÖ. Wie ein Stehaufmännchen lässt diese Partei alle Skandale hinter sich, wenn sie die fremdenfeindliche Klaviatur bespielt. Es funktioniert immer wieder. Und immer wie-

der. Und der Innenminister liefert ihnen Steilvorlage um Steilvorlage.

Wien beherbergt doppelt so viele Geflüchtete, wie es müsste, andere Gemeinden dagegen wehren sich nach wie vor, Unterkünfte für Geflüchtete zu öffnen. Zuletzt machte etwa die Kärntner Stadt Spittal an der Drau von sich reden. Man werde gegen die Unterbringung von 200 Flüchtlingen (etwa aus Afghanistan) in einer ehemaligen Schuhfabrik Widerstand leisten, kündigte Bürgermeister Gerhard Köfer (Liste Team Kärnten) im November an. Als im Frühjahr 2022 bekannt wurde, dass im Schloss Drauhofen im Bezirk Spittal eine Notunterkunft für ukrainische Geflüchtete eingerichtet wird, gab es dagegen keinen Protest.

So bleibt am Ende doch leider nur der Schluss: Die Ablehnung der einen Geflüchteten ist rassistisch motiviert. Es wurde bis heute nicht verstanden, dass Menschenrechte nicht teilbar sind. Oder es wurde verstanden, aber man will sich diese politische Manövriermasse nicht nehmen lassen. Nach der Wahl ist vor der Wahl. Jene Menschen, um deren Rechte es geht, die sind ja noch keine potenziellen Wähler:innen. 

# 24 Stunden Wien

**W24**

dabei

Dein **Wiener Stadtfernsehen**  
im Kabelnetz von Magenta,  
A1 TV, Kabelplus, SimpliTV,  
R9-Satellit und auf [W24.at](http://W24.at)

**MO-FR**

**18:30 & 20:30**

auf **W24**



Soshana Afroyim, Gasmasks - Irak (1990)

# Kapitel 2

---

## Kinder auf der Flucht

**Tima Kurdi** ist Autorin und Menschenrechtsaktivistin. In Damaskus geboren, emigrierte sie als junge Erwachsene nach Kanada. In dem Buch „Der Junge am Strand“ erzählt sie das Schicksal ihrer beiden Neffen, die auf der Flucht von der Türkei nach Griechenland zusammen mit ihrer Mutter ertrunken sind.



**Christian Schüller** ist Journalist und war zwischen 1980 und 2013 als Auslandskorrespondent tätig. Er ist stellvertretender Obmann des Jüdischen Instituts für Erwachsenenbildung.



# Der Junge am Strand

*Die Geschichte hinter einem Bild, das um die Welt gegangen ist*

Tima Kurdi

Seit Anfang August 2015 lebte ich in zwei Welten. In der einen war ich Ehefrau und Mutter, eine Friseurin, die in Vancouver ein angenehmes Leben führte. In der anderen half ich meiner Familie, syrischen Flüchtlingen in verzweifelter Lage, die jede Hoffnung auf ein akzeptables Überleben in Istanbul aufgegeben hatten und deren Ziel nun Kos hieß. Beide Welten lagen zehntausend Kilometer und acht Zeitzonen voneinander entfernt. Hätte man meinen Mann und meinen Sohn gefragt, in welcher ich die meiste Zeit verbrachte, hätten sie die zweite genannt.

Am 28. August las ich die schreckliche Meldung vom Kühlaster, den man mit 71 toten Flüchtlingen, darunter vier Kinder, in Österreich entdeckt hatte. Die mazedonische, bulgarische und ungarische Regierung versuchten mittlerweile, den Strom der Flüchtlinge durch höhere Grenzzäune einzudämmen. Doch gleichgültig, was geschah: Nichts schien die Öffentlichkeit zu rühren. Vielleicht konnte sich niemand die Realität, die diese deprimierenden und erschütternden Berichte widerspiegeln, wirklich vorstellen, und wer sie zur Kenntnis nahm, blendete sie offenbar aus.

« Bis heute macht der Gedanke an das Foto von Alan mich krank, auch wenn ich es immer und überall bei mir trage. Es hat sich mir eingebrannt, in meinen Kopf und in mein Herz »

**Am 1. September** erwachte ich lange vor Sonnenaufgang. Ich schickte Abdullah zahllose Nachrichten, beschwor ihn, mir zu antworten. Den ganzen Tag konnte ich den Blick nicht von meinem Handy wenden. Zwanghaft überprüfte ich ein ums andere Mal, ob er geschrieben hatte.

Ich rief Baba an: „Hast du Nachricht von Abdullah?“

„Nein, aber *Inshallah*, so Gott will, wird alles gut.“

„Er sagte, die Passage dauere nur eine halbe Stunde“, klagte ich.

„Vielleicht sind sie noch gar nicht losgefahren. Oder er hat kein Guthaben mehr auf seinem Telefon und kann

uns nicht anrufen“, versuchte Baba mich zu beruhigen. „Du weißt doch, wie hart es im letzten Monat für sie war.“

Ich hoffte, dass unser Vater recht hatte, doch nichts konnte mich beruhigen. Ich hatte Angst. Ich rief meine Schwestern an. Sie sorgten sich ebenso wie ich. „Mein Herz brennt“, schilderten wir uns gegenseitig unsere Gefühle.

Es wurde Abend in Vancouver. Ich war nervös und unendlich müde. Ich legte mein Handy auf den Küchentisch und ging ins Bett. Früher als sonst. Später machte ich mir Vorwürfe, weil ich schlafen gegangen war. Um fünf Uhr morgens wachte ich auf. Mein Herz klopfte wild. In der Türkei war es bereits Nachmittag. Ich rannete in die Küche und sah Dutzende verpasste Anrufe auf meinem Telefon – von Shirin, Maha, Hivron, Ghouson und von meinem Vater.

Warum wollten sie alle mit mir sprechen? Ich zitterte. Mein Puls raste. Ich rief Shirin in Damaskus an, aber die Verbindung war schlecht. Shirin weinte und schrie. Ich hörte nur, wie sie immer wieder Abdullaha Namen sagte.

„Was ist los mit Abdullah“, brüllte ich.

Ich schrie, ich weinte. „Mein Gott, irgendetwas ist schiefgelaufen“, jammerte ich. Mein Mann und mein Sohn wachten auf und eilten zu mir in die Küche.

„Abdullah ist etwas passiert“, sagte ich. Ich schluchzte so heftig, dass sie nicht verstanden, was ich sagte.

„Such mir Ghousons Nummer“, bat ich Rocco. Meine Hände zitterten so stark, ich konnte das Handy nicht halten. Ich erreichte Ghouson. Ich hörte sie schluchzen.

„Warum weinst du?“, fragte ich.

„Abdullaha Kinder und Rehanna sind tot“, wehklagte sie.

„Was? Wo? Wann? Wo ist Abdullah?“

„Er ist im Krankenhaus. Er steht vor drei Toten.“

**Bis heute** macht der Gedanke an das Foto von Alan mich krank, auch wenn ich es immer und überall bei mir trage. Es hat sich mir eingebrannt, in meinen Kopf und in mein Herz. Mir fehlen die Worte, die beschreiben könnten, was ich empfand, als ich es zum ersten Mal sah.



**Das Bild des auf der Flucht ertrunkenen Kindes, das weltweit für Bestürzung sorgte**

Vielleicht muss ich das auch gar nicht. Vermutlich haben das Bild und die traurige Botschaft, die es vermittelt, alle, die es gesehen haben, ebenso berührt wie mich.

Es ist das Bild eines schlafenden Kleinkinds, in der vertrauten Pose. Das zarte Körperchen ist seltsam verdreht, doch es scheint tief und ruhig zu schlafen, die runden Wangen fest auf die Matratze gepresst. Doch es ist keine Matratze. Es ist nasser, kalter Sand. Und der kleine Junge schläft nicht. Er ist tot.

Nichts an diesem Bild stimmt. Ein Kind liegt im Wasser, am Ufer, die auslaufenden Wellen schlagen gegen sein Gesicht. Man sieht das Bild, man gerät in Panik, man ist überwältigt vom dringenden Wunsch, schnell zu handeln, den Jungen rasch aufzuheben und aus der Gefahrenzone zu tragen, bevor es zu spät ist. Und dann erkennt man, dass es bereits zu spät ist. Man kann ihn nicht retten. Ich konnte ihn nicht retten.

Dieses Bild weckt unsere tiefsten Ängste. Als Mutter, Vater oder Tante wie ich, als junger oder alter Mensch sieht man das Opfer eines schrecklichen Unglücks. Ein Unglück, das jemandem zustieß, der zu klein und verletzlich war, um sich selbst retten zu können. Ein Kind, das unter unseren, unter aller Augen starb.

Natürlich berührte Alans Bild uns, seine Verwandten, noch viel stärker als die vielen Fremden, die es ebenfalls sahen. Schließlich muss eine Familie seine Mitglieder schützen. Sie muss für die Sicherheit ihrer Kinder sorgen. Wir wussten, dass Alan tot war, doch zu unserer unleugbaren Verantwortung wurde sein Tod erst durch

das Bild. In den letzten, verzweifelten, gewiss schrecklichsten Minuten seines Lebens hatten wir nicht für ihn da sein können.

Ich werde nie nachempfinden können, was diese Tragödie für meinen Bruder Abdullah bedeutete. Ich werde nicht nachempfinden können, wie sehr das Foto von Alan einen bereits traumatisierten Vater erschütterte. Für mich war das Bild nicht nur der endgültige Beweis, dass alle meine Versuche, Rehannas, Ghalibs und Alans Leben zu retten, vergebens gewesen waren, sondern es bezeugte, dass ich den Wind geschickt hatte, der sie ins Meer trieb.

**Sehr schnell**, nachdem die türkische Fotografin, die die Aufnahme gemacht hatte, diese getwittert hatte, ging sie in den sozialen Medien viral. Viele Nachrichtensender verbreiteten das Foto und berichteten. Bevor es in Vancouver Tag wurde, hatten britische und europäische Medien das Bild des „Jungen am Strand“ bereits veröffentlicht. Die nordamerikanische Presse folgte. Viele wussten nicht einmal, wie er hieß. Bald wurde ein Name verbreitet, doch es war nicht der richtige: Aus Alan wurde aufgrund einer falschen Schreibweise der türkischen Behörden Aylan. Auch Ghalibs Name wurde nicht korrekt wiedergegeben. Er hieß nun Galip.

Unserer unter dem großen Verlust ihrer Angehörigen leidenden Familie fügte die Medienberichterstattung zum ohnehin schon empfundenen noch weiteren Schmerz zu. Ist es nicht fahrlässig, das Bild eines toten Kindes zu veröffentlichen, bevor man weiß, ob seine Familie überhaupt

davon Kenntnis hat? Yasser, der Sohn meiner Schwester Shirin, hatte Kos gerade zwei Tage vor der Tragödie erreicht. Zwar hatten wir Informationen, dass er es geschafft hatte, Griechenland zu verlassen, und irgendwo in Mitteleuropa war, doch an jenem schrecklichen Morgen wusste seine Mutter nicht, wo genau er sich aufhielt. Stellen Sie sich vor, wie sie sich fühlte: Sie wartete auf eine Nachricht ihres Sohnes und hoffte, dass er das Foto seines Cousins nicht gesehen oder eine Zeitung gelesen hatte, bevor sie ihm die traurige Nachricht selbst überbringen konnte.

Die in den englischsprachigen Medien verwendete Bezeichnung *breaking news* für eine Eilmeldung ist an dieser Stelle ein adäquater Begriff: Das Bild brach mir und meiner Familie das Herz. Meine Trauer mischte sich jedoch mit Wut, als ich die ersten Berichte in den Medien las. Ich wollte die Fakten klarstellen und meinen Neffen ihre Namen und ihre Würde zurückgeben. Ich wollte, dass die Welt verstand, wie und warum Rehanna, Alan und Ghalib ertrunken und Tausende Kilometer von ihrer Heimat entfernt an einen Strand gespült worden waren.

Doch zuerst musste ich mit Abdullah sprechen. Es war bereits 17 Uhr in Vancouver, als ich ihn schließlich

erreichte. Bei ihm war es nach Mitternacht. Mein Bruder war im Leichenschauhaus gewesen, ihn verfolgte der Anblick seiner toten Frau und seiner Söhne. Er hatte sie zwei Mal sehen müssen – zunächst, um sie zu identifizieren, und später noch einmal nach der Obduktion.

„Sie haben Rehanna die Brust zugenäht. Das muss unglaublich wehgetan haben“, sagt er, als wäre sie bei der Autopsie noch am Leben gewesen und hätte den schneidenden Schmerz, den das Skalpell ihr zufügte, spüren können.

„Ghalib ist übersät von Kratzern und blauen Flecken.“ Vielleicht von den Felsen und Steinen, auf denen er an der Küste aufgeschlagen war, wo seine und die Leiche seiner Mutter gefunden wurden.

„Du müsstest meine Rehanna sehen“, klagte Abdullah. „Sie ist ganz aufgebläht. Wie ein Ballon. Als hätte sie das Meer ausgetrunken. Warum nur? Warum?“

„Es ist meine Schuld“, jammerte ich.

„Nein, Fatima, du bist die beste Schwester der Welt. Du hast für mich und für unsere Familie immer alles getan. Es war Gottes Wille.“ Selbst in seiner dunkelsten Stunde, in der Düsternis jener Nacht versuchte mein

## Sie tragen Masken über ihren Gesichtern ...

*Aus einem Bericht von Human Rights Watch*

In Griechenland werden Migranten eingesetzt, um andere Migrant:innen gewaltsam in die Türkei abzuschieben. Das berichtet Human Rights Watch unter Berufung auf zahlreiche Augenzeugen. Männer aus arabischen Ländern und Afghanistan, in paramilitärische Uniformen gekleidet und mit schwarzen Gesichtsmasken ausgestattet, bringen Flüchtende auf kleinen Booten zur Mitte des Evros-Flusses an die türkische Grenze.

So erzählt Afsar, ein 23-jähriger Mann aus der Provinz Kapisa in Afghanistan, dass die ausländischen Helfer der griechischen Polizei die Migrant:innen schlagen, um sie auf die Boote zu zwingen. Afsar hatte Gelegenheit, mit einem dieser Hilfspolizisten ein paar Worte zu wechseln. Dieser erzählte, dass er bei der Abschiebung anderer Migrant:innen hilft, weil er dafür einen befristeten Aufenthaltstitel erhalte.

„Während griechische Polizist:innen durch eine Aufschrift auf der Uniform zu erkennen sind, sind ihre Helfer ganz in Schwarz gekleidet und ihre Gesichter verdeckt. Uns haben zwei Pakistanis auf die türkische Seite gebracht. Sie sprachen Pashto. Sie hatten sich verpflichtet, drei Monate lang für die griechischen Behörden zu arbeiten. Danach würden sie Papiere bekommen.“

Griechische Polizisten haben mich im Anhaltezentrum dreimal mit einem Stock geschlagen, damit ich mich vor ihnen ausziehe. Aber die schwarz gekleideten Männer mit den Masken schlagen auf jeden ein, der sich bewegt.

Sie sagten, die türkische Polizei würde uns beobachten, und wir dürften nicht sprechen oder uns bewegen. Sobald jemand sich bewegte, bekam er Schläge“.

Zayan, ein 28-jähriger Mann, der in der afghanischen Armee Offizier gewesen war, konnte sich mit einem der Hilfspolizisten länger unterhalten. „Wenn wir diese Arbeit drei Monate lang machen, bekommen wir ein Dokument, mit dem wir uns in Griechenland frei bewegen können“, habe dieser erzählt.

Bedar, 25, ein ehemaliger Journalist aus Afghanistan, der vor den Taliban geflüchtet ist, berichtet, dass er mit einer kleinen Gruppe von syrischen Männern in ein Boot gezwungen wurde. „Ein Syrer lenkte das Boot. Sie sprachen miteinander Arabisch. Da ich nicht schwimmen kann, bat ich, mich nicht in den Fluss zu werfen. Deshalb steuerte der Syrer unser Boot zu einem Baum, wo ich mich festhalten konnte, um von da aus auf die türkische Seite zu kommen.“

Waiz, ein 18-Jähriger aus der afghanischen Provinz Maidan Wardak, erzählt, dass er von maskierten Männern, die keine Griechen waren, geschlagen und ins Boot gestoßen wurde. „Ihrer Sprache nach konnten wir erkennen, dass diese maskierten Männer Pakistanis und Araber waren. Sie nahmen uns unser Geld weg und verprügelten uns mit Stöcken. Dann setzten sie uns in der Flussmitte ab. Das Wasser ging mir bis zur Brust. Ich watete durchs Wasser bis zur türkischen Seite.“

Bruder noch, mich zu trösten. Wir fanden keine Worte mehr. Viele Minuten lang teilten wir nur unser Schluchzen. „Habibi, shu saar? Sag mir, Liebster, was auf dem Boot geschah.“

„Die Wellen waren so hoch, dass es kenterte. Ich tat, was ich konnte, um sie zu retten, aber ich habe nur zwei Hände. Ich versuchte, Rehanna mit der einen Hand festzuhalten, und die Jungen mit der anderen. Dann sagte Rehanna: ‚Rette die Kinder!‘ Das waren ihre letzten Worte. *Allah yerhamha*. Möge sie in Frieden ruhen. Ich versuchte, die Kinder in Sicherheit zu bringen, doch die Wellen brachen über uns zusammen. Sie glitten mir aus den Händen, erst der eine, dann der andere.“

Wieder weinten wir. Ich sprach Alans Foto an. Ich sagte Abdullah, es sei überall in den Nachrichten und in den sozialen Medien.

„Ich kann es nicht anschauen. Ich kann nicht“, sagte mein Bruder und brach wieder in Tränen aus. Dann fuhr er fort. „*Inshallah* wird es ein Weckruf für die Welt sein. Möge es anderen helfen. Schon viel zu lange sterben Menschen. Schon viel zu viele sind gestorben. Die Welt muss die Realität und das Leiden der Flüchtlinge zur Kenntnis nehmen. Meine Kinder waren noch so jung. Warum musste das geschehen?“

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich fand keine Worte, seine Trauer zu lindern. Abdullah stand noch

unter dem Schock dieser schrecklichen, traumatischen Nacht auf See und ihrer Folgen.

„Wenn ich von der Arbeit kam, brachte ich den Jungen immer eine Banane mit“, erzählte er. „Nur eine Banane, die ich teilen musste. Ich hatte nicht genug Geld, um zwei zu kaufen. Die beiden liebten Bananen. Ich hätte jedem von ihnen eine kaufen sollen. Ich werde auf jedes ihrer Gräber eine Banane legen.“

„Das muss eine Botschaft Gottes sein“, sagte er weiter. „Er will, dass wir uns lieben, dass wir in Frieden leben, dass wir menschlich sind. Gott ließ sein Licht auf Alan scheinen. Dieses Bild soll die Welt aufrütteln. Dieser Krieg muss enden. Wir müssen dafür sorgen, dass niemand mehr sein Leben lässt.“

Lesetipp:


Tima Kurdi

**Der Junge am Strand**

Die Geschichte einer Familie auf der Flucht

Assoziation A Verlag,  
Berlin, Hamburg 2020



 Bundesministerium  
Europäische und internationale  
Angelegenheiten

# IHRE IM FALL DES FALLES- APP.

Sie fahren weg, wir informieren. Jetzt kostenlos und bequem über den QR-Code oder den App-Store die Auslandsservice-App downloaden und gut vorbereitet ins Ausland fahren. Registrieren Sie sich vor Ihrer Reise für Ihre Reise. Wir informieren Sie über die aktuelle Lage in dem Land, in dem Sie sich aufhalten, und helfen, sollten Sie Unterstützung brauchen. – *Ihr Außenministerium*



JETZT BEI  
Google Play

Laden im  
App Store



24/7



# Allein auf der Welt

*Der New Yorker Physiker Josef Eisinger erzählt von seiner abenteuerlichen Flucht als unbegleiteter Jugendlicher*

Christian Schüller

**W**enn der New Yorker Josef Eisinger von seinen Wiener Kindertagen erzählt, sprudelt es aus ihm heraus. Dann tauchen Straßennamen auf, Speisen und Gerüche, Bubenstreiche, Lieder und Gedichte. „Homing“ nennt man es, wenn es einen Menschen unwillkürlich an den Ort seiner Herkunft zurückzieht – ein Phänomen, das den Physiker und Biologen an das instinktive Verhalten von Schmetterlingen und Fischen erinnert. Dabei hätte Josef Eisinger allen Grund, die Stadt seiner Kindheit aus dem Gedächtnis zu streichen.

## **Die Reise des Fünfzehnjährigen ins Ungewisse**

Fünfzehn Jahre war er alt, als seine Eltern ihn fortschickten, um ihn vor den Nazis zu retten. Würden sie einander jemals wiedersehen? Im Mai 1939 waren die Möglichkeiten, ins Ausland zu fliehen, für Jüdinnen und Juden bereits sehr eingeschränkt. Nur mit viel Glück hatte Josefs Vater einen Weg gefunden, den Teenager auf einem sogenannten Kindertransport nach England zu schicken. Kein anderes Land war damals bereit, jüdische Kinder aufzunehmen.

Die letzten Tage in Wien müssen hektisch verlaufen sein. Was sollte der Bub nach England mitnehmen? „Nur ein kleiner Koffer war erlaubt. Es wurde sehr viel überlegt, was ich einpacken sollte. Reitschapel von meinem Vater waren dabei, und ein Stopfchwammerl, damit ich meine Socken stopfen kann.“ Die Schapel stammten ebenso wie das Stopfchwammerl aus dem Ersten Weltkrieg, in dem Rudolf Eisinger vier Jahre lang für Österreich gekämpft hatte.

Entgegen der Vorschriften packte der Teenager seine Briefmarkensammlung ein. Bilder von der Familie nahm er nicht mit. Noch wusste er nicht, dass seine Eltern nicht nachkommen würden. „Mein Vater hat immer Optimismus ausgestrahlt“, erzählt Josef Eisinger heute. „Ganz anders als meine Mutter, die den Vater immer gedämpft hat.“ Sie war es, die den Sohn zum Bahnhof brachte. Eine zweite Begleitperson war nicht erlaubt.

Auf dem Bahnsteig wimmelte es von Polizisten und Gestapo-Leuten, die darauf aus waren, in den Koffern der Kinder Geld oder verbotene Gegenstände aufzustöbern. Den Angehörigen wurde eingeschärft, beim Abschied



Josef Eisinger als Baby (1924), mit seiner Schwester Ilse (1928) und mit Liesl und Lesley (um 1935)

keine Gefühle zu zeigen, andernfalls würde der Transport abgesagt. Als die Kinder eingestiegen waren, machte sich einer der Nazi-Aufseher einen Spaß daraus, sie zum Singen eines bekannten deutschen Volksliedes zu zwingen: „Muss i denn, muss i denn zum Städtele hinaus ...“

### **Mit 98 Jahren immer noch nirgendwo zuhause**

Das Gespräch mit Josef Eisinger führe ich übers Internet, aber die Liebenswürdigkeit des 98-jährigen Professors und sein ansteckendes Lachen ließen die siebentausend Kilometer Entfernung bald vergessen. Zusammen mit seiner Frau, der der Cellistin und Musikwissenschaftlerin Styra Avins, lebt Eisinger in einem zweihundert Jahre alten Townhouse im New Yorker Greenwich Village. Doch immer noch pendeln seine Gedanken zwischen der Alten und der Neuen Welt hin und her. „Meine Frau wundert sich oft: Du fühlst dich nirgendwo zu Hause. Und das ist

« Mit zweiundneunzig hat er sich an den Computer gesetzt, um zum ersten Mal über seine Jugendjahre zu schreiben. „Flight and Refuge“ hat er sein Buch genannt, das unter dem Titel „Flucht und Zuflucht“ auch in Wien erschienen ist »

eigentlich wahr.“ Mit zweiundneunzig hat er sich an den Computer gesetzt, um zum ersten Mal über seine Jugendjahre zu schreiben. „Flight and Refuge“ hat er sein Buch genannt, das unter dem Titel „Flucht und Zuflucht“ auch in Wien erschienen ist. Flott und pointiert erzählt er, nüchtern und detailreich, ohne etwas zu beschönigen, aber mit viel Humor und Distanz. So, als ginge es ihm darum, den vielen Brüchen in seinem Leben einen festen Rahmen zu geben, sie einzuordnen.

In unserem Gespräch kommt er mehrmals darauf zurück, dass er und seine nächsten Angehörigen es viel besser erwischt hätten als andere jüdische Familien. Onkel Wilhelm, Lokomotivführer im südmährischen Lundenburg (heute Břeclav), wurde von den Nazis ebenso umgebracht wie Onkel Johann, der im niederösterreichischen Zistersdorf einen kleinen Viehhandel betrieb, und dessen Frau, wie überhaupt ein Großteil seiner Verwandtschaft.

### **Das letzte Jahr von Josef Eisinger in Wien**

In den letzten Monaten vor seiner Flucht hatte Josef Eisinger erlebt, wie die Welt um ihn mit jedem Tag enger wurde. Schon wenige Tage vor dem sogenannten Anschluss klopfen zwei Hitler-Jungen an die Tür und verlangten von ihm, sein khakifarbenes Pfadfinderhemd herauszugeben. Die Pfadfinder-Organisation war in Nazi-Deutschland aufgelöst worden. Von nun an durfte es nur mehr die Hitler-Jugend geben. Sein Gymnasium in der Stubenbastei wurde für den Unterricht geschlossen, um

deutsche Soldaten einzuquartieren. Als es wieder aufgesperrt wurde, durften jüdische Kinder nicht mehr dort lernen. In die geräumige Wohnung in der Reisnerstraße im bürgerlichen Bezirk Landstraße war von der „Kristallnacht“ an eine weitere Familie aus der Leopoldstadt eingezogen, gute Bekannte, die sich aus Angst, verhaftet zu werden, nicht mehr nach Hause wagten.

Josefs Eltern standen selbst ohne Einkommen da. Ihr gut gehendes Geschäft für Schwämme und Toilettenartikel aller Art hatten die Nazis ihnen einfach weggenommen. Dabei habe sein Vater noch Glück gehabt, nicht verhaftet zu werden, sagt Josef Eisinger. Vielleicht, weil er unterm Rock seine Tapferkeitsmedaille trug.

Wenn Josef Eisinger heute über sein letztes Jahr in Wien erzählt, dann betont er, wie viel er in dieser Zeit gelernt hat. Lernen musste. Zuhause erlebte er mit, mit wie viel Geschick und Tatendrang seine Eltern sich an die neuen Lebensumstände anpassten. „Als Jude konnte man ein Visum bekommen, wenn man einen guten Beruf hatte. Also hat mein Vater die Uhrmacherei gelernt. Ich selbst wurde Elektriker und Schmied“, erzählt nicht ganz ohne Stolz der emeritierte Physikprofessor. In die Lehre ging er bei einem jüdischen Schmied. Nachdem dieser aus dem niederösterreichischen Zistersdorf ausgewiesen worden war, gab er in Wien Kurse für Leute, die



**VORURTEILE?**  
Sonja (59) behandelt alle Menschen gleich.  
Schau genau hin, bevor du ein Urteil fällst.  
#WirSitzenAlleImSelbenZug

HEUTE. FÜR MORGEN. FÜR UNS.



Josef und Ilse Eisinger 1930 in Wien

ausländische Visa brauchten. Geschadet habe ihm der Umgang mit Hammer und Amboss nicht, fügt Eisinger rasch hinzu. „Ich habe in den darauffolgenden Jahren noch viele Handwerke gelernt. Lernen war ein Motto meines Lebens, bis ich zwanzig Jahre alt war und ein Student wurde.“ Auch als Wissenschaftler habe er mehrfach umgesattelt – vom Physiker zum Mikrobiologen, von der Grundlagenforschung bei Bell Labs zur Professur an der Mount Sinai School of Medicine. „Es ist schon eine gute Erziehung, wenn man als Fünfzehnjähriger ganz auf sich selbst gestellt ist.“

Weil der Familie Eisinger bald das Geld ausging, musste der Vierzehnjährige neben der Lehre auch etwas dazuverdienen. Als Fahrradbote für ein paar Wiener Kaffeehäuser balancierte er auf dem Rücken ein Gestell mit Schachteln voller Cremeschnitten und Punschkrapfen durch die Stadt.

Nachts lernte er die brutale Seite des damaligen Wien kennen. Juden, die ausreisen wollten, mussten Tag und Nacht Schlange stehen, um die nötigen Papiere zu bekommen, und wurden im Dunkeln oft von Nazis attackiert oder festgenommen. Weil Kinder weniger zu fürchten hatten als Erwachsene, kam es vor, dass der Vierzehnjährige um Mitternacht aufstand, um für Bekannte oder Verwandte einen Warteplatz zu reservieren.

Das Leben des gut behüteten Gymnasiasten war ein für alle Mal vorbei und die Zukunft völlig ungewiss.

### Eisinger-Kinder auf der Flucht – mit Hindernissen

Auch wenn Josef Eisingers Vater ein unverbesserlicher Optimist war, setzte er doch alles daran, seine Kinder in Sicherheit zu bringen. Über einen ehemaligen Lieferanten, der in England lebte, fand er einen sephardischen Juden namens de Costa, der bereit war, für Josefs ältere Schwester Ilse die Garantie zu übernehmen. Damit kam die Siebzehnjährige nach London, um als Au-Pair-Mädchen Lesley bei Herrn de Costa zu arbeiten.

Wenige Monate später willigte Herr de Costa ein, auch für Josef die Patenschaft zu übernehmen. Ohne Zeit zu verlieren, wurde Josef auf die Reise geschickt. Es muss die Eltern beruhigt haben, zu wissen, dass ihre beiden Kinder bald zusammen sein würden und einander helfen könnten. Doch bei der Ankunft an der Londoner Liverpool Street Station war alles anders. Zwar hatte Herr de Costa für Josef gebürgt, und für die Ausreise aus Nazi-Deutschland reichte das, aber ein weiteres Kind bei sich aufnehmen wollte er nicht. So schmuggelte er den Buben an den Einwanderungsbeamten vorbei aus dem Bahnhof. Das war für Josef Eisinger besser, als zurückgeschickt zu werden, was ihm gedroht hätte, sollte er keinen Paten haben. Das Wiedersehen mit der Schwester dauerte nur kurz. „Mehr kann ich für dich nicht tun, du bist jetzt auf dich allein gestellt“, waren Herrn de Costas letzte Worte.

Der Fünfzehnjährige galt damit nach englischem Recht als „enemy alien“, als feindlicher Fremder, wie jeder, der einen deutschen Pass hatte. Über andere Emigranten fand er eine Stelle an einer Landwirtschaftsschule, wo er den ganzen Tag Kartoffeln schälte und andere Hilfsarbeiten verrichtete. Von dort wurde er an einen Bauernhof in Yorkshire vermittelt, wo schwere Arbeit auf ihn wartete. Rund um die Uhr wurde er herumkommandiert. Sein Schlafplatz war eine ungeheizte Dachkammer, zum Waschen hatte er ein Steinbecken, das sonst zum Schweineschlachten diente.

Das Schlimmste war die Einsamkeit. Im Gymnasium hatte er ausreichend Englisch gelernt, um sich in London durchschlagen zu können. Doch der Dialekt von Yorkshire war noch einmal etwas anderes. Die Söhne der Bauern waren um einiges älter und mussten selbst hart arbeiten. Weit und breit war niemand da, mit dem der Fünfzehnjährige sein Heimweh und seine Sorge um die Eltern teilen hätte können. Also erfand er für sich einen Weggefährten. Mit seinem kargen Lohn kaufte er für drei Penny ein Heft – sein Tagebuch, das er bis heute aufbewahrt.

### Das rettende Tagebuch aus der Zeit in England

Am Anfang hat er seine Eintragungen auf Deutsch geschrieben.

*[22 Oct. 1939] Liebes Tagebuch! Ich fasste den Entschluss, dich zu beginnen aus Einsamkeit. Das klingt etwas*

*geschwollen, aber es ist so. Ich will, dass Du mir immer ein guter Freund bist, ein Tröster in traurigen Stunden. Ich habe Dich gerne, und Deine Aufgabe wird es sein, alle meine Erinnerungen und Erlebnisse festzuhalten, sodass Du für mich wertvoller wirst als für andere Menschen, denn ich kaufte Dich um 3 Pennies bei Woolworth. Ich hoffe, das genügt als Vorwort und du wirst mich bald näher kennenlernen!* Ein paar Tage später vertraute Josef seinem Tagebuch an, dass er dabei war, seine Muttersprache zu verlernen. Kurz vor seinem ersten Winter in England kamen spärliche Nachrichten aus Wien.

*[26 Nov. 1939] Am 10. war ich bei einer Chanukkah-Feier in Harrogate. Von den Eltern habe ich gehört, dass sie vielleicht nach Palästina gehen, ich warte auf Details. Es dauerte aber einen weiteren Monat, bis er Genaueres erfuhr.*

*[25 Jan 1940] Erhielt heute endlich einen Brief von den l. Eltern, sie sind in Preßburg (Bratislava) und warten auf Weiterreise nach Palästina. Allerdings ist der Brief vom 28. XII. Dadurch, daß die l. Eltern von Wien weg sind und die Wohnung aufgegeben haben, ist noch ein Faden zwischen mir und Wien gerissen. Ich habe aber die Hoffnung noch einmal hinzukommen noch nicht aufgegeben. Er ahnte natürlich, dass der Brief von den Nazis gelesen wurde und nicht die ganze Wahrheit enthielt, die er erst nach dem Krieg erfuhr.*

### Von Churchill hinter Stacheldraht gebracht

Dank seiner Schwester Lesley fand Josef Eisinger eine neue Stelle als Tellerwäscher in einem Hotel in Brighton. Wieder musste er sich unterordnen. Wenn er sich beschwerte, weil er ungerecht behandelt wurde, hörte er nur: Fuck off! Aus dieser Erfahrung der Ohnmacht hat Josef Eisinger einen Schluss gezogen: „Man soll nie die unterste Schicht einer Hierarchie sein. Auch nicht die höchste. Die mittlere passt mir.“ Zusammen mit einem Wiener Freund schmiedete er Pläne für bessere Zeiten, wenn sie eines Tages wieder nach Wien zurückkehren würden können. Doch der Krieg rückte weiter nach Westen. Auf der anderen Seite

### « Wir wollten den Kanadiern klarmachen, dass wir Nazi-Gegner waren und nicht Kriegsgefangene »

des Ärmelkanals, in Dünkirchen, hatten die Nazis den letzten Brückenkopf britischer und französischer Truppen eingekesselt. Als Vorsichtsmaßnahme für den Fall einer deutschen Invasion ließ Churchill alle „enemy aliens“ zwischen 16 und 60 internieren, die sich in der Nähe der Küste aufhielten.

Als Josef Eisinger gerade sechzehn wurde, holten ihn prompt britische Polizisten von seinem Arbeitsplatz, um



## STIMMEN- VERSTÄRKERIN

### WER UND WAS IST DIE AK?

Die Arbeiterkammer ist so etwas wie das Sprachrohr und die Anwältin der arbeitenden Menschen. Wir kämpfen dafür, dass sie gehört, fair bezahlt und rechtlich abgesichert sind.

[wien.arbeiterkammer.at/immernah](https://wien.arbeiterkammer.at/immernah)



WIEN.ARBEITERKAMMER.AT



GERECHTIGKEIT MUSS SEIN



Josef Eisinger als junger Soldat 1944



Vater und Sohn Eisinger in Tel Aviv 1947

ihn in ein Lager zu bringen. Damit begann eine weitere Odyssee – von einem improvisierten Lager zum nächsten. Doch das Leben hinter Stacheldraht brachte auch eine erfreuliche Abwechslung. Josef Eisinger war nicht mehr allein. Zum ersten Mal seit seiner Flucht aus Wien hatte er wieder junge Leute aus Österreich und Deutschland um sich. „Ich konnte ja vorher mit niemandem Deutsch sprechen. Als ich interniert wurde, hat sich das geändert. Aber was wir gesprochen haben, war eine komische Mischung aus Deutsch und Englisch.“

In einem weiteren Lager in Huyton bei Liverpool litt der Sechzehnjährige zum ersten Mal Hunger. Seine tägliche Brotration musste er aufteilen, um durch den Tag zu kommen. Aber in Huyton traf er auch mit Walter Kohn zusammen, einem ehemaligen Mitschüler vom Akademischen Gymnasium. Es war der Beginn einer lebenslangen Freundschaft mit dem späteren Physiker und Nobelpreisträger für Chemie.

Auch wenn er jetzt einen wirklichen Freund hatte, gab Josef Eisinger sein Tagebuch nicht auf.

*[Ende Mai 1940] Inzwischen läuft der Krieg für die Engländer schlecht. Das Leben hier geht mir wirklich auf die Nerven, auch wenn ich einige nette Leute kennengelernt habe. Nicht frei zu sein ist schrecklich und du verstehst den Wert der Freiheit erst, wenn du sie verlierst.* Josef Eisinger und sein Freund Walter Kohn wurden auf die Isle of Man verlegt, wo sie sich mit drei anderen ein

Zimmer teilten – und mit einem Klavier, das aus unerfindlichen Gründen noch da war. Unzählige Pianisten übten auf dem Instrument den ganzen Tag. Die neuen Bewohner des Zimmers mussten darauf bestehen, dass nach zehn Uhr nicht mehr gespielt wurde. Zeitung lesen und Radio hören war nicht gestattet, aber was an Nachrichten durchsickerte, klang deprimierend. Nach der Kapitulation Frankreichs wurden französische Flücht-

**« In einem weiteren Lager in Huyton bei Liverpool litt der Sechzehnjährige zum ersten Mal Hunger. Seine tägliche Brotration musste er aufteilen, um durch den Tag zu kommen »**

lingslager an die Nazis übergeben. Sollte es zu einer Invasion Großbritanniens kommen, könnte das auch ihnen passieren.

**Schließlich in Kanada – und die Eltern in Palästina**

Im Sommer 1940 wurden Eisinger und Kohn schließlich als Häftlinge nach Kanada verschifft, gemeinsam mit einigen ihrer neu gewonnenen Freunde und mit deutschen Kriegsgefangenen, wenn die beiden Gruppen auch durch Stacheldraht voneinander getrennt waren. In Kanada gelang es den jüdischen Jugendlichen erst

nach einem Jahr, die Lagerbehörden davon zu überzeugen, dass sie keine Nazis waren. Einige ältere Häftlinge organisierten Kurse, die für das Studium an einer kanadischen Universität vorbereiteten. Josef Eisinger war gleich dabei. Sein Freund Walter Kohn coachte ihn in Physik. „Er hatte schon Physik studiert, und da dachte ich: Das ist ein wunderbares Fach. Da kann man in gewissen Grenzen erfahren, was wahr ist und nicht Propaganda. Das hat mich in dieser verwirrten Welt angezogen, und so studierte auch ich Physik.“ Im kanadischen Lager wurde auch Josef Eisingers Liebe zur klassischen Musik geweckt, eine Leidenschaft, die er später mit seiner Frau Styra teilen sollte.

Dank der Gruppe schien Josef Eisinger wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Nur seinem Tagebuch vertraute er an, wie es in ihm drinnen aussah. Weil er von furchtbaren Luftangriffen auf London gehört hatte, machte er sich Sorgen um seine Schwester. Und auch von den Eltern wusste er nichts.

Manchen Stellen im Tagebuch klingen so, als würde sich ein Erwachsener mit einem Kind unterhalten. So schrieb Josef von häufigen Stimmungsschwankungen, fügte dann aber hinzu, solche Zustände wären albern. „Es war ein innerer Konflikt“, erinnert sich Josef Eisinger über achtzig Jahre später. „Ich wusste noch nicht, wie meine Zukunft ausschauen würde und ob meine Eltern am Leben waren.“


Bald begann Josef Eisinger, seine Tagebucheinträge auf Englisch zu schreiben. Ohne dass ihm das aufgefallen wäre, hatte er im Kopf eine Grenze überschritten. Im März 1941, an seinem siebzehnten Geburtstag, erfuhr er schließlich, dass seine Eltern nach einer abenteuerlichen Fahrt gut in Palästina gelandet waren. Vor der Küste hatten sie Schiffbruch erlitten, aber beide waren gerettet worden, obwohl sie nicht schwimmen konnten. „Mein Vater hatte es geschafft, vom Rumpf des Schiffes in ein Rettungsboot zu rutschen.“

In Palästina machte Rudolf Eisinger wieder, was er in Wien vor dem Anschluss getan hatte: Er importierte und verkaufte Schwämme. Zehn Jahre später gelang es Josef Eisinger, den Eltern und der Schwester ein kanadisches Visum zu verschaffen. „Sie sind nach Toronto gekommen, und mein Vater hat wieder angefangen, Schwämme zu verkaufen. Er war unerbittlich ...“

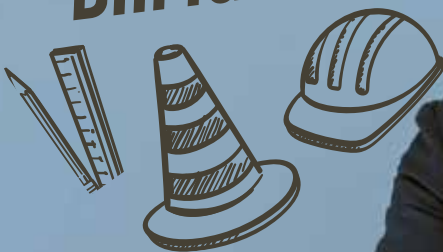
### Eisingers Erinnerungsarbeit in der Wienerstadt

Als Wissenschaftler in Kanada und den USA durfte Josef Eisinger seine Neugier, seinen Tatentrang und sein Talent zum Teamgeist ausleben. Er baute Brücken zwischen Physik, Biologie und Medizin und erwarb sich hohes Ansehen in der wissenschaftlichen Community.

Im Grunde hätte er die düsteren Orte seiner Kindheit und Jugend und die beklemmenden Momente

 Bundesministerium  
Bildung, Wissenschaft  
und Forschung

**Lehrer?  
Bin ich auch!**



**KLASSE  
JOB.AT**

**Beruf + Berufung = Architekt + Bautechniklehrer**

Markus T., 43, Architekt und Lehrer  
am Camillo Sitte Bautechnikum Wien

Meine Erfahrung bringe ich in die Schule ein: Als Lehrer/in in meinem Zweitjob! Alle Informationen zur neuen Herausforderung: [www.klassejob.at](http://www.klassejob.at)



Josef Eisinger und seine Frau Styra Avins in ihrer Wohnung, NY

hinter sich lassen können. Aber das wollte er nicht. Sorgfältig ging er daran, seine komplizierte Beziehung zu Wien zu klären. Minutiös sortierte er positive und negative Erlebnisse und Erinnerungen, die seine ersten achtzehn Lebensjahre geprägt hatten. „Ich habe die Zeit, die ich hinter Stacheldraht verbrachte, immer als eine ‚gute Sache‘ in meinem Leben gesehen“, schrieb er 2016 in seinen Lebenserinnerungen.

„Wenn nicht schon die Emigration, dann hat die Internierung mir den Wert der Anpassungsfähigkeit an geänderte Bedingungen vor Augen geführt – eine Lehre, die Charles Darwin verstanden hatte ... Diese Monate der Internierung haben nicht nur mein Leben in eine neue Richtung gelenkt, sondern haben mir auch die große Vielfalt der Menschheit aufgezeigt. Wie sonst würde man Zirkusakrobaten, Seefahrer und Mathematikprofessoren auf Augenhöhe kennenlernen?“

Aber Josef Eisinger blieb nicht beim Schreiben von Erinnerungen. Er setzte sich auch persönlich mit dem Wien der Gegenwart auseinander, besuchte die Stadt oft und hielt sich in seiner alten Gegend auf.

Zufällig traf er dabei einmal den Hausbesitzer der früheren Wohnung und wurde von ihm gefragt: „Aber sagen Sie mir, Herr Eisinger, warum haben Sie eigentlich Wien verlassen?“ Doch mit der Zeit erlebte er auch ein anderes Wien, wie vor ein paar Jahren beim Besuch

des Akademischen Gymnasiums. „Auf einmal fand sich der einst aus Wien verstoßene Schüler in der Rolle des Erzählers, dem nicht nur die Jugendlichen aufmerksam zuhörten, sondern auch die Lehrenden – heutzutage überwiegend Frauen –, sehr charmante, wunderbare Personen. Ich habe einige von ihnen gut kennengelernt, und das hat mich davon überzeugt, dass sich viel verändert hat.“

### Die schier unglaubliche Bindung an Wien

Als Naturwissenschaftler, dem auch Geschichte am Herzen liegt, beschäftigte sich Josef Eisinger mit der unglaublichen Bindung der Juden an Wien.

„Zuerst war 1421 die Gesara, dann wurden 1670 wieder alle Juden aus Wien rausgeworfen. Auch Maria-Theresia hat Juden rausgeworfen. Sie sind aber nie sehr weit weg gewandert. Zum Beispiel sind sie nach Mäh-

« Eine Frau aus Zistersdorf sagte: „Ich erinnere mich noch an die Eisinger. Die waren sehr beliebt!“ Aber nicht beliebt genug »

ren gegangen, und sobald sie eine Möglichkeit hatten, zurückzukommen, kamen sie zurück. Und das war auch bei meinem Vater der Fall. Er ist in Zistersdorf in die Schule gegangen, wollte aber gerne nach Wien. Schließlich ist es ihm gelungen.“

Nachdem das Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes Eisingers Memoiren übersetzt und verteilt hatte, hörte er von einer Nachbarin in Zistersdorf: „Ich erinnere mich noch an die Eisingers. Die waren sehr beliebt!“ „Aber nicht beliebt genug“, fügt Josef Eisinger trocken hinzu.

Seine eigenen Kinder wollen um die österreichische Staatsbürgerschaft ansuchen. Sohn Simon ist Architekt in New York, Tochter Alison kümmert sich als Sozialarbeiterin um Obdachlose in Seattle. „Das Soziale hat sie von ihrer Mutter, die auch politisch sehr engagiert ist. Besonders jetzt, wo sie die Politik in Amerika für sehr gefährlich erachtet. Ich habe mich eher zurückgezogen. Ich habe zu viele andere Sachen zu tun. Ich überlasse es ihr, wem sie unsere Dollars spendet.“

Lesetipp:

Josef Eisinger, **Flucht und Zuflucht**  
Erinnerungen an eine bewegte  
Jugend, DÖW 2019, doew.at





# Spar ein daheim!

12 Energiespar-Tipps für dein Zuhause.

Schon mit kleinen Handgriffen und einfachen Änderungen im Alltag kannst du deinen Energieverbrauch deutlich senken. Das spart Geld und ist gut fürs Klima. Fang also gleich damit an!

Alle 12 Energiespar-Tipps für deinen Haushalt findest du jetzt unter:

[wien.gv.at/energiesparen](https://wien.gv.at/energiesparen)



**Stadt  
Wien**

[wien.gv.at/energiesparen](https://wien.gv.at/energiesparen)

# Koffer voller Erinnerungen

Die mobile Ausstellung „Für das Kind“



INGRID JOSEPH, Wien, zwölf Jahre: „Da waren überall Fahnen, ich wusste, das ist irgendwie gegen mich“

where  
ingen



against the



HELGA BELANGER, Wien, zehn Jahre: „Mutter putzte den Gehsteig in ihrem Pelzmantel“

scrubbing the  
in her  
fur

Musik von Hugo de Groot



Blum ist  
groß bin  
Linsen d'Ähnt

BRUNNEN  
VERLAG



JOHANNA SPYRI  
Heidi



the pavement  
coat

**D**ie Idee zur Ausstellung geht auf Rosie Potter und Patricia Ayre zurück, zwei Kuratorinnen und Künstlerinnen aus Großbritannien. Auf den 23 gerahmten Drucken ist jeweils ein geöffnetes Kofferchen zu sehen, mit Gegenständen, die Kinder bei ihrer Flucht über sogenannte Kindertransporte mitgenommen haben. Ihr Reisegepäck wurde von den Nazi-Behörden streng reglementiert: Jedes Kind durfte nur einen Koffer mitnehmen, Schmuck- oder

Wertgegenstände, Geld, Musikinstrumente oder Kameras durften nicht dabei sein. Die Künstlerinnen baten Überlebende, aus ihrer Erinnerung Objekte auszuwählen, die sie auf der Flucht begleitet haben. Gemeinsam wurden die Kofferinhalte rekonstruiert und mit einer analogen Großbildkamera fotografiert. Ins Rahmenglas sind Zitate eingraviert – die heutigen Schriftzüge des jeweils überlebenden „Kindes“. Sie stammen aus Briefen, persönlichen Niederschriften, aus Telefongesprächen und Gesprächen

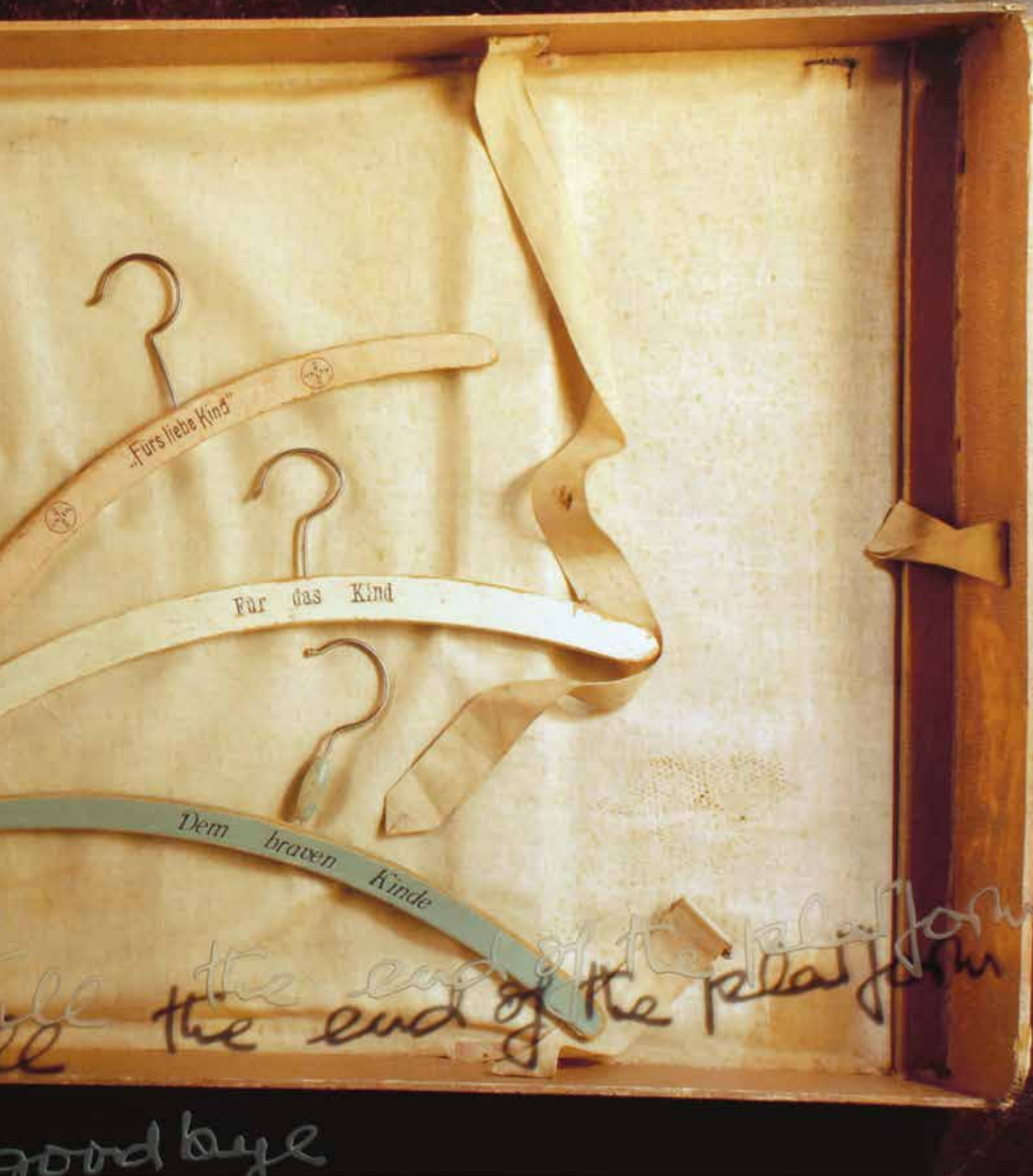


**PAULINE WORNER,**  
Köln, zehn Jahre:  
„Laufend bis ans Ende  
des Bahnsteigs, zum  
Abschied winkend“

mit den Kuratorinnen. Organisiert wurde das Projekt von der Wiener PR-Beraterin Milli Segal, die sich seit vielen Jahren dafür engagiert, die Erinnerung an die Geschichte der Kindertransporte wachzuhalten. So kann die Ausstellung „Für das Kind“ bereits auf eine langjährige und wechselhafte Geschichte zurückblicken. Im November 2006 war sie zum ersten Mal temporär im Theater Nestroyhof Hamakom zu sehen. Von 2014–2020 hatte sie in der Urania einen permanenten Ausstellungsplatz, der

mittlerweile nicht mehr zur Verfügung steht. Seither reist „Für das Kind“ als Poster-Ausstellung um die Welt. 2018 wurde die Ausstellung im Rahmen des Gedenkjahres im Austrian Culture Forum in Berlin gezeigt. Im November 2021 war sie in Toronto im „The Neuberger Holocaust Education Centre“ zu Gast. In Wien war „Für das Kind“ als Wanderausstellung von August 2021 bis Juni 2022 in einigen Bezirken zu sehen.

Nähere Informationen unter [www.millisegal.at](http://www.millisegal.at) ☞





**Klaus Mihacek ist Psychiater in Wien. Er arbeitete bereits mit Tausenden traumatisierten Überlebenden der Shoah sowie deren Nachkommen**

# Das Trauma lebt weiter

*Der Psychiater Klaus Mihacek über die Spätfolgen von Flucht und Vertreibung*

Interview: Christian Schüller

**H**err Mihacek, seit Beginn des Ukraine-Krieges wirkt die Welt auf uns wieder viel bedrohlicher ...

**KLAUS MIHACEK:** Es sieht noch bedrohlicher aus für Menschen, die schon Kriegserfahrungen haben oder flüchten mussten – aus unterschiedlichen Gründen. Denken wir an die Menschen aus Afghanistan oder Syrien. Und natürlich Menschen, die älter geworden sind und bei denen jetzt ein früheres Trauma wieder spürbar wird.

**Das Wort Trauma wird heute im Alltag häufig verwendet. Aber was genau macht ein Trauma aus?**

Tatsache ist, dass ein psychisches Trauma dann vorliegt, wenn ein plötzlich eintretendes Ereignis die Bewältigungsmechanismen der Psyche übersteigt. Meistens geht das einher mit der Bedrohung von Leben. Das Schlimme daran ist, dass man sich hilflos und ausgeliefert fühlt. Das, was in Gefahrensituationen bei Menschen normalerweise aktiv wird, nämlich Flucht oder Totstellen, das ist da nicht mehr möglich. Da sprechen wir von Menschen, die gefoltert werden. Anders ist es bei Naturkatastrophen. Das ist oft ein einmaliges Ereignis, das alle betrifft. Dadurch ist es nachher leichter zu verarbeiten, weil man nicht als Individuum betroffen ist, sondern als gesamte Gruppe. Das kann man besser verarbeiten als ein sogenanntes „man-made disaster“, etwas, das Menschen von Menschen zugefügt wird. Das kann dann schwerwiegende Spätfolgen nach sich ziehen.

**Manchmal ist auch ein späteres Verarbeiten ohne professionelle Hilfe nicht möglich ...**

Es hängt von der Resilienz des Einzelnen ab. Das ist die Widerstandskraft, über die man verfügt, um bestimmte Lebenserschwernisse zu bewältigen. Und das ist eine Grundausstattung, die sich bei Menschen sehr unterschiedlich entwickelt. Wenn man in einer Familie

aufgewachsen ist, wo Zusammenhalt und Vertrauen gegeben sind, ist das schon ein massiver Resilienzfaktor. Auch Religion kann ein Resilienzfaktor sein, die Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Die Forschung hat auch ergeben, dass ein höherer Bildungs- und Intelligenzgrad dabei hilfreich ist, Resilienz aufzubauen. Und die sozio-ökonomischen Verhältnisse, unter denen man aufwächst, spielen eine Rolle. Stichwort „alleinerziehende Mütter“. Da ist die Mutter allein mit dem Überleben im Alltag so gefordert, dass Zeit für die Bindung mit dem Kind oft zu kurz kommt. Oder wenn im Hintergrund eine ständige Bedrohung da ist – das sind Faktoren, die unsere Resilienz schwächen.

### **Durch die Shoah wurden viele Familien auseinandergerissen. Eltern schickten ihre Kinder allein ins rettende Ausland ...**

Ich hatte bei ESRA einen Patienten, der im Alter von zehn Jahren in einen Kindertransport nach England kam. In England kam er zu einer Familie, die sehr sportlich war. Sport war dann seine Rettung, darüber hat er sich definiert. Zu Kriegsende war er sechzehn. Sein Vater hatte überlebt und wollte ihn zurückholen. Aber er hatte zu diesem Vater keinerlei Kontakt. Noch dazu hatte der Vater sich negativ verändert und war ein autoritärer Mensch geworden. Zu diesem Vater zurückkehren zu müssen, war die zweite Traumatisierung. Dieser Patient hat es nie mehr geschafft, zu jemandem Vertrauen zu finden. In der Therapiesituation war zwar ein kleines Stück Vertrauen möglich, aber dennoch blieb die Umwelt für ihn immer feindlich. Bis zu seinem Tod konnte er das nicht auflösen.

### **Abgesehen von der Resilienz der Betroffenen – wovon hängt es ab, ob sie Erfahrungen der Verfolgung und Vertreibung später verarbeiten können?**

Eine ganz wichtige Untersuchung hat der niederländische Psychoanalytiker Hans Keilson nach 1945 gemacht. Der hat mit zweitausend Kindern geforscht, die den Holocaust überlebt hatten, und geschaut, wie sie in den Nachkriegsjahren zurechtgekommen sind. Das waren alles Waisenkinder, die kein soziales Netz mehr hatten. Er hat den Prozess der Traumatisierung in drei Phasen eingeteilt. Die erste Phase ist die, bei der sich in der Umgebung des Betroffenen alles verändert. Man wird ausgegrenzt, diskriminiert. Minderheiten werden zu Sündenböcken gemacht. Da kündigen sich Trauma und Verfolgung schon an. Die zweite ist die direkte Phase der Verfolgung, wie man sie zum Beispiel im Konzentrationslager erlebt. Man könnte meinen, dass diese Phase am schwersten wiegt, dass sie am ehesten Spätfolgen hervorbringt. Das war aber nicht der Fall. Die wichtigste Phase, die sich am stärksten auswirkt, ist die dritte Phase, wo es um die Aufnahme der Verfolgten in der Gesellschaft geht. Da gab es speziell in Österreich

beschämende Erfahrungen, weil Österreich nach 1945 es in keiner Weise begrüßt hat, dass Jüdinnen und Juden zurückkommen. Im Gegenteil. Sie mussten weiterhin erschütternde Aussagen und Abwehrreaktionen erleben. Sie waren ja auch das lebendige schlechte Gewissen. Bei ESRA habe ich mit Überlebenden der Shoah gearbeitet, und es war erschütternd, von ihnen zu hören, wie Österreich sie nach dem Krieg empfangen hat. Abgesehen von Wiedergutmachungsansprüchen, bei denen sie total boykottiert wurden, gab es damals in Österreich Psychiater und Gutachter, die behaupteten, dass ein Trauma nach zwei Jahren vorbei wäre. Der „social support“, den es in der dritten Phase braucht, also die Anerkennung, dass man verfolgt wurde, ist damals ausgeblieben. Das hat bewirkt, dass diese Menschen oft in die innere Emigration gegangen sind, dass sie sich mit ihren Erlebnissen nicht mehr beschäftigt haben, sondern nur mehr vorausschauen wollten. Bei Holocaust-Überlebenden nennt man das die Latenzzeit. Die haben versucht, eine neue Familie aufzubauen, einen Beruf zu erlernen, sich damit gesellschaftlich zu integrieren, und haben von den heraufdrängenden Erinnerungen nicht erzählt und sie auch nicht bei sich wahrnehmen wollen.

**« Wir haben bei ESRA mit über 3.000 Überlebenden der Shoah gearbeitet, und es war erschütternd, von ihnen zu hören, wie Österreich sie nach dem Krieg empfangen hat. (...) Damals gab es in Österreich Psychiater und Gutachter, die behaupteten, dass ein Trauma nach zwei Jahren vorbei wäre »**

### **Was bringt diese tief vergrabenen Erinnerungen wieder an die Oberfläche?**

Bei Menschen, die ihre traumatischen Erlebnisse verdrängt haben, kommt es oft im Alter dazu, wenn sie in Pension gehen oder wenn Lebenspartner:innen verstorben sind, dass dann die Wucht dieser verdrängten Vergangenheit wieder hochkommt. Das kann zu sogenannten Wiederhall-Erinnerungen oder Flashbacks führen oder zu Albträumen, die von Verfolgung handeln. Oder es kommt zu Vermeidungsverhalten: Man meidet Orte oder Situationen, die an das Trauma erinnern. Bei jüdischen Menschen waren das hauptsächlich Bahnhöfe und Hunde, Schäferhunde, Uniformen und Zuggeräusche ... Ein anderes Merkmal einer posttraumatischen Belastungsstörung ist ständiges Unruhegefühl, das einen innerlich nie zur Ruhe kommen lässt, während man sich gleichzeitig völlig abgestumpft fühlt.

### **Wie wirkt sich das auf die Fähigkeit aus, Beziehungen zu knüpfen?**



**ESRA ist ein psychosoziales Gesundheitszentrum und eine Partnerorganisation der IKG Wien**

Bei direkt Betroffenen, die ein KZ überlebt haben, sind die Auswirkungen auf die zweite Generation ebenfalls oft traumatisch. Die Kinder haben gespürt, dass mit ihren Eltern etwas nicht in Ordnung ist. Es gibt zwei Arten von Reaktion, wie man mit dem Holocaust umgegangen ist. Der sogenannte Pakt des Schweigens, wo Eltern nicht über ihre Erlebnisse gesprochen haben, um sie zu schonen, oder selbst gar nicht wahrnehmen wollten, wie schlimm das war. Diese Menschen haben geglaubt, dass sie ihren Kindern etwas ersparen, wenn sie nichts erzählen. Dieser Pakt des Schweigens hat aber zur Folge, dass

**« Manchmal gelingt es, dem Trauma einen Sinn zu geben. Wenn man zum Beispiel sagt: Das darf sich nicht wiederholen, und deshalb gehen wir in Schulen und Einrichtungen, wo wir erzählen, was damals politisch passiert ist, wie es dazu gekommen ist und was die Auswirkungen waren »**

die Kinder Fantasien darüber entwickeln, was den Eltern angetan wurde. Die junge Generation hatte den Wunsch, für ihre Eltern etwas gutzumachen, indem sie besonders viel geleistet haben, besonders erfolgreich waren, um zu beweisen, dass sie es geschafft haben. Gleichzeitig kommt es zu einer sehr engen Bindung zwischen Eltern und Kindern bis ins Erwachsenenalter, und diese Bindung wird noch enger, wenn die Eltern pflegebedürftig werden. Das heißt, dass diese Menschen sich nicht gestatten, ein eigenes Leben zu führen oder ein zu gutes Leben zu führen, weil sie sich dann schuldig fühlen könnten. Sie sind in einem ziemlichen Dilemma. In anderen Familien war

der Holocaust dauernd Thema. Das hat natürlich auch massive Auswirkungen auf die Kinder, die dann oft sehr ängstlich und unselbstständig geworden sind. Interessanterweise haben wir diese Reaktion hauptsächlich bei Roma- und Sinti-Überlebenden gefunden. Da war die Verfolgung in den Familien ständig Thema. Ständig die Warnung, dass man auf der Hut sein soll. Dazu kommt, dass diese Gruppe auch in der Nachkriegszeit extrem diskriminiert wurde. Sie haben überhaupt keine Anerkennung bekommen und damit auch keine Heilungschance. Roma und Sinti sind von Österreich ja erst in den 1990er-Jahren als Opfer des Nationalsozialismus anerkannt worden. Bis dahin hätten sie gar keine Wiedergutmachungsansprüche stellen können.

**Viele haben die Möglichkeit, Hilfe zu bekommen, nicht mehr erlebt ...**

Unmittelbar nach der Gründung von ESRA 1994 haben wir noch 3.000 NS-Überlebende betreut. Darunter waren Überlebende, die als Erwachsene verfolgt worden waren, vor allem jüdische Menschen, aber auch Roma und Sinti und Homosexuelle. Eine große Gruppe waren die sogenannten Kinder vom Spiegelgrund. Das war eine spezielle Gruppe, weil die am wenigsten Anerkennung als Opfer erfahren haben. Und auch Zeugen Jehovas waren dabei.

**War sich diese Generation überhaupt bewusst, dass sie professionelle Hilfe braucht?**

Am Anfang waren sie sich dessen nicht bewusst, aber es gab in der Israelitischen Kultusgemeinde immer eine Sozialabteilung. Und die Leute, die dort gearbeitet haben, die haben schon mitbekommen, dass viele der Menschen, die sich an sie wandten, auch das Bedürfnis hatten, über ihre Erlebnisse zu reden. Oder dass sie so schwere depressive oder andere psychische Zustände hatten, dass es sichtbar war, dass sie schwer betroffen waren. Deshalb wurde ESRA als psychosoziales Zentrum gegründet, mit einem Angebot, das multiprofessionell war – nicht nur Ärzt:innen und Therapeut:innen, sondern auch Krankenschwestern und Sozialarbeiter:innen. Wir hatten dann einen ziemlichen Ansturm. Das Berührende war, dass Menschen zum ersten Mal über ihre Erlebnisse geredet haben. Etwas, worüber sie mit der eigenen Familie nicht sprechen konnten. Das wurde möglich, weil sie annehmen konnten, dass wir ein Wissen über Trauma haben, ein Wissen über geschichtliche Ereignisse, und vor allem, dass wir ihre Schilderungen nie angezweifelt haben, was ja bei den Gutachter:innen im Nachkriegsösterreich ständig der Fall gewesen war. Damals hatten die Opfer noch die Beweislast dazu, was extrem traumatisierend ist. Und das war bei uns nicht so. Nach zehn Jahren haben wir untersucht, wie unser Angebot von den Betroffenen wahrgenommen wurde und was für sie hilfreich war. Herausgekommen ist, dass der



★★★★  
HOTEL STEFANIE  
WIEN



## 400 Jahre Tradition im ältesten Hotel von Wien



Österreichische Gastlichkeit ist seit jeher eine lang gehegte Tradition im Hotel Stefanie, dem ältesten Hotel Wiens. Rückwirkend bis ins Jahr 1600 finden sich Aufzeichnungen über eine Gastwirtschaft auf der Taborstraße 12.

Schon seit über 130 Jahren befindet sich das Traditionshotel im Besitz der Familie Schick, die es sich zur Verpflichtung gemacht hat, diese Tradition zu wahren und ganz im Sinne von „Wiens charmante Privathotels“ weiterzuführen.



Der Geist vergangener Tage trifft hier auf moderne Annehmlichkeiten. Im Mittelpunkt des Hotellebens steht der Gast, so dass er sich rundum betreut und immer herzlich willkommen fühlt. Rücksicht auf spezielle Wünsche und religiöse Gebote sind eine Selbstverständlichkeit.

Gerne servieren wir Ihnen auf Wunsch ein koscheres Frühstück.



Der unterteilbare, klimatisierte Festsaal des Restaurant Stefanie ist ideal um Ihre Bar Mizwa-Feier oder Ihre Hochzeit zu arrangieren.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch im

### **HOTEL STEFANIE**

1020 Wien, Taborstraße 12  
Tel. +43 (1) 211 50-0, Fax +43 (1) 211 50-160  
E-Mail: [stefanie@schick-hotels.com](mailto:stefanie@schick-hotels.com)  
[www.hotelstefanie.wien](http://www.hotelstefanie.wien)

SCHICK HOTELS -  
WIENS CHARMANTE  
PRIVATHOTELS



„Wichtig ist zu vermitteln, dass man zuhört“

Erstkontakt entscheidend war für den weiteren Verlauf der Betreuung. War der erste Kontakt positiv, ist alles Weitere auch möglich gewesen.

**Es dauert aber, bis über das, was wehtut, gesprochen werden kann?**

Man schaut zuerst einmal, wo steht die Person. Meistens waren akute Probleme der Grund, warum Menschen zu uns gekommen sind. Oft waren es körperliche Erkrankungen, aber auch psychische Auffälligkeiten wie Schlafstörungen. Manchmal auch klassische Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung.

**Kann man sich mit einem Trauma versöhnen?**

Versöhnen kann man sich damit im Allgemeinen nicht, man kann es aber integrieren, und manchmal gelingt es, dem Trauma einen Sinn zu geben. Wenn jemand zum Beispiel sagt: Das darf sich nicht wiederholen, und deshalb gehen wir in Schulen und Einrichtungen, wo wir erzählen, was damals politisch passiert ist, wie es dazu gekommen ist und was die Auswirkungen waren.

**Die Arbeit als Zeitzeug:innen hilft den Betroffenen?**

Das hilft enorm. Auch die Shoah Foundation von Steven Spielberg war in dieser Hinsicht sehr hilfreich.

**Was konnten Sie aus der Arbeit mit Überlebenden der Shoah für die Arbeit mit anderen Traumatisierten lernen?**

Das Wissen, was eine lang andauernde Traumatisierung bei Menschen auslöst, oder auch, wie lange solche Erlebnisse der Traumatisierung nachwirken können. Diese Erfahrung konnten wir zum Beispiel bei der Behandlung von Menschen anwenden, die als Kinder

in Heimen missbraucht worden waren. In den 2000er-Jahren kamen ja immer mehr Skandale in katholischen und staatlichen Einrichtungen heraus. Da haben wir Clearing-Gespräche geführt, wo der Grad der Traumatisierung für die ermittelnden Behörden festgestellt wurde, und wir haben Therapien angeboten. Dieses Wissen ist auch wichtig bei der Behandlung von Menschen, die akut Gewalt erfahren, seien es Kinder, die in ihrer Familie misshandelt oder missbraucht werden, oder auch Frauen, die Vergewaltigung oder Folter erlebt haben.

**Flüchtlinge kommen oft in die Situation, dass sie ihre Erlebnisse von Gewalt vor einer Behörde glaubhaft machen sollen.**

Zu Beginn des großen Flüchtlingsansturms 2015 waren viele Behörden massiv überfordert, und auch das Wissen darüber, was Traumatisierung bedeutet, war nur rudimentär vorhanden. Zwar konnten wir in unsere Gutachten schreiben, was bestimmte Erlebnisse auslösen, aber das wurde meist nicht berücksichtigt. Zum Beispiel, dass eine Fluchtgeschichte oft nicht kontinuierlich und nachvollziehbar erzählt werden kann. Wir wissen, dass die Erinnerung von schwer traumatisierten Menschen oft bruchstückhaft ist. Anfänglich wurde deshalb den Flüchtlingen unterstellt, dass sie nicht die Wahrheit erzählen. Das hat sich zum Glück in letzter Zeit geändert.

« Wir wissen, dass die Erinnerung von schwer traumatisierten Menschen oft bruchstückhaft ist. Anfänglich wurde deshalb den Flüchtlingen unterstellt, dass sie nicht die Wahrheit erzählen. Das hat sich zum Glück in letzter Zeit geändert »

**Was sollten wir im Umgang mit Geflüchteten berücksichtigen?**

Das man ihnen vermittelt, man glaubt ihnen und ist bereit, ihnen zuzuhören. Es gibt einen Unterschied im Umgang mit ukrainischen Flüchtlingen und denen, die aus Afghanistan, Pakistan oder Syrien kommen. Da sind wir wieder bei der Wichtigkeit der dritten Phase, dem „social support“, der gegenüber Menschen aus Afghanistan fehlt. In dieser Hinsicht haben die Menschen aus der Ukraine andere Voraussetzungen und werden deshalb vielleicht auch weniger Spätfolgen von dieser Vertreibung haben. Die Ukrainer:innen kommen nun einmal aus einem Kulturkreis, der uns ähnlich ist. Die meisten sind christlich sozialisiert. Ukrainer:innen, die jüdisch sind, werden von der jüdischen Gemeinde unterstützt, bekommen dort sofort „social support“. Da werden die Auswirkungen nicht so dramatisch sein wie bei jemandem, der mit einer anderen Religion kommt und aus einem anderen Kulturkreis ...

... und gegen den gezielt Stimmung gemacht wird.

Stimmt, das ist bei den Ukrainer:innen weniger der Fall, auch wenn die Stimmung in letzter Zeit aus wirtschaftlichen Gründen dabei ist zu kippen. Am Anfang war es ja ganz selbstverständlich, dass wir helfen und dass die Zivilgesellschaft aktiv geworden ist. Das war 2015 am Anfang auch so ähnlich, ist aber dann sehr schnell ins Gegenteil gekippt. Die Aufnahmegesellschaft in Österreich erwartet, dass diejenigen, die nicht aus demselben Kulturkreis kommen, sich enorm schnell anpassen. Dieser Anpassungsdruck ist für diese meist jungen Leute kaum zu bewältigen. In meiner Zeit hat ESRA auch viel mit Flüchtlingen gearbeitet. Wir sind in Flüchtlingsquartiere gegangen. Da haben wir oft gehört, dass diese Menschen sich nicht willkommen fühlen. Dennoch hatten die wenigsten den Wunsch, zurückzukehren. Während die Ukrainer:innen zurückkehren wollen – auch das beruhigt die österreichische Bevölkerung. Die Ukrainer:innen gehen wieder, aber die anderen wollen bleiben. Was immer zu kurz kommt: Menschen aus Ländern wie Afghanistan oder Syrien wollen arbeiten. Ich habe bei meiner Arbeit keinen Einzigen erlebt, der nicht gesagt hätte, er möchte eine Ausbildung machen und arbeiten, sobald es möglich ist. Da ist die Politik zu blind zu sehen, welche Ressourcen möglich sind. Das ist eine enorme Ressource. Und es ist die einzige sinnvolle Möglichkeit, diese Menschen zu integrieren. Über Arbeit. Es geht nur so. Anders ist Integration nicht möglich.

### Und die Bewältigung von Traumata ...

Klar, das ist zugleich die beste Art der Traumabewältigung. Das Schlimme für die Menschen, die hier gestrandet sind, ist die Perspektivlosigkeit. Die führt zu Depression, zu Suchtverhalten, zu Gewalt und Aggression. Und das trifft auf die Erfahrungen, die man im Herkunftsland gemacht hat. Afghanische Kinder haben in ihrem Leben noch nie eine gewaltfreie Zeit erlebt. Die sind mit Krieg und Gewalt aufgewachsen, selbstverständlich ist da auch eine Gewaltbereitschaft da. ☞

**ESRA, psychosoziales Gesundheitszentrum  
und Partnerorganisation  
der Israelitischen Kultusgemeinde Wien**  
Tempelgasse 5  
1020 Wien  
T +43 1 214 90 14  
www.esra.at

# YIDDISH CULTURE FESTIVAL VIENNA

23.3. – 27.4.2023



**Do 23.3.2023, 19.30 Uhr**

Ehrbar-Saal

**Scholem Alejchem!**

Wiener Jüdischer Chor, Schalom Band, Tini Kainrath, Shmuel Barzilay

**So 26.3.2023, 11 Uhr**

Theater Akzent

**Frejlech Sol Sajn!**

Wiener Klezmer Orchester & Solisten-Ensemble

Dirigent: Sasha Danilov, Lesung: Robert Palfrader

**So 2.4.2023, 11 Uhr**

Jüdisches Museum Wien

**Spot on Yiddish Divas Teil 1**

**Dos treft zikh eyn Mol**

Ethel Merhaut & Ensemble

**Di 4.4.2023, 19.30 Uhr**

Jüdisches Museum Wien

**Spot on Yiddish Divas Teil 2**

**Mazi un Glik**

Lloica Czackis (FR), Shura Lipovsky (NL), Mercedes Echerer (AT)

**Do 20.4.2023, 19.30 Uhr**

Jüdisches Museum Wien

**Spot on Yiddish Divas Teil 3**

**Le'Chaim!**

Sharon Brauner, Karsten Troyke Trio (D)

**Do 27.4.2023, 20 Uhr**

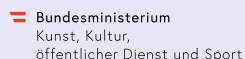
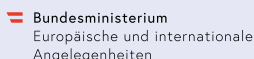
Wiener Metropol

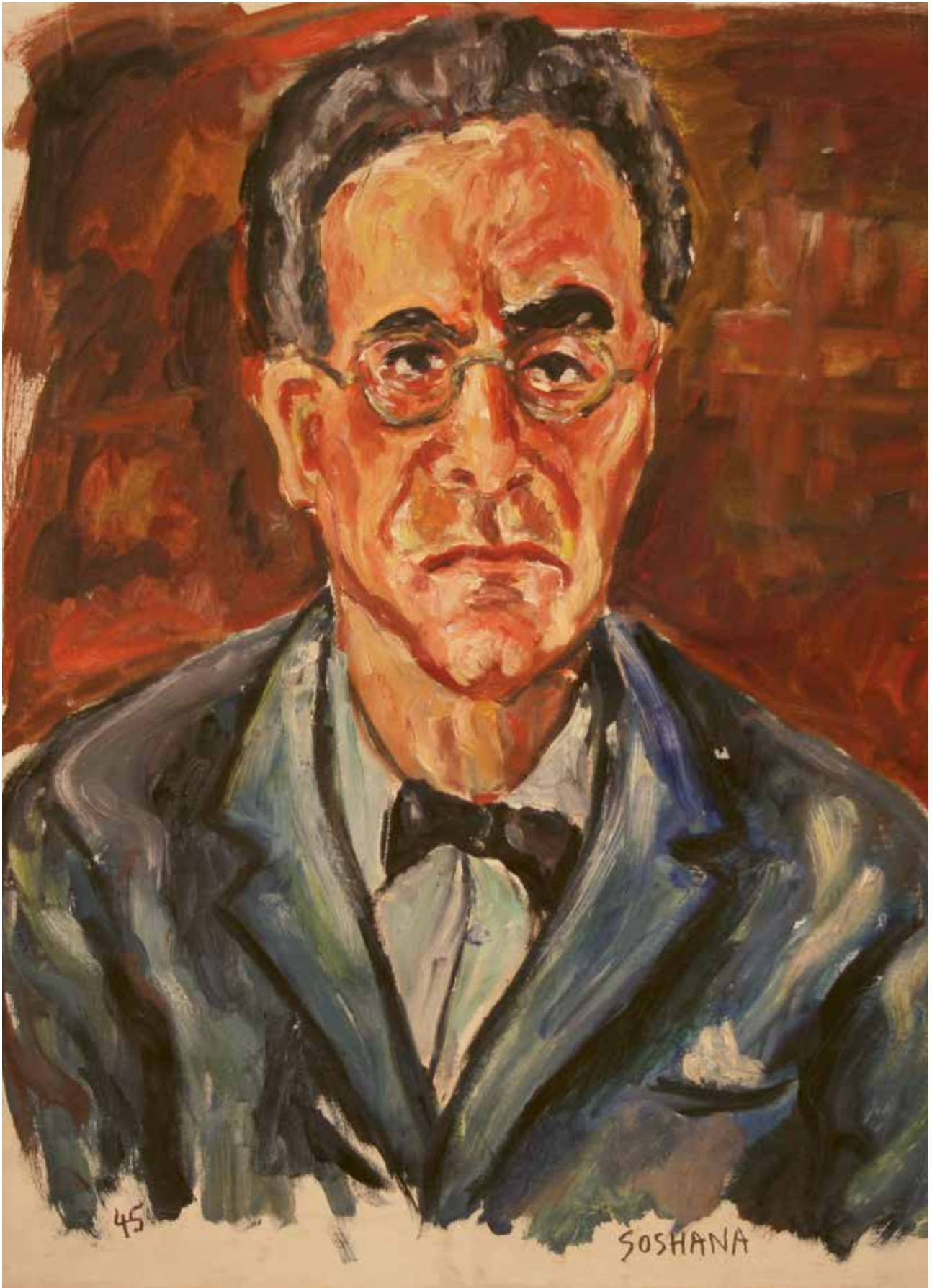
**Swingin' Pessach**

Roman Grinberg & Jazzorchester KlezMetropol

Programmänderungen  
vorbehalten

**Tickets**  
[www.yiddish.at](http://www.yiddish.at),  
[tickets@yiddish.at](mailto:tickets@yiddish.at) oder  
0664 383 46 56





Soshana Afroyim, Otto Klemperer (1954)

# Kapitel 3

---

## In der Fremde

**Hussam Al-Zaher** hat in Damaskus Politikwissenschaft studiert. 2015 flüchtete er nach Deutschland. In Hamburg gründete er das interkulturelle Magazin *kohero*, in dem Menschen über ihre Flucht- und Migrationserfahrungen erzählen, von ihren Problemen, Träumen und Erfolgen.



**Merle Bieber** ist Historikerin am Institut für Jüdische Geschichte Österreichs. In ihrer Masterarbeit hat sie am Beispiel einer jüdischen Familie über Assimilation, Vertreibung und Verfolgung geforscht. In ihrer Dissertation „Koschere Lederhosen, jüdische Dirndl“ beschäftigte sie sich mit dem Tragen von Tracht als Repräsentation der Zugehörigkeit.



**Martina Steiner** forscht und lehrt als Sozialanthropologin an der Universität Wien. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind Inter-/Transkulturelle Kommunikation sowie Konflikt- und Friedensforschung.



**Melita Šunjić** war Pressesprecherin von UNHCR, gegenwärtig ist sie Geschäftsführerin der Agentur Transcultural Campaigning. Ihr Buch „Die von Europa träumen“ erschien 2021.



# Sprachweh ist mein Schicksal

*Über den schmerzlichen Verlust der Muttersprache*

Hussam Al-Zaher

In den sieben Jahren, in denen ich in Deutschland lebe und Deutsch lerne, hat sich mein Verständnis von Sprache sehr verändert.

Als ich Ende 2015 nach Deutschland gekommen bin, wusste ich, dass ich es ohne Sprache nicht schaffen kann, mir hier eine neue Heimat aufzubauen. Deutsche Sprachkenntnisse waren und sind eine Bedingung, hier gut zu leben. Auch weil ich nicht gut Englisch spreche und die meisten Deutschen nicht Arabisch verstehen.

In der Unterkunft, in der ich damals lebte, habe ich bei einer ehrenamtlichen Lehrerin Deutsch gelernt. Es dauerte mehrere Monate, bis ich „Guten Morgen“ verstehen konnte, weil es sich für mich erst wie „God Morn“ anhörte. In der arabischen Sprache ist „Guten Morgen“, „sabah alkhayr“, viel mehr als ein Gruß, es ist ein Wunsch für die Person gegenüber, dass ihr Tag ein glücklicher sein möge. Und doch konnte ich im Frühjahr 2017 mit meinem schlechten Englisch, meinen kargen Deutschkenntnissen und mit Hilfe der Gestik ein paar deutschsprachige Menschen kennenlernen und mich mit ihnen

unterhalten. Ich fühlte mich wie zum zweiten Mal geboren, wie die Natur im Frühling wiedergeboren wird.

Es folgte eine Zeit, wo ich jeden Tag versuchte, Neues zu lernen und viele Menschen kennenzulernen, mit denen ich Deutsch sprechen konnte. Die Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache sind für mich zahlreich: nicht nur die Artikel, sondern auch dass es viel Zeit braucht, diese komische Sprache zu lernen und die Grammatik zu verstehen, in der es mehr Ausnahmen als Regeln gibt. Und auch von der Ausnahme gibt es eine Ausnahme. Weil ich Regeln nicht so mag, habe ich die Sprache bis jetzt leider noch nicht fehlerfrei gelernt. Dazu kommt noch, dass die Deutschen, obwohl es ganz einfach ist, in ihrer Sprache neue Wörter zu bilden, keine neuen Wörter erschaffen, sondern nur zwei oder drei alte Wörter aneinanderhängen, um neue Begriffe zu bilden, wie zum Beispiel Feierabend oder Krankenhaus oder Krankenhauspersonal oder ...

2017 habe ich mit der Unterstützung von Bekannten und Freund:innen das Magazin *kohero*, damals noch *Flüchtling-Magazin*, gegründet. Das Magazin wurde schnell zu meiner Hauptbeschäftigung, Tag und Nacht. Dabei habe ich mit Hilfe des Google-Übersetzers jeden Tag nur Deutsch geredet und geschrieben. Wenig später habe ich meine jetzige Frau kennengelernt, deren Muttersprache Deutsch ist. In dieser Zeit habe ich nur mit der deutschen Sprache gelebt, bei der Arbeit und zuhause. Dort schaute ich mit meiner Verlobten zusammen deutsche Filme an, um mein Deutsch zu verbessern.

## Warum ich meine Muttersprache vermisst habe

Ende 2017 erlebte ich aber einen Schockmoment. Zum ersten Mal habe ich eine unschöne Seite der deutschen Gesellschaft (wie ich sie damals kannte) gesehen. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft fühlte ich mich unsicher und nicht willkommen in Hamburg.

Damals hatte ich nur wenig Kontakt mit anderen Syrer:innen oder arabischsprachigen Menschen, was vielleicht einige überraschen mag. Es wird ja oft über Geflüchtete und Migrant:innen gesagt, dass sie in Deutschland unter sich blieben, als ob das automatisch etwas Schlechtes wäre. Durch diesen Schockmoment habe ich plötzlich eine



Als Chefredakteur des Magazins „kohero“ sorgt Hussam Al-Zaher für interkulturellen Zusammenhalt und Verständnis



**Hussam Al-Zaher hat nach vielen Umwegen in Hamburg sein Zuhause gefunden**

ganz neue Verunsicherung und ein tiefes Fremdheitsgefühl gespürt und meine Muttersprache sehr vermisst.

Ich würde meine Muttersprache als den arabischen Dialekt meiner Familie beschreiben, also die Sprache, die ich mit meiner Familie und meinen Freund:innen spreche. Dieser Dialekt ist anders als die Damaszener Umgangssprache, die ich mit Fremden spreche. Manchmal spreche ich auch in der Damaszener Umgangssprache, um keine Vorurteile oder keinen Spott hören zu müssen.

**« Es ist fast zum Lachen, dass ich fünfzig Jahre nach meinen Eltern auch zum Vertriebenen geworden bin »**

Denn mein Arabisch stammt wie meine Familie von den Golan-Höhen. Als Israel 1967 den Golan übernommen und besetzt hat, wurden viele Bewohner:innen vertrieben, viele flüchteten nach Damaskus und in die Vororte der syrischen Hauptstadt. Viele Menschen konnten ihre alten heimatlichen Dörfer im Golan nicht vergessen und errichteten daher eher behelfsmäßige Bauten, keine typischen Damaszener Wohnviertel. Es ist fast zum Lachen,

dass ich fünfzig Jahre nach meinen Eltern auch zum Vertriebenen geworden bin. Denn ich war schon für viele Damaszener ein Vertriebener, weil meine Eltern Vertriebene waren und sie, die angestammten Bewohner der Hauptstadt, damit auch mich nicht als Einheimischen sehen wollten. Und nun bin ich es zum zweiten Mal.

Meine zweite Muttersprache ist Hocharabisch, das ich in der Schule und an der Uni gelernt habe. Ich habe damals gelernt, in dieser Sprache zu lesen und zu schreiben. Aber ich spreche diese Sprache nicht. Und heute, weil ich sie seit längerer Zeit nicht benutzt habe, mache ich beim Schreiben auch manchmal Fehler. Seit 2013 habe ich nicht mehr als zehn Artikel auf Hocharabisch geschrieben. Das macht mir Angst.

Die dritte Sprache, die ich spreche, ist Deutsch. Jedoch nicht richtiges, sondern „Hussamdeutsch“. Diese Sprache ist einfach, ohne Grammatik, ohne Artikel und mit starkem Akzent. Leider spreche ich sie noch nicht gut und kann meine Gedanken nicht immer gut verständlich äußern. Trotzdem habe ich viel mit Freund:innen, Bekannten, mit meiner neuen Familie auf Deutsch diskutiert. Und ich habe über das, was wir diskutiert haben, auch auf Deutsch nachgedacht. Dabei ging es oft um Themen, die für mich neu waren oder zu denen ich eine

# صباح الخير

„Sabah alkhayr“ – Arabisch für „Guten Morgen“. Man wünscht sich damit auch einen erfüllenden und glücklichen Tag

neue Perspektive entwickelt habe, wie etwa Postkolonialismus, Feminismus, Integration, das Leben im Exil. Und ich merke, dass ich, wenn ich diese Themen auf Arabisch aufgreifen will, viele Begriffe zuerst auf Deutsch denke und in meinem Kopf übersetzen muss.

Ich fühle mich bis heute in der deutschen Sprache nicht sicher und kann mich darin nicht immer ausdrücken. Das hat vor fünf Jahren, als ich meinen Schockmoment erlebte, alles noch verschlimmert. Ich war damals, um es kurz zu fassen, von einem Fake-News-Artikel betroffen, der ein Bild von mir missbrauchte, um Falschinformation und feindselige Haltungen gegenüber Flüchtlingen zu verbreiten. Mein Gesicht musste für eine Onlinehetzkampagne herhalten, in kürzester Zeit hatte dieser Artikel über zehntausend Klicks. Kolleg:innen fürchteten, dass der online gegen mich geäußerte Hass auch ins reale Leben übertragen werden könnte. Plötzlich lief ich durch meinen neuen Stadtteil und hatte

**« Und wie kann ich meine Muttersprache und meine Heimat vermissen, wenn doch meine Heimat kein sicherer Ort ist? Auch meine Stadt, mein Viertel und meine Gassen in Syrien können nicht mehr der Ort sein, den ich suche »**

Angst vor den Menschen auf der Straße. Gefühle, die ich nur schwer auf Deutsch äußern konnte.

Anders als ich haben viele junge Syrer:innen in Deutschland es geschafft, fließend und akzentfrei Deutsch zu sprechen. Wenn ich heute darüber nachdenke, weiß ich, dass vor allem jüngere Menschen in der Schule, Ausbildungsstätte oder Uni dazugehören möchten. Mit ihrer akzentfreien Aussprache können sie zeigen, dass sie hierhergehören, auch wenn sie nicht schon immer da waren. Ich hatte dieses Ziel nicht unbedingt, vielleicht hätte es mir aber damals in dieser schweren Zeit geholfen. Vor allem habe ich meine Muttersprache schmerzlich vermisst.

Warum? 2014 musste ich aus Syrien flüchten – warum fühlte ich dann drei Jahre später den Wunsch

nach meiner Muttersprache? Warum kann meine Muttersprache nicht Deutsch sein? Weil ich es noch nicht so gut beherrsche?

Eher ist es der „kleine Unterschied“, den ein deutscher Emigrant einst ausdrückte: „Gewiss, es bleibt sich gleich, dass ich nun land statt Land sage, für Heimat homeland und poem für Gedicht. Gewiss, ich bin sehr happy. Doch habe ich auch gemischte Gefühle, und manchmal fühle ich mich wie ein Kind.“ Saeid ist das arabische Wort für glücklich sein. Dass ich *hasien*, also traurig bin, kann ich nicht sagen. Weil die Flucht nach Deutschland für mich doch ein Luxus ist: Erstens, weil ich den Krieg in Syrien überlebt habe, und zweitens, weil ich in Deutschland relativ angstfrei leben kann. Hamburg hat mir einen ziemlich sicheren Hafen geboten.

Wie kann ich meine Muttersprache und meine Heimat vermissen, wenn doch meine Heimat kein sicherer Ort ist? Auch meine Stadt, mein Viertel und meine Gassen in Syrien können nicht mehr der Ort sein, den ich suche. Meine Heimat war nach 2011 mein Feind. Wenn meine Heimat also kein Ort ist, was ist sie dann? Kann meine Muttersprache stattdessen mein Heimatort sein?

Das bringt mich zurück zu der Frage: Ist die Muttersprache immer die Sprache, die du als Kind gelernt hast, oder ist es die Sprache, in der du die Welt entdeckt hast, egal ob als Kind oder auch schon als erwachsener Mensch? Oder ist es die Sprache, die du immer schreibend, sprechend, denkend benutzt hast oder die du am besten beherrscht? Oder stimmt alles gleichzeitig?

Es ist nicht einfach, Antworten auf diese Fragen zu finden. Allgemein, aber auch für mich persönlich. Denn ich bin nicht zufrieden mit meinem geschriebenen Hocharabisch, nicht mit dem Golan-Arabisch, das ich spreche, und auch nicht mit der deutschen Sprache, in der ich beruflich denke. Wenn ich versuche, meine Sprachen anzuwenden, fühle ich mich manchmal wie ein Kind.

Irgendwann bin ich mit meinen Gedanken so weit gekommen, dass ich heute sagen kann, dass Sprache für uns Menschen auch ein Gefühl ist, sie sagt uns, welche Gefühle wir empfinden und ausdrücken können. Die Sprache dient dem Beschreiben, dem Träumen, dem

Nachdenken, dem Austausch, dem Dazugehören, für Selbstgespräche und um sich selbst besser kennenzulernen. Sprache brauchen wir, um uns zu erinnern.

Meine Erfahrung im Exil hat mir gezeigt, dass Heimat nicht mehr als Erinnerung ist. Könnte das bedeuten, dass die Sprache unsere Heimat ist? Oder ist die Sprache eine Möglichkeit, um in der Erinnerung eine Heimat zu finden? Bedeutet das umgekehrt, dass, wenn ich meine Heimat verliere, auch meine Sprache verloren geht? Das hängt davon ab, ob und wie die Sprache mit mir ins Exil gekommen ist. Oder sollte ich eine neue Sprache suchen und lernen, weil ich eine neue Heimat suche?

Was bedeutet es, eine Sprache zu vermissen? Ich weiß es nicht genau, aber ich weiß, dass Heimweh ein wunderbares Wort ist, das die schmerzliche Sehnsucht nach unserer Heimat, unserer Stadt oder unserem Essen beschreibt. Das Heimweh hat mir den Weg gezeigt, um das Sprachweh zu entdecken. Ich habe dieses Wort geschaffen, als ich mir diese vielen Fragen gestellt habe.

Sprachweh beschreibt unser Gefühl, die eigene Muttersprache so sehr zu vermissen, dass es schmerzt. Es beschreibt das Gefühl, uns nach der Erinnerung zu sehnen, die wir nur in unserer eigenen Sprache teilen können, mit den Menschen, die mit uns diese Erinnerungen und Heimaten geteilt haben.

### **Der Unterschied zwischen Wohnen und Leben**

Menschen sind voll von Erinnerungen, besonders wenn sie im Exil leben. Weil sie nur die Erinnerung haben. Sie haben alles verloren, und es bleiben ihnen nur die Erinnerungen als Feuer, an dem sie sich im langen Winter des Exils wärmen können. Für Exilant:innen kann die Erinnerung auch ein Gefängnis für ihre Gedanken sein, weil wir nur in der Vergangenheit leben und vergessen, dass wir jetzt an einem anderen Ort leben und auch an die Zukunft denken sollten.

Hierzu hat mir meine neueste Heimat, die deutsche Sprache, einen Unterschied beigebracht: Es gibt einen Unterschied zwischen Wohnen und Leben. Wir Geflüchteten und Exilant:innen wohnen hier, leben aber oft noch in der Heimat, die in unserer Erinnerung existiert, in der Vergangenheit, weil wir alles verloren haben und jetzt nur noch verlorene Menschen mit verwundeten Seelen sind.

Die jüdisch-deutsche Denkerin Hannah Arendt, die 1933 aus Deutschland flüchten musste, schrieb kurz nach ihrer Ankunft in New York: „Wir haben unser Zuhause und damit die Vertrautheit unseres Alltags verloren. Wir haben unseren Beruf verloren und damit das Vertrauen eingebüßt, in dieser Welt irgendwie von Nutzen zu sein. Wir haben unsere Sprache verloren und mit ihr die Natürlichkeit unserer Reaktionen, die Einfachheit unserer Gebärden und den ungezwungenen Ausdruck unserer Gefühle. Wir haben unsere Verwandten in den polnischen Ghettos zurückgelassen, unsere besten

Freunde sind in den Konzentrationslagern umgebracht worden, und das bedeutet den Zusammenbruch unserer privaten Welt.“

Wenn ich diese Worte lese, verstehe ich, dass es viele Menschen gab, gibt und geben wird, die den Schmerz des Sprachwehs kennen. Das hilft mir. Vielleicht kann das Anderen auch so gehen, wenn sie Sprachweh empfinden. Es kann uns womöglich helfen, wenn wir über unsere Gefühle und Gedanken schreiben, lesen oder mit anderen Menschen im Exil sprechen, damit wir wissen, dass es vielen Menschen ähnlich geht und wir gemeinsam Sprachweh fühlen, auch wenn wir uns nach unterschiedlichen Sprachen sehnen.

Was mir persönlich auch geholfen hat, ist, dass ich mir selbst neue Wege gesucht habe, um mit der arabischen Sprache in Kontakt zu bleiben. Ich höre viele arabischsprachige Podcasts und habe meine Social-Media-Communities heute stärker gemischt. Ob das mein Sprachweh wirklich stillen wird, kann ich noch nicht sagen. Vielleicht kann es das Weh nur ab und zu ein wenig lindern, denn das Sprachweh bleibt mein Schicksal als Geflüchteter, der im Exil lebt.

Andererseits hat mir das Leben im Exil auch gezeigt, dass es möglich ist, neue Türen zu öffnen und mit neuen Sprachen neue Heimaten zu entdecken und neue Erinnerungen zu schaffen. Mein Weg mit der deutschen Sprache hat mir auch gezeigt, dass ich es schaffen kann, in mehreren Sprachwelten gleichzeitig zu leben. Ich möchte daher mit einem Zitat von Ludwig Wittgenstein enden: „Die Grenzen meiner Sprache sind die Grenzen meiner Welt.“



**Al-Zahers Familie kommt ursprünglich von den Golan-Höhen, wo seit Langem auch israelische Soldat:innen stationiert sind**

**CLAIMS CONFERENCE**  
Committee for Jewish Claims on Austria

Unser Büro in Wien wünscht  
allen Freunden und Bekannten  
ein fröhliches Pessachfest!

**SALOMONOWITZ**

Rechtsanwälte

**Dr. Sascha Salomonowitz**  
**MBL-HSG, LL.M (NYU)**

wünscht allen Freunden, Bekannten  
und Geschäftspartnern  
ein fröhliches Pessachfest!

Gertner Immobilien GmbH

**OneOfficeSpace**

Ihr günstiges Büro in 1190 Wien  
– komplett serviert

[www.oneofficespace.com](http://www.oneofficespace.com)

wünscht allen Geschäftspartnern und Freunden  
des Unternehmens ein fröhliches Pessachfest!

**Prof. (FH) Mag.**  
**Julius Dem,**  
**MBA**

**Gerichtlich beeideter**  
**Dolmetscher für**  
**Hebräisch**

wünscht allen  
Verwandten, Freunden  
und Kunden  
ein fröhliches  
Pessachfest!

**BANK**  
**GUTMANN**

wünscht  
allen Freunden,  
Bekannt  
und  
Geschäftspartnern  
ein fröhliches  
Pessachfest!

### IMMOBILIEN VERSICHERUNGEN

**Dkfm. Viktor Maier & Dr. Peter Maier Ges.m.b.H.**

Fasangasse 18, 1030 Wien, Tel. 01/798 44 99

Wünschen allen Freunden, Bekannten  
und Geschäftspartnern  
ein fröhliches Pessachfest!

### PIERRE LOPPER UND FAMILIE

wünscht  
allen Verwandten  
und Freunden  
ein Happy Passover!

Ich wünsche meiner Familie und allen Freunden  
ein fröhliches Pessachfest!

**Milli Segal, Agentur für Presse,  
PR und Veranstaltungen**



### Chocolaterie FABIENNE

wünscht allen Kunden  
und Freunden  
ein fröhliches Pessachfest!

### WEINBLATT – OPPEL – IMMOBILIEN

wünscht allen  
Verwandten und Freunden  
ein fröhliches  
Pessachfest!

### SIGMUND FREUD MUSEUM

wünscht allen Freund:innen  
ein fröhliches Pessachfest!



### Familie Eden

wünscht allen Freunden, Bekannten und  
Geschäftspartnern ein fröhliches Pessachfest!

# My Dirndl is over the Ocean

*Die Bedeutung von Tracht für österreichische Jüdinnen und Juden nach der Shoah*

Merle Bieber

Der Weg in die erzwungene Emigration verlangte den vertriebenen Jüdinnen und Juden meist eine Beschränkung des Hausrats auf das Nötigste ab. Mit etwas Glück verblieb noch etwas Platz für Fotografien oder Fotoalben als Familienerinnerungen oder für Dinge mit einem idealen Wert. Deswegen ist es besonders bemerkenswert, dass es jüdische Emigrant:innen gab, die nachweislich Dirndl, Lederhosen oder Trachtenaccessoires mit auf die Flucht ins Ungewisse nahmen.

Ein Beispiel dafür ist die Familie der damals vierjährigen Liselotte Adler-Kastner, die Fotos, Fotoalben, das Tagebuch ihrer Mutter sowie Trachtenmode und Accessoires im Gepäck hatte, als sie nach Großbritannien aufbrach.

Liselotte Adler-Kastner wurde 1934 in eine Akademikerfamilie hineingeboren. Ihr Vater, Ernst Adler (1899–1970), ein gebürtiger Wiener, ordinierte als Allgemeinmediziner im zweiten Wiener Gemeindebezirk in einem typischen Gründerzeithaus, in dem die Familie zur Miete wohnte. Ihre Mutter, Regina Kapeller-Adler (1900–1991), entstammte einer orthodoxen Familie aus Stanislau im österreichischen Kronland Galizien. Im Jahr 1914 zog

sie nach Wien. Mit 23 Jahren schloss Regina Kapeller-Adler an der Wiener Universität das Studium der Chemie mit ihrer Promotion ab und entwickelte zehn Jahre später einen wegweisenden chemischen Harntest zum frühzeitigen Schwangerschaftsnachweis. Während des Novemberpogroms 1938 kurzzeitig verhaftet, entging ihr Vater der drohenden Deportation ins KZ Dachau durch den Einfluss seines Vaters, Dr. Emil Adler, Amtsdirektor der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Letztlich ermöglichte die wissenschaftliche Leistung ihrer Mutter der Familie die Emigration nach Großbritannien, wo sie eine Anstellung in einem Forschungslabor in Edinburgh annahm.

In ihrem Gepäck befand sich auch ein kleiner grüner Filzhut mit Feder. Er gehörte ursprünglich zu einem „Steirer-Kostüm“ mit einer Hose im Stil der Lederhose und einer Joppe. Knapp zweijährig, hatte sie das Kostüm im Mai 1936 von ihrem Vater zum Geschenk erhalten, wie ihre Mutter in einem Eintrag in ihrem Tagebuch für den 27. Mai 1936 eigens vermerkte: „Heute hast du etwas ganz Entzückendes vom Papa bekommen. Ein Steirer-Kostüm, richtige Hoserln und ein Jopperl. Dazu einen grünen Filzhut mit einer riesenlangen Feder. [...] Es steht Dir aber auch das neue Gewand wirklich reizend.“ Auf Fotografien erscheint das Kostüm im Folgemonat wohl aus Anlass des Geburtstags ihres Großvaters. [siehe Foto auf dieser Seite]

Liselottes Steirer-Kostüm bildet in der Kindermode im Österreich der Zwischenkriegszeit keinen ungewohnten Anblick. Stattdessen zählten Lederhosen, Trachtenjacken und Dirndl zum festen Bestandteil der Garderobe. Zahlreiche Privatfotografien zeigen jüdische Kinder auf Schulfotos, zu feierlichen Anlässen oder im Alltag. Besonders interessant ist auch eine Aufnahme im Hachschara-Lager Thalheim, die zwei junge Mädchen zeigt, während sie sich auf die Auswanderung nach Palästina vorbereiten. [siehe Foto auf S. 66 rechts]

Im Gegensatz zu den Kindern und Jugendlichen trug die Elterngeneration im städtischen Alltag kaum Tracht, wie es auch Liselotte Adler-Kastner für ihre Familie bestätigt. Sie schlüpfte aber für Ausflüge ins Umland und auf Urlaube in das Gewand.



Liselotte Adler-Kastner im Garten ihrer Großeltern in der Wiener Castellezgasse im Juni 1936



Ernst Adler und Regina Kapeller-Adler während eines Urlaubs in Schottland in den 1950er-Jahren

In Schottland wurde die alpine Kleidung in ihrer Familie gelegentlich weiter verwendet. Liselotte Adler-Kastner erinnert sich daran, dass sie selbst 1954 bei einem „Charity Day“ ihrer Universität in Edinburgh die Lederhose ihres Vaters anzog und ihren grünen Filzhut aus Kindertagen aufsetzte, dem nun aber die Feder fehlte. [siehe Foto S. 66 links]

Auch berichtet sie von Urlauben in Schottland, in denen ihre Eltern diese Kleidung als Sommer- und Ferienkleidung trugen, als befänden sie sich in Österreich auf Sommerfrische. Damit setzten sie in der erzwungenen Fremde die frühere Verwendung der Kleidung fort, so wie sie es aus der verlorenen Heimat gewohnt waren. [s. Foto auf dieser Seite oben]

### Die Tracht als Ausdruck eines Lebensgefühls

Genau hierin wird eine ursprüngliche Funktion der Trachtenmode sichtbar: Stand sie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in den elitären alpinen Sommerfrischeorten für ein lustvolles „Verkleiden“, entwickelte sich das Tragen von Trachtenkleidung in den 1920er-

und 1930er-Jahren zu einem Modetrend und Teil eines Lebensgefühls, das Martin Freud über seine Sommerfrischen in den bayrischen und österreichischen Alpen in seinem Buch „Mein Vater Sigmund Freud“ beschrieb: „Wir Freud-Jungen folgten dem Beispiel aller Feriengäste, die aus der Stadt in die bayerischen Berge kamen. Wir trugen Lederhosen und die bayerische Tracht. Dies macht die Ferien in den bayerischen und österreichischen Bergen einzigartig, denn es ist in den anderen Teilen der Welt für Besucher nicht üblich, sich der bäuerlichen Bevölkerung in der Kleidung anzugleichen.“

Darin manifestiert sich der Unterschied in der Verwendung von Trachtenmode in Schottland: Denn nun weist die Tracht nicht mehr auf die Verbindung zu den „Einheimischen“ der Gegend hin, sondern stellt die (fremde) österreichische Herkunft deutlich zur Schau.

Diese Bedeutungsebene der Tracht als nationale österreichische Kleidung entstand allerdings nicht erst im Exil, sondern bildete eine wesentliche ideelle Dimension der Trachtenmode: In Liselotte Adler-Kastners Augen war sie Ausdruck der Zugehörigkeit, „denn man [hat]



**Liselotte Adler-Kastner im Jahr 1954 beim „Charity Day“ ihrer Universität in Edinburgh (l.). Zwei Mädchen im Hachschara-Lager Thalheim (r.)**

hier gelebt und hat sich als Österreicher gefühlt. Die Generation von meinen Großeltern hat ja noch im Ersten Weltkrieg für Österreich gekämpft. Viele mit großem Einsatz und auch Courage. Und daher, wenn man eben auf Urlaub gegangen ist, hat man das gemacht, was auch andere Österreicher in ihrer Umgebung und im Freundeskreis gemacht haben.“ In ihrer Familie sei es aber „zu keiner Zeit“ eine politische Äußerung gewesen, stellt Liselotte Adler-Kastner ferner fest.

**« Die Generation von meinen Großeltern hat ja noch im Ersten Weltkrieg für Österreich gekämpft. Viele mit großem Einsatz und auch Courage. Und daher, wenn man eben auf Urlaub gegangen ist, hat man das gemacht, was auch andere Österreicher in ihrer Umgebung und im Freundeskreis gemacht haben »**

Für Liselotte Adler-Kastner stehen Lederhose und Dirndl eher für ihren Kreis des Mittelstandes. Das deckt sich mit der Vorstellung vom Wesen der Tracht als Phänomen des liberalen Bürgertums, dem im Wien der späten Donaumonarchie und der Zwischenkriegszeit Jüdinnen und Juden in beträchtlicher Zahl angehörten. Natürlich ist damit nicht gemeint, dass nun jede/r Vertreter:in dieser Gesellschaftsschicht auch Tracht trug. Die Verwendung von Trachtenkleidung war allerdings weit verbreitet. Zudem ist hervorzuheben, dass der Gebrauch dieses Kleidungsstils in weiten Kreisen der gehobenen jüdischen Mittelschicht wohl weniger als eine Suche

nach Akzeptanz zu interpretieren ist, sondern eher für eine österreichische Identität steht.

Diese Bedeutungsebene von Tracht und Trachtenmode erhärtet sich durch Selbstzeugnisse. So beschreibt der gebürtige Wiener Georg Peter Klaar (George Clare) seine Bad Ischler Sommerfrische im Jahr 1936 in seinen Lebenserinnerungen mit den Worten: „Wir trugen die Tracht der Einheimischen und waren durch und durch österreichisch.“ Marjorie Perloff, 1931 als Gabriele Mintz in Wien geboren, vermerkt ihren Eindruck, dass „das Tragen der Volkstracht, die ja den Begriff Heimat repräsentiert“, bei „assimilierten“\* jüdischen Familien für ihr Selbstverständnis als Österreicher stand und „die kultiviertesten Wiener Städter sich gern als authentische, deutschstämmige Landsleute darstellten.“

### **Die Tracht signalisiert: klar, Österreicher:in**

Auf diese Selbstverständlichkeit, sich als Österreicher:innen zu fühlen und die „traditionelle“ Kleidung zu tragen, macht auch Eva Engel, geb. Stern, in mehreren gleichlautenden Begleittexten aufmerksam, die das Dirndl ihrer Mutter, mehrere dazugehörige Accessoires sowie eine Fotografie der Eltern in Trachtenmode im Jüdischen Museum Sydney beschreiben: „Prior to the Anschluss in 1938, Grete and Fritz Stern and their daughter Eva, considered themselves assimilated\* and were proud to wear the traditional garb of their homeland.“ (Vor dem „Anschluss“ 1938 betrachteten sich Grete und Fritz Stern und ihre Tochter Eva als assimiliert\* und waren stolz darauf, die traditionelle Tracht ihrer Heimat zu tragen.) Nach dem Anschluss Österreichs im März 1938 musste Eva mit ihren Eltern, Grete und Fritz Stern, aus Wien fliehen. Die Familie gelangte über die Schweiz nach Australien. Im Februar 2019 spendete Eva Engel diese Erinnerungsstücke dem Jüdischen Museum Sydney zur Erinnerung an ihre Familie.

Darauf, dass Tracht und Trachtenmode auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs für Jüdinnen und Juden österreichischen Lebensstil symbolisieren konnten und im Einzelfall vielleicht auch als ein kokettes Spiel mit Identität und Heimatgefühl waren, deutet die Verwendung von Franz Stephan Breuers Lederhose an. Sie war ein Geschenk seines Onkels Stephan Mautner (1899–1944), dem Sohn des bedeutenden Großindustriellen Isidor Mautner (1852–1930) und Bruder des steirischen Trachtenforschers Konrad Mautner (1880–1924).

Wie seine Tochter, Elizabeth Baum-Breuer, in einem Oral-History-Interview beschrieb, nahm ihr Vater die Lederhose mit in die erzwungene Emigration nach England und trug sie bis ins hohe Alter zu allen wichtigen Anlässen. Auch auf Urlauben und bei Familienbesuchen in Österreich nach 1945 durfte das Kleidungsstück nicht fehlen. „Wenn wir über die Grenze fuhren, bei Passau mit dem Zug, musste jeder dann in den Waschraum gehen und musste sich umziehen. Weil es war unmöglich, in Öster-

reich anzukommen und nicht in der Tracht zu sein.“ Die Lederhose von Franz Stephan Breuer wurde zuletzt 2019 im Museum für Zeitgeschichte im Hacker Haus in Bad Erlach (NÖ) in der Ausstellung „Mit ohne Juden“ gezeigt und verdeutlichte den ideellen Wert dieses Kleidungsstücks für die Geschichte der Familie Mautner. Heute befindet sie sich in Privatbesitz.

### **Kinderbilder in Tracht, die fremd geworden sind**

Allerdings konnte für manche ehemalige Dirndlträgerin, bedingt durch ihre Erlebnisse, auch ein Bedeutungsverlust des „typisch österreichischen“ Gewandes eintreten. So würde die gebürtige Wiener Jüdin Lisa Leist keine Trachtenmode mehr tragen noch sie verschenken, auch wenn sie auf zahlreichen Kinderfotos darin zu sehen ist.

**« Ich erkannte kaum die Kleine wieder, die, als Tirolerin gekleidet, mich auf dem Papier anlächelte, ich erinnere mich kaum an ihren sorglosen Blick, ein Kind, das überhaupt nichts zu tun hatte mit der jungen Frau, in die mich verwandelt hatte »**

Nachdem ihr Vater, Friedrich Leist, von der Gestapo verhaftet und ins KZ Dachau deportiert worden war, gelangte sie im Dezember 1938 gemeinsam mit ihrem Bruder Peter in einem Kindertransport nach England. Ihre Eltern sollten beide aber erst wieder nach Kriegsende sehen.

Der Vater kam nach dem Verzicht auf den Familienbesitz und der Auflage, das Deutsche Reich umgehend zu verlassen, im Januar 1939 frei. Ihre Eltern verließen zwar Wien, konnten den Kindern aber nicht nach Großbritannien folgen. Ihre erzwungene Emigration führte sie nach Buenos Aires. Erst im Juni 1946 konnten sie ihre Kinder zu sich nach Argentinien holen.

In ihrem Gepäck befanden sich auch Lederhosen und Dirndlkleider, die sich nach eigenen Aussagen jedoch als überflüssig herausstellen sollten. In Argentinien wurde die Kleidung nicht mehr verwendet, was daraus wurde, ist unbekannt.

Anders verhält es sich mit Fotografien, die die Familie von Lisa Leist und sie selbst auf Sommerfrische und in Trachtenmode zeigt. Dieses Album begleitete Lisa Leist bereits auf dem Kindertransport nach England, obwohl Reisegepäck hier stark beschränkt war. Dennoch waren auch diese Bilder einem starken ideellen Wandel unterworfen. „Ich erkannte kaum die Kleine wieder, die, als Tirolerin gekleidet, mich auf dem Papier anlächelte, ich erinnere mich kaum an ihren sorglosen Blick, ein Kind, das überhaupt nichts zu tun hatte mit der jungen Frau, in die ich mich verwandelt hatte.“

Die abgebildeten Personen waren ihr fremd geworden. Heute vermitteln ihr die Kinderbilder in Tracht

„[...] glückliche, erfüllte, runde und gesicherte Erinnerungen“, weil sie auf ihnen ein ganz normales Mädchen sieht, ehe die Nationalsozialisten sie zur Jüdin machten. Somit lässt sich resümieren, dass das Tragen von Tracht in den 1920er- und 1930er-Jahren in weiten Teilen des liberalen jüdischen Bürgertums ein Modetrend, Kennzeichen eines Lebensgefühls und als Teil einer österreichischen Identität zu beschreiben ist.

In die erzwungene Emigration folgte die Trachtenkleidung in erster Linie Jüdinnen und Juden, die zu einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt die Heimat verließen und dadurch auch mehr Hausrat mitnehmen konnten, als es später möglich war.

Die Verwendung der Trachtenkleidung in der Fremde folgte keinem einheitlichen Muster, wie es geführte Oral-History-Interviews zeigen. Die persönliche Fluchterfahrung und die der Familie prägte die Wahrnehmung dieser Kleidungsstücke maßgeblich. Das Dirndl konnte eine Lieblingskleidung bleiben, aber auch in seiner Materialität bedeutungslos werden und nur noch für eine Erinnerung auf Fotografien an unbeschwerte Tage stehen. Oder es zeugt heute als Mahnmal für die erlebte Entrechtung und Vertreibung in einem Museum. ☺

---

\*Assimilationsbegriff: Die neuere Forschungsliteratur benützt den Begriff Akkulturation, nicht den der Assimilation. An dieser Stelle wird „assimiliert“ verwendet, weil er in den publizierten Lebenserinnerungen von Marjorie Perloff und von Eva Engel selbst verwendet wird.

Die direkten Zitate von Liselotte Kastner-Adler entstammen einem Oral-History-Interview mit der Autorin vom 28. 5. 2021 Die Aussagen Elizabeth Baum-Breuers entstammen der Ausstellung „Mit ohne Juden“ von 2019 des Museums für Zeitgeschichte im Hacker Haus in Bad Erlach, wo sie als „sprechendes Buch“ zu hören war. Die Zitate von Lisa Leist, verh. Seiden, stammen aus einem schriftlich geführten Interview mit der Autorin sowie aus Lisa Seidens autobiografischer Publikation: Seiden, Lisa, „Bleib immer mit deinem Bruder zusammen!“ Eine Geschichte vom Kindertransport, Berlin 2018.

### **Zum Weiterlesen:**

Botz, Gerhard; Oxaal, Ivar; Pollak, Michael; Scholz, Nina (Hg.): Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Czernin Verlag, 2. Auflage, Wien 2002.

Clare, George, Letzter Walzer in Wien. (Deutsche Erstausgabe 1980 unter dem Titel „Das waren die Klaars“) Wien 2001.

Freud, Martin, Mein Vater Sigmund Freud. Heidelberg 1999.

Mettauer, Philipp, Erzwungene Emigration nach Argentinien. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten. Wien 2010.

Perloff, Marjorie: Wien:America. Paradoxien einer Emigration. Wien 2013.

Rozenblit, Marsha L., Reconstructing National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I. New York 2001.

Seiden, Lisa, „Bleib immer mit deinem Bruder zusammen!“ Eine Geschichte vom Kindertransport. Berlin 2018.

Silverman, Lisa, Becoming Austrians. Jews and Culture between the World Wars. New York 2012.

# Im Spiegel der Fremden

*Wie das Bedürfnis nach Sicherheit und Anerkennung uns verbindet*

Martina Steiner

**W**er kennt ihn nicht, den Impuls zu flüchten? Es ist eine Reaktion auf tatsächliche oder vermeintliche Gefahr und Bedrohung. Die Gründe für eine Flucht ergeben sich aus unterschiedlichen Wirklichkeiten und haben vielfältige Auslöser, das zugrundeliegende Gefühl ist zumeist Angst ums physische oder psychische Überleben. Das ist letztlich der Grund für die wellenartig mehr oder weniger dichten Migrationsbewegungen in den letzten Jahren.

Angesichts eines Kriegsgeschehens, wie wir dies zur Zeit in der Ukraine beobachten können, muss oft überstürzt und weitgehend ungeplant gehandelt werden. In langsam entstehenden Bedrohungssituationen wie beispielsweise einer Dürreperiode, wie wir diese momentan wieder in Ostafrika beobachten können, wird die Flucht möglicherweise geplant und vorbereitet.

Flucht ist jedenfalls dazu angelegt, einen Sicherheitsabstand zur Bedrohungsquelle herzustellen, um der realen oder vermuteten Gefahr von menschlicher oder Naturgewalt zu entgehen. Somit bringt eine Fluchterfahrung ein erhebliches Maß an Anspannung, Stress und nicht selten Traumatisierung mit sich. Letztere ergibt sich daraus, dass materielle und emotionale Sicherheit verloren gehen und menschliche Bedürfnisse zu kurz kommen.

In jedem Fall stellt sich die Frage, wie freiwillig diese Flucht angetreten wurde. Wie viel an Abhängigkeit und Verlust an Selbstständigkeit müssen dabei in Kauf genommen werden? Und ab wann kann ein Abwandern als Flucht bezeichnet werden? Viele meiner somalischen Freund:innen sind zum Studium ins Ausland gegangen, um den eigenen Horizont zu erweitern und um andere Lebensweisen kennenzulernen. Aber je existenzieller die Gründe zur Auswanderung, desto dramatischer wird das Geschehen erlebt.

Die Anspannung ist dann bei allen Beteiligten des Fluchtgeschehens zu sehen: bei den Flüchtenden selbst, welche das eigene vertraute Umfeld verlassen (müssen), um bessere Lebensumstände zu finden. Bei deren Familien, die mitunter gezwungen sind, einen beträchtlichen

Teil des Familienbesitzes zu investieren, um die Flucht zu ermöglichen, und sich dafür vom geflüchteten Familienmitglied später Zuwendungen erwarten.

Geflüchtete stehen somit oft vor einer doppelten Herausforderung: Nicht nur haben sie die eigene Existenz zu meistern, sie sollen auch die Familie im Herkunftsland absichern. Dem nicht nachkommen zu können, bedeutet einen Gesichtsverlust. Der damit verbundene Druck wird sichtbar, wenn wir nach Süditalien schauen und die Lebensverhältnisse der ausländischen Erntehelfer:innen wahrnehmen, die in Sklavenverhältnissen leben und mit dem Verdienst ihrer Arbeit kaum selbst überleben können. Aber gelingt es, sich im Aufnahmeland wirtschaftlich zu etablieren, kann man darauf hoffen, von der Familie oder Verwandtschaftsgruppe im Herkunftsland anerkannt zu werden.

**« Bei meinen längeren Forschungsaufenthalten in Somalia habe ich Frauen und Männer kennengelernt, die nach dem Krieg ins Ausland geflüchtet sind und dann nicht mehr nach Hause wollten, um nicht die Schande des Versagens eingestehen zu müssen »»**

Bei meinen längeren Forschungsaufenthalten in Somalia habe ich Frauen und Männer kennengelernt, die nach dem Krieg ins Ausland geflüchtet sind und dann nicht mehr nach Hause wollten, um nicht die Schande des Versagens eingestehen zu müssen. Meiner Erfahrung nach gelingt es somalischen Frauen sehr oft, sich im Ausland erfolgreich in den Arbeitsmarkt zu integrieren: ob als Haushaltshilfen, wie es in Italien seit Langem gängig ist, in Skandinavien in der Beerenernte oder in den Arabischen Emiraten als Händler:innen. Es gelingt ihnen meist, untereinander ein Netzwerk zu organisieren – sie sind dahin sozialisiert worden –, um sich gegenseitig zu unterstützen. Misslingt es jedoch, die Herkunftsfamilie zu unterstützen, ist die Integration und Anerkennung sowohl in der Herkunftsgesellschaft als auch in der



PICTUREDESK/ FELIPE DANA

Laut UNHCR befand sich Mitte 2022 mehr als ein Prozent der Weltbevölkerung auf der Flucht. Davon suchten 4,9 Mio. um Asyl an



**Die bulgarisch-französische Philosophin Julia Kristeva befasst sich in ihrem Buch „Fremde sind wir uns selbst“ mit Identität und Zugehörigkeit**

Aufnahmegesellschaft in Frage gestellt. Damit bewegen sich Geflüchtete im gesellschaftlichen Niemandsland.

Nicht alle Fluchtsituationen verlaufen, wie gesagt, derart traumatisch und von negativen Verläufen geprägt, wie schon oben angedeutet. Menschen aus materiell privilegierten Schichten sind meistens auch besser vernetzt und können in ein Land ihrer Wahl reisen. Wie sehr sie sich im Aufnahmeland integriert fühlen, ist dann eine Frage der persönlichen Einschätzung der Betroffenen. Die Fähigkeit, verbal und nonverbal zu kommunizieren, spielt dabei eine große Rolle.

### **Zwei Arten von gesellschaftlichem Selbstverständnis**

Abgesehen von der Schwierigkeit, eine gemeinsame Sprache zu finden, bleibt eine Kluft zu überwinden, die Kluft zwischen zweierlei Arten von gesellschaftlichem Selbstverständnis: Eine kollektivistische Gesellschaft, in der

im Idealfall alle Personen füreinander eintreten und sich gegenseitig unterstützen, trifft auf eine individualistische Gesellschaft, in der Einzelne ihre Lebensziele individuell nach subjektiven Bedürfnissen, Interessen und Möglichkeiten festlegen.

In den vorwiegend kollektivistisch ausgerichteten Gesellschaften steht das Wohlergehen der Gruppe im Vordergrund, wobei jedem Gruppenmitglied Verantwortung für die Solidarität, Loyalität und Ordnung in der Gesellschaft zugeschrieben wird. Damit können die Einzelnen einerseits von der Gruppe Unterstützung erwarten, sind aber andererseits für alle in der Gruppe mitverantwortlich. Diese gesellschaftliche Positionierung ist weitgehend in den weniger industrialisierten Ländern des globalen Südens zu finden. Gerade von dort kommt die Mehrzahl der sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge – oft vertrieben von Erderwärmung und Dürre, die im hohen Maße von den Industrieländern mitverursacht werden.

In den Aufnahmeländern werden die Geflüchteten mit anderen Lebenswelten und damit anderen Erwartungen konfrontiert. Gewohnt, das Wohlergehen der Gruppe an oberste Stelle zu setzen, sollen sie sich jetzt gänzlich auf das eigene Fortkommen ausrichten. Um weitgehend anerkannt und selbstbestimmt leben zu können, muss man sich profilieren und Rivalität, Wettbewerb und Konkurrenz bestehen. Besonders in Zeiten des wirtschaftlichen Notstands bedeutet das, für die Absicherung seiner Bedürfnisse kämpfen zu müssen.

Doch unabhängig davon, ob die Zuwanderer sich an die Ideale des Aufnahmelandes anpassen, macht es einen Unterschied, wie fremd oder wie ähnlich sie wahrgenommen werden. Dieser Unterschied bestimmt, ob jemand als Bedrohung oder als Bereicherung gilt. Die Gründe ukrainischer Flüchtlinge erscheinen für den Rest Europas nachvollziehbar. Vielleicht auch weil sie uns äußerlich so sehr ähneln, dass wir ihnen von vornherein ähnliche Gepflogenheiten und Verhaltensweisen unterstellen.

### **Umkehrung der Perspektive: Fremde als Spiegel**

Für die Anthropologin stellt sich hier eine interessante Frage: Was wäre, wenn wir die Perspektive umdrehen und versuchen, in den vermeintlich Fremden unsere eigenen Gefühle und Bedürfnisse zu erkennen? Steht unsere sogenannte Selbstbestimmtheit nicht auf schwachen Beinen? Sind nicht auch wir ständig dabei, um Sicherheit und Anerkennung zu kämpfen?

Die Philosophin Julia Kristeva hat das so ausgedrückt: „Aber vielleicht ist es gerade die Subversion dieses modernen Individualismus, der Moment, in dem der Staatsbürger als Individuum aufhört, sich als einheitlich zu betrachten und zu glorifizieren, und statt dessen seine Inkohärenzen und Abgründe, kurz: seine ‚Fremdheit‘ entdeckt, von wo aus die Frage sich neu stellt: Nicht mehr nach Aufnahme des Fremden in ein System, das

ihn auslöscht, sondern nach Zusammenleben dieser Fremden, von denen wir erkennen, dass wir alle es sind.“ (Kristeva, Julia: Fremde sind wir uns selbst, Frankfurt am Main 2013, Seite 12)

Kristeva weist hier darauf hin, dass unsere Identität als Gesellschaft unabhängiger Individuen nichts anderes ist als eine Konstruktion, und damit entsprechend brüchig. Um überhaupt existieren zu können, brauchen wir das Gefühl von Zugehörigkeit. Wir müssen wissen, wo wir Anerkennung oder Unterstützung finden können. Fallen unser eigenes Selbstbild und das Bild, das andere von uns haben, zu sehr auseinander, wird unsere Existenz in Frage gestellt. Genau das ist es aber, was heute mit uns geschieht.

**« Was immer wir tun, können die Reaktionen der anderen unvorhersehbar sein, was ein bestimmtes Maß an Verunsicherung, Ohnmacht und Bedrohung auslöst. Wir sind in der „eigenen“ Gesellschaft nicht mehr sicher, wie wir mit Nähe und Distanz, Anerkennung und Ausgrenzung, Diskriminierung und Kooperation umgehen sollen »**

Einerseits werden wir zunehmend Teil einer globalisierten, also immer vielfältigeren Welt. Andererseits erzeugt die Individualisierung immer mehr Möglichkeiten, sich zu definieren und abzugrenzen. Damit werden wir einander immer fremder – und gleichzeitig uns selber. Obwohl wir als Menschen weltweit die gleichen Grundbedürfnisse teilen, entwickeln sich die Möglichkeiten zur Befriedigung dieser Bedürfnisse auseinander.

Wenn wir auch einen gemeinsamen Lebensraum teilen, sind wir zunehmend mit Fremdheit konfrontiert. Das bedeutet auch, dass sich unsere gesellschaftlichen Skripts, also Drehbücher, nach denen es ungeschriebene, aber wirksame Verhaltens- und Handlungsregeln gegeben hat, teilweise als unbrauchbar erweisen. Was immer wir tun, können die Reaktionen der anderen unvorhersehbar sein, was ein bestimmtes Maß an Verunsicherung, Ohnmacht und Bedrohung auslöst. Wir sind in der „eigenen“ Gesellschaft nicht mehr sicher, wie wir mit Nähe und Distanz, Anerkennung und Ausgrenzung, Diskriminierung und Kooperation umgehen sollen, und das wird für uns zur permanenten Herausforderung. Es entsteht latent ein gesellschaftliches Unbehagen, das sich auf der Suche nach Sündenböcken in Diskriminierung und Rassismus entlädt.

Für uns mag diese Unsicherheit neu sein. Vielleicht können wir einen besseren Umgang damit von Menschen lernen, die sich, aus welchen Gründen auch immer, der Erfahrung der Fremde aussetzen mussten. Bei meinen Aufenthalten in Ostafrika, im Senegal, in China

oder den USA war auch ich mit kulturellen Mustern konfrontiert, die auf mich fremd und damit teilweise verunsichernd gewirkt haben. Was musste geschehen, um dieses Gefühl der Fremdheit zu überwinden?

Es braucht Zeit, um im Bedürfnis meines Gegenübers nach Sicherheit und Anerkennung meine eigene Bedürftigkeit sehen zu können. Zeit ist aber heute Mangelware. Es braucht die Möglichkeit, gemeinsame Erfahrungen zu machen und dadurch Vertrauen entstehen zu lassen. Vor allem braucht es eine Fähigkeit, die ich bei somalischen Frauen über einen langen Zeitraum beobachten konnte – die Fähigkeit, tragfähige Netzwerke zu knüpfen.

Gelingt es, die Fremdheit bei sich wie bei den anderen zu sehen, wird es unter Umständen möglich, dem Impuls der Diskriminierung zu widerstehen und nicht Tausende von Flüchtlingen im Meer ertrinken zu lassen.

Es geht darum, einen Dialog zu entwickeln, in dem alle eine Stimme haben, die im gesellschaftlichen Konzert mitschwingt und gehört wird.

Es geht darum, Muster der Kooperation auf Augenhöhe zu entwickeln, um allen Zugang zu Ressourcen zu ermöglichen.

Es geht darum, Individualismus konstruktiv in der Gesellschaft einzusetzen, indem das Gegenüber wahrgenommen und respektiert wird. ☺



**Martina Steiner (l.) ist Sozialanthropologin an der Universität Wien. Sie befasst sich u. a. mit Inter-/Transkultureller Kommunikation**

# Badolato, Stadt der offenen Türen

*Eine süditalienische Ortschaft setzt ein Beispiel für Gastfreundschaft*

Christian Schüller

Seit 25 Jahren beherbergt die süditalienische Kleinstadt Badolato Menschen, die übers Mittelmeer nach Europa geflüchtet sind. Ein viel beachtetes Modell, das sich mit der Zeit verändert hat und dabei alle Erschütterungen der italienischen Politik überleben konnte. Begonnen hatte alles mit einem Schockerlebnis. Über Nacht wurden die vierhundert Einwohner:innen des verschlafenen Städtchens vor eine unerwartete Herausforderung gestellt.

Beschützt von mittelalterlichen Mauern, liegt Badolato mit seinen dreizehn Kirchtürmen auf einem Hügel hoch über der Adria-Küste, tagsüber von Weitem sichtbar. Aber als das Schiff mit 830 kurdischen Flüchtlingen an der Küste strandete, war es schon stockfinster, eine lange, kalte Dezembernacht. Sechs Tage und sechs Nächte waren die Schiffbrüchigen unterwegs gewesen, dicht gedrängt auf einem ausgedienten Zementfrachter.

Was dann geschah, muss auf die erschöpften und hungrigen Flüchtlinge wie ein Märchen gewirkt haben. Die Bewohner:innen des kleinen Badolato halfen ihnen, an Land zu gehen, und brachten ihnen zu essen und zu trinken. Und sie öffneten ihnen ihr Dorf.

Nicht nur die Schule, auch leer stehende Privathäuser wurden den Kurd:innen zur Verfügung gestellt. Sogar eine der wichtigsten Kirchen des Ortes, das ehrwürdige Monastero, hatte man ihnen überlassen – damit sie auf muslimische Art das Neujahrsfest feiern konnten. Wer wollte, sollte in Badolato bleiben, schlug der Bürgermeister vor. Schon am nächsten Tag wurden auf der Gemeinde siebzig Schlüssel abgegeben. Für die Gäste.

## Die letzte Chance für den Ort in Kalabrien

Seit Jahrzehnten war der zauberhafte Ort in Kalabrien vor sich hingestorben. Von einst 7.000 Einwohner:innen waren nur noch 400 übrig geblieben. Die anderen waren nach Deutschland gegangen oder in die Schweiz, nach Norditalien oder nach Frankreich. Dorthin, wo es Arbeit gab und wo man in der Freizeit auch etwas Abwechslung finden konnte.

**« Die Bewohner:innen des kleinen Badolato halfen den Fremden, an Land zu gehen, und brachten ihnen zu essen und zu trinken. Und sie öffneten ihnen ihr Dorf »**

So verkam Badolato, einst ein Schmuckstück der Region, nach und nach zur Ruine. Die reich verzierten Fassaden der Altstadt bröckelten ab, in den engen Gässchen waren keine Kinderstimmen mehr zu hören. Bis zu jenem Abend, als das Meer die Flüchtlinge an Land spülte.

Die Fremden, mit denen niemand gerechnet hatte, sollten wieder Leben zurückbringen. Aus einer leer stehenden Trattoria wurde ein kurdisches Restaurant mit einer Bäckerei. Ein kurdischer Keramiker machte sich daran, alte Fliesen zu restaurieren. Ein Ingenieur aus dem Irak richtete ein kleines Hotel ein – denn bald schon kamen Gäste aus dem Rest des Landes, um sich das Wunder von Badolato anzusehen.

Überall sonst in Italien waren Geflüchtete auf Skepsis und Ablehnung gestoßen. Rechtsparteien schlugen aus der Angst vor Fremden Kapital. „Italien den Italienern!“,



**Die Schiffbrüchigen wurden versorgt und in leer stehenden Gebäuden untergebracht. Das schlug in den Medien hohe Wellen**



**1997 strandete an der Küste vor Badolato ein Schiff mit 830 kurdischen Flüchtlingen. Die Bevölkerung öffnete ihnen ihr Dorf**

forderten sie und gewannen damit eine Wahl nach der anderen. Doch die Badolatesi waren anders. Nicht nur hatten sie sich zu einer spontanen Geste der Hilfsbereitschaft hinreißen lassen – sie blieben dabei und sahen die Veränderung ihrer Stadt mit Stolz.

Unter den Neugierigen, die dieses Phänomen erforschen wollten, waren viele Journalist:innen. So spazierte auch ich im Frühling 1998 mit einem Kamerateam durch die Gassen von Badolato, sprach mit alten und neuen Bewohner:innen, folgte dem Briefträger Francesco auf seinen Runden von Haus zu Haus. Bald schon hatte er sich die neuen Namen eingepägt: Soleiman, Nusel, Ali, Jussuf und Sherin.

Lino Bressi, der Besitzer der Bar Popolare, freute sich über die Tourist:innen, die seit Neuestem seine Stadt entdeckt hatten. „Die kommen aus der ganzen Welt, um sich unsere Kurd:innen anzuschauen.“ Sein kleines Espresso-lokal war immer der beste Umschlagplatz für Neuigkeiten gewesen. Aber was gab es schon groß zu erzählen in einem Ort, der immer enger wurde, an dem das Leben vorbeizugehen schien? „Wegen der Kurd:innen sind wir zu etwas Besonderem geworden. Das war unsere letzte Chance.“

#### **Aus Erfahrung das Problem in der Fremde gekannt**

Zweifellos hat es die Bewohner:innen von Badolato überrascht, dass sich neuerdings so viele Menschen für sie interessieren. Damit hatten sie nicht rechnen können, als sie, ohne lange zu überlegen, unbekannte Menschen in ihre Häuser ließen. Wäre es nicht naheliegender gewesen, dass sie die Türen fest verschließen, wie es in anderen Orten geschehen ist?

„Die meisten von uns wissen doch aus eigener Erfahrung, was es heißt, in der Fremde anzukommen und bei null anfangen zu müssen“, antwortete der Besitzer der Bar Popolare. Sieben Jahre lang haben er und seine Frau in der Schweiz gearbeitet und gespart, um sich dieses Lokal kaufen zu können. „Viele aus unserem Dorf sind irgendwann mit einem Schiff auf und davon.“

Das klang schön und erinnerte an eine Passage aus dem biblischen Buch Exodus: „Und bedrücke nicht den Fremden, denn ihr seid Fremde gewesen in Ägypten!“ Aber sagte Signore Bressi wirklich, was er dachte, oder nahm er Rücksicht auf das, was ein Reporter seiner Ansicht nach von ihm hören wollte? Die Erfahrung des Exils, von der er erzählte, hatten Millionen



Das kalabrische Badolato liegt auf einer Anhöhe mit Blick auf das Meer. Heute wohnen hier rund 3.000 Einwohner:innen

Südtaliener:innen geteilt, und doch blieb Badolato eine Ausnahme. Mir fehlte also weiterhin eine schlüssige Erklärung für die Großzügigkeit der Badolatesi, bis mich Carmelina Amato, eine 76-jährige Schneiderin, auf eine neue Spur brachte. Carmelina erzählte aus der Geschichte ihrer Stadt. Frauen hätten hier in der Vergangenheit vieles gemeinsam durchgesetzt. Stolz zeigt sie Bilder von Landbesetzungen, Straßenblockaden und Streiks.

#### **Die Frauen von Badolato – immer politisch aktiv**

Carmelina ist seit Kindertagen Kommunistin. Doch ob rot oder katholisch, das habe keinen Unterschied gemacht, wenn es darum ging, sich mit der Obrigkeit anzulegen, mit den Großgrundbesitzer:innen und deren Freunden in der Politik. „Die Straße ins Landesinnere haben wir nach dem Krieg erkämpft und auch die Wasserleitung. In wenigen Tagen haben wir die Leitung mit eigenen Händen gegraben!“ Carmelina glaubt, dass in dieser Geschichte das Geheimnis von Badolato stecken könnte. „Wenn man selbst Kraft hat, braucht man sich vor niemandem zu fürchten. Auch nicht vor Fremden!“ Seit einem Jahr unterstützt Carmelina eine kurdische Familie, obwohl sie selbst sehr bescheiden leben muss.

„Was soll ich denn machen? Wenn ich das Fenster offen habe, höre ich ihre Kinder. Die tun mir so leid, ich kann es mir fast nicht anhören.“ So bringt sie der kurdischen Mutter jeden Tag Brot, Käse, Mortadella und Kartoffeln. „Was ich halt so habe ...“

Als das Flüchtlingsschiff strandete, war auch die Olivenbäuerin Rosa Lentini unter den ersten Helfer:innen gewesen. Ein Jahr später wirkt sie allerdings ein wenig ernüchtert. „Leider interessiert sich keiner von ihnen für die Feldarbeit“, klagt sie. So bleibt ihr nichts anderes übrig, als weiterhin allein zu wirtschaften.

Zehn Jahre hatte Rosa in einer Schweizer Lebensmittelfabrik gearbeitet, ihr Mann sogar 26 Jahre. Mit ihren Ersparnissen kauften die Lentinis eine Menge Land mit 300 Olivenbäumen. Doch kaum ist Rosas Mann in Pension gegangen, da war er auch schon tot. Die Kinder sind in der Schweiz geblieben. Gern hätte sie es gesehen, dass der eine oder andere von den Flüchtlingen ihr zur Hand geht. Trotzdem will sie über die neuen Bewohner:innen von Badolato kein schlechtes Wort verlieren. „Gute Leute sind das“, meint sie. „Diese Muslime kommen mir besser vor als so manche Christen!“ Nicht ein einziges Mal habe sie sich bedroht gefühlt. Wenn es mit der

Verständigung auch nicht immer klappte – an Konflikte zwischen Einheimischen und Zuwanderer:innen konnte Rosa sich nicht erinnern.

### **Das Wunder von Badolato wird verlängert**

Dass Menschen, die es gewohnt sind, couragiert zu handeln, weniger Angst vor Fremden haben, gefiel mir. So konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, die Geschichte von Badolato wieder aufzugreifen, als ich zehn Jahre später daran ging, meine alten Reportagen für ein Buch neu aufzubereiten. („Unter Außenseitern“, Kremayr & Scheriau). Doch inzwischen hatte Badolato sich verändert.

Von den 339 Kurd:innen, die sich nach dem Stranden der Ararat in Badolato niedergelassen hatten, waren nur einige wenige dageblieben. Das kurdische Restaurant hatten Italiener übernommen, die kalabresisch und nicht mehr orientalisches kochten. Die Keramikwerkstatt war geschlossen. Carmelina, die streitbare Schneiderin, gestorben.

Dennoch wirkte die Stadt nun weniger desolat als vor der Ankunft des Flüchtlingschiffes. Denn inzwischen hatte die Regierung in Rom fünfhunderttausend Euro überwiesen, um einige der baufälligen Häuser zu sanieren und damit Arbeitsplätze zu schaffen.

Auch wenn die meisten Kurd:innen nach Norden weitergezogen waren, wo es bessere Chancen gibt, sich ein neues Leben aufzubauen, war Badolato ein Ort des Willkommens geblieben, wo bodenständige Bäuerinnen und Bauern und Handwerker:innen mit Fremden zusammenlebten. Nun sorgte eine italienische NGO dafür, dass Geflüchtete mit begrenzter Aufenthaltserlaubnis nach Badolato kamen, um sich einzugewöhnen. Das Wunder von Badolato, das monatelang durch die Medien begeistert war, sollte verlängert werden, um zu zeigen, wie Integration funktionieren kann.

Die Badolatesi waren allerdings nun in eine neue Rolle geschlüpft. Sie waren nicht mehr spontane Gastgeber:innen, sondern hatten jetzt einen Auftrag zu erfüllen, der von anderswo kam. „Avvocati della inclusione“ nannten sich die freiwilligen Helfer:innen, die mit Unterstützung der Regierung in Badolato ein Büro einrichteten. Mehrmals im Jahr wurden Feste der Begegnung veranstaltet, mit Musikkapellen, reichhaltigem Buffet und großem Medienrummel. Selbstverständlich waren die Bewohner:innen zu diesen Festen eingeladen. Aber es waren nicht mehr ihre Feste.

### **Aus dem Miteinander wurde Nebeneinander**

Nach wie vor ernteten die Badolatesi viel Lob für ihre Toleranz. Sogar für den Friedensnobelpreis wurden sie vorgeschlagen. Doch die Aufgabe, die sie unter den Augen einer breiten Öffentlichkeit erfüllen sollten, war schwieriger geworden. Die neuen Gäste wurden von vornherein nur auf begrenzte Zeit in Badolato

untergebracht. Familien waren nicht dabei. Es waren ausschließlich alleinstehende Männer, und die kamen aus Nigeria, Somalia und Senegal.

Aus dem Miteinander war nun ein Nebeneinander geworden. Tagsüber bei der Feldarbeit kam man den Fremden etwas näher. Morgens holten die Bauern auf der Piazza die jungen Afrikaner ab, um sie zur Arbeit zu bringen und am Abend wieder abzuliefern. Als Saisonarbeiter konnten die Geflüchteten etwas Geld verdienen, und für die Bauern waren sie eine willkommene Hilfe.

Aber abends auf der Piazza, dem Hauptplatz von Badolato, trennten sich die Welten. Zwar kreuzten sich dort weiterhin die Wege der alten und der neuen Bewohner:innen, doch die jungen Männer aus Afrika blieben in einer Ecke des Platzes, wo sie ihre Musik hörten und Bier tranken. Der Rest der Piazza gehörte den Einheimischen. Man blieb auf Abstand und tauschte hin

**« Von den dreihundert Bewohner:innen musste fast alle im Lauf der Jahre Journalist:innen erklären, was an Badolato so besonders ist, und das hat mit diesen Menschen wohl etwas gemacht. Das Besondere gehört zu ihrem Alltag »**

und wieder verstohlene Blicke aus. „Es ist nicht mehr wie früher“, klagte der Besitzer der Bar Popolare. „Es gibt kaum Kontakt zwischen uns.“ Aber wenn die Herzlichkeit auch nachgelassen hatte, kam doch keine Misstimmung auf. Anderswo in Italien hatte die Ankunft junger Männer aus Afrika zu einem politischen Rechtsruck geführt. Nicht so in Badolato. Der neu gewählte Bürgermeister verstand sich wie sein Vorgänger als Anwalt der Inklusion, auch wenn er selbst in Rom wohnte und nur am Wochenende auftauchte.

Wie sehr die Badolatesi sich weiterhin mit ihrer Rolle identifizierten, zeigte sich 2010 bei der Aufregung um den Film „Il Volo“ („Der Flug“). Der berühmte deutsche Filmemacher Wim Wenders war nach Badolato gekommen, um der *accoglienza* (Gastfreundschaft) ein filmisches Denkmal zu setzen.

Wenders war überzeugt davon, in Badolato ein zukunftsträchtiges Modell entdeckt zu haben. Die Gemeinde unterstützte das Filmprojekt aus dem eigenen Budget. Groß waren die Erwartungen.

Doch kurz vor Beginn der Dreharbeiten überlegte es sich der Starregisseur anders. Lieber wollte er eine andere kalabresische Ortschaft zeigen, Riace, wo der Bürgermeister dabei war, das Modell Badolato nachzuahmen. Optisch gab das zwanzig Kilometer entfernte Riace sogar etwas mehr her als Badolato. Die Badolatesi waren enttäuscht, und Bürgermeister Parretta schrieb einen wütenden Brief. „Im Namen der Menschen von Badolato bin ich verletzt und fühle mich vor den Kopf gestoßen!“

### **Badolato in einer wissenschaftlichen Aufarbeitung**

Nach diesem Protest, der noch einmal für Schlagzeilen sorgte, verlor ich Badolato für lange Zeit aus den Augen. Der Arabische Frühling hatte neue Fluchtrouten durch Nordafrika Richtung Mittelmeer geöffnet, und nun richtete sich die Aufmerksamkeit der europäischen Öffentlichkeit auf überfüllte Boote, die im Meer kenterten, und die schrecklichen Verhältnisse auf der Flüchtlingsinsel Lampedusa.

Selbst in Italien schien niemand mehr an die schöne Geschichte von Badolato zu denken. Da erfuhr ich eines Tages von einer jungen norwegischen Anthropologin, die sich entschlossen hatte, für ein halbes Jahr nach Badolato zu übersiedeln, um das Zusammenleben von Einheimischen und Fremden aus der Nähe zu erforschen. Ein Vierteljahrhundert nach dem Schiffbruch der Ararat lebt das Experiment weiter, erzählt Jenny Jomisko de Figueiredo in ihrer Masterarbeit.

Mit dem nüchternen Blick einer Forscherin untersucht sie den Mikrokosmos der Kleinstadt und zeigt, was zwischen Eingesessenen und Fremden möglich ist und was schiefgehen kann, wie Integration funktionieren könnte und woran sie leicht scheitert, im Kleinen wie im Großen.

Viele der Bewohner:innen, die ich damals kennenlernen durfte, sind inzwischen gestorben. Dafür sind einige in Badolato Geborene aus dem Exil zurückgekehrt, um Haus und Hof ihrer Eltern zu übernehmen, so wie der Sohn der Olivenbäuerin Rosa. Er bemüht sich, mit den jungen Afrikanern auch freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und nimmt sie hin und wieder zu einem Ausflug mit. Doch damit bleibt er eine Ausnahme.

Die meisten Bewohner:innen von Badolato halten zu den Fremden Abstand. Gearbeitet wird gemeinsam, gegessen aber getrennt. Die Zuwanderer versorgen sich selbst, kochen und essen meist miteinander, spielen abends Karten und schauen Fußball. Nicht anders als die Einheimischen, doch in getrennten Räumen. In der Bar Popolare, dem wichtigsten Treffpunkt des Städtchens, lassen sich die jungen Afrikaner kaum blicken.

So sind sie auch nicht dabei, wenn die älteren Männer frühmorgens beisammenstehen und lange darüber diskutieren, wer wen auf den nächsten Kaffee einladen darf, was, nach langen Debatten, jedes Mal zu einer weiteren Runde führt. Von solchen Ritualen, die Nähe stiften, seien die Migranten ausgeschlossen, stellt die norwegische Anthropologin fest.

Auch wenn die Badolatesi zum großen Teil nicht wohlhabend sind, hat Großzügigkeit bei ihnen einen hohen Stellenwert. Die afrikanischen Zuwanderer hingegen kommen kaum in die Lage, sich großzügig zu erweisen. Einerseits verdienen sie bei der Feldarbeit nur ein paar Euro. Andererseits legen sie von dem wenigen noch Geld beiseite, um die zurückgebliebenen Verwandten zu unterstützen.

Was sie hinter sich haben und aus welcher Welt sie kommen, erfahren die eingewohnten Bewohner:innen kaum, und wenn, dann über den Sohn der Olivenbäuerin, der sich hin und wieder ausführlicher mit den „ragazzi“ unterhält. Er kennt Geschichten wie die von Eric aus Kamerun, der schon früh seine Eltern verloren hat. Mehrmals hatten kriminelle Banden versucht, das Waisenkind anzuwerben, und die Verwandten schützten Eric nicht, aus Angst, selbst Schwierigkeiten zu bekommen. So riss er mit fünfzehn von zuhause aus. Seine Flucht führte über Nigeria, Benin, Niger, Algerien Marokko und Libyen. Von Lager zu Lager, bis zur Überfahrt nach Italien auf einem überfüllten Gummiboot.

Als Erntearbeiter in Badolato wird Eric es nicht lange aushalten. Wie die anderen jungen Afrikaner, mit denen er sein Zimmer teilt, sehnt er sich nach einer Partnerschaft. Junge Frauen sind hier kaum zu sehen, und selbst wenn, ist es besser, um sie einen Bogen zu machen. Die Anthropologin wurde Zeugin, wie ein flüchtiger Gruß zwischen einem der afrikanischen Burschen namens Osman und einem einheimischen Mädchen schnell zum Eifersuchtsdrama eskalierte. Osman hatte einer jungen

**« Bei den Parlamentswahlen gewinnen zwar, wie anderswo in Italien, die Rechtsparteien an Boden. Doch anders als in den Reden von Salvini, Meloni und Co. ist es im Ort bisher zu keiner Front gegen die Fremden gekommen »**

Frau, die auf der Piazza an ihm vorüberging, nur ciao zugerufen, und sie erwiderte ebenso freundlich. Daraufhin wurde ihr Begleiter wütend, und so wäre es beinahe zu Handgreiflichkeiten gekommen.

### **Als es dann doch einmal zu Gemeinsamkeit kommt**

Das Aufeinandertreffen von Muslim:innen und Katholik:innen, anderswo ein konfliktreiches Thema, scheint im Alltag von Badolato keine große Rolle zu spielen. Die meisten Badolatesi nehmen es mit dem Kirchenbesuch nicht mehr so genau. Umso mehr überrascht es sie, zu sehen, wie diszipliniert Osman, Suleyman und die anderen muslimischen Zuwanderer ihren Fastenmonat Ramadan einhalten.

Zwar gebe es unter den jungen Männern unterschiedlich strenge Auffassungen über die Einhaltung muslimischer Regeln, berichtet die Forscherin. Bier oder Wein zu trinken sei für die meisten kein Problem. Aber im Ramadan würden sich die jungen Männer gegenseitig dazu ermahnen, stark zu bleiben. Vielleicht auch, weil sie bemerkt haben, dass ihnen das bei den Einheimischen Ansehen verschafft. „Den ganzen Tag arbeiten, ohne zu essen und zu trinken, das könnte ich nie!“, sagen manche Badolatesi anerkennend.

Respekt verschafften sich die Afrikaner auch, als sie sich kurz vor Ostern freiwillig an der Verschönerung des Ortes beteiligten. In der „semana santa“ wird in den Gassen von Badolato der Leidensweg von Jesus Christus nachgestellt, in historischen Kostümen und fantasievoll ausgeschmückt. Wer nicht als Jesus, Judas oder als römischer Soldat in Frage kommt, darf trotzdem mitspielen, indem er ein Büßergewand überzieht und sich zum Rhythmus der Trommler leichte Peitschenhiebe versetzt.

Um dieses Ritual mitzuerleben, kehren viele ausgewanderte Badolatesi jedes Jahr für ein paar Tage an den Ort ihrer Kindheit zurück, besuchen die Verwandten und kostümieren sich auf traditionelle Art. Die afrikanischen Zuwanderer beteiligen sich nicht an der Prozession. Aber als es darum ging, rechtzeitig vor der Zeremonie die Straßen zu fegen, Unkraut auszureißen und Müll zu entsorgen, waren Osman, Suleyman und Eric mit dabei. Weil sie als stark und ausdauernd gelten, durften sie die anstrengenderen Arbeiten übernehmen, genau beobachtet von den Einheimischen.

Parteilpolitik scheint im Alltag von Badolato wenig Platz zu haben. Vielleicht hat das auch damit zu tun, dass die Stadtverwaltung in den letzten fünfundzwanzig Jahren so oft ausgetauscht wurde. Mehrere Bürgermeister mussten zurücktreten, weil die Justizbehörden in Rom ihnen Verbindungen zur 'Ndrangheta nachgewiesen hatten, der kalabrischen Mafia und mächtigsten Mafiaorganisation Europas.

Bei den Parlamentswahlen gewinnen zwar, wie anderswo in Italien, die Rechtsparteien an Boden. Doch anders als in den Reden von Salvini, Meloni und Co. ist es im Ort bisher zu keiner Front gegen die Fremden gekommen. Wie schon die Schneiderin Carmelina mir vor einem Vierteljahrhundert sagte, werde man sich von niemandem vorschreiben lassen, wen man fürchten oder lieben soll.

Anders als ich nach meinem ersten Besuch glauben wollte, ist Badolato keine heile Welt. Inklusion ist größtenteils ein Schlagwort geblieben. Aus dem viel gepriesenen „paese della accoglienza“, dem Ort der Gastfreundschaft, wurde eine Durchgangsstation. Die überschaubare Welt von Badolato ermöglicht Nähe und macht zugleich die Grenzen deutlich.

Trotzdem ist das Experiment nicht gescheitert. Vieles hätte in den letzten fünfundzwanzig Jahren schiefer gehen können. Anderswo genügt ein Zwischenfall, um lange gehütete Vorurteile gegen Fremde durchbrechen zu lassen. Das ist nicht geschehen. Einige wenige Mitglieder der Gemeinschaft haben vorgezeigt, wie man sich auch auf Neues einstellen kann, und andere haben sich mit der Zeit überzeugen lassen.

Ohne die Vorgeschichte, die Badolato über Nacht berühmt gemacht hat, wäre es wohl nicht möglich geworden, eine so große Zahl von Zuwanderern zu beherbergen. Von den dreihundert Bewohner:innen musste



**Im pittoresken Bergstädtchen werden nach und nach Altstadthäuser restauriert und in Ferienwohnungen verwandelt**

fast jede/r im Lauf der Jahre Journalist:innen erklären, was an Badolato so besonders ist, und das hat mit diesen Menschen wohl etwas gemacht. Das Besondere gehört zu ihrem Alltag.

Als die norwegische Anthropologin nach einem halben Jahr Badolato verließ, luden ihre italienischen Freunde zu einem Fest. Und da geschah etwas, was es in den Jahrzehnten davor noch nicht gegeben hatte. Die jungen Afrikaner kochten Couscous, Huhn und Pasta für das ganze Dorf. Weil sie in ihren kleinen Wohnungen nicht genügend Platz hatten, mussten sie in die Küche einer italienischen Frau ausweichen. Italienische Nachbarn kamen vorbei, um den afrikanischen Köchen zu helfen. Es gab genug zu essen und trinken für alle, und nach dem Festmahl wurde bis spät in die Nacht miteinander getanzt.



# Asyl neu ordnen, statt Schuldige zu suchen

*Warum die Einteilung in Flüchtlinge und Migrant:innen dringend überdacht werden sollte*

Melita H. Šunjić

Dieses Jahr sind angeblich „die Inder“ schuld an der Asylkrise. Dabei sind die jährlich wiederkehrenden Asyl- und Migrationsprobleme in Europa zu einem großen Teil Resultat eines verfehlten Migrationsmanagements sowohl auf europäischer wie auf nationalstaatlicher Ebene. Die Asyldebatten drehen sich unproduktiv im Kreis. „Lösungen“, die schon vorher nicht funktioniert haben, werden immer und immer wieder neu vorgeschlagen. Die Betroffenen selbst durchlaufen einen langen persönlichen Leidensweg und dienen in praktisch allen EU-Mitgliedsstaaten auch noch als Sündenböcke und Scheckgespenster im jeweiligen innenpolitischen Hickhack.

Am besten veranschaulichen lässt sich das Versagen der europäischen Migrationspolitik mit der Parabel von Gupta, dem unfreiwilligen Asylwerber, die sich so oder ähnlich täglich abspielt:

Gupta ist 21 und kommt aus Indien, wo die Jugendarbeitslosigkeit sehr hoch ist und man ohne Beziehungen

kaum einen Job bekommt, egal welche Ausbildung man hat und wie gut die Abschlussnoten sind. Besonders die Mittelklasse leidet darunter, dass ihnen der ökonomische Aufstieg verwehrt bleibt. Indien hat die höchsten Auswandererzahlen der Welt.

Guptas Bruder hat sich über eine Facebook-Seite einen Job in Prag als Elektriker gesichert. Ein Cousin arbeitet in Italien in der Landwirtschaft und ein anderer hat eine Position in einem Callcenter in Deutschland bekommen. Alle sind überqualifiziert für ihre Arbeit. Sie verdienen wenig, können aber immerhin etwas Geld nach Hause schicken.

« Während man in der Alltagslogik gerade die Ukrainer:innen als Flüchtlinge einstufen würde, sind sie das rechtlich eigentlich nicht. Krieg gilt nicht als persönliche Verfolgung und ist nicht durch die Genfer Flüchtlingskonvention abgedeckt »

Nun will auch Gupta eine bessere Zukunft für sich. Nach Europa zu gelangen ist nicht billig, aber die Familie hatte einige Ersparnisse. Bis Belgrad kommt er ohne Visum per Flugzeug um knapp 600 Euro. Dann will er sich zu einem seiner Verwandten durchschlagen. Dazu muss er mit einem Schlepper über Ungarn und Österreich nach Italien, Tschechien oder Deutschland gelangen, wo es seines Wissens legale Jobs für indische Staatsbürger:innen gibt. Das kostet zwischen 3.000 und 7.000 Euro.

Im Kastenwagen zusammengepfercht, reist Gupta mit 16 anderen Männern Richtung Westeuropa. Bis Ungarn ging es ohne Probleme. Doch die österreichische Polizei kontrolliert im Burgenland verstärkt die fensterlosen Kleinbusse. Sie fliegen auf.

Der Fahrer wird verhaftet. Er sollte für die Fahrt einige Hundert Euro erhalten und trägt das volle Risiko. Die großen Bosse der Schleppermafia, welche bis zu



Am 26. Oktober 2022 fand in Thalham ein Protestmarsch gegen die Unterbringung der Geflüchteten in Zelten statt



**Umstritten: In Thalham in Oberösterreich wurden Notzelte für Asylwerber aufgestellt**

100.000 Euro pro Fahrt einnehmen, können nicht identifiziert werden. Die Verhaftung eines Fahrers wird nichtsdestoweniger von der Politik als „Schlag gegen die Schleppermafia“ vermarktet.

Den 17 jungen Männern erklärt man, dass sie ohne Visum illegal im Land sind und sofort zurückgeschickt werden müssen. Darauf war Gupta gefasst. In einem solchen Fall müsse er um „Asyl“ ansuchen, sonst würde er sofort in ein Schubhaftzentrum verbracht, hatte man ihm geraten. Als Motiv gibt er an, dass er in Europa arbeiten möchte. Er weiß nicht, dass das kein Asylgrund ist oder was Asyl überhaupt sein soll.

An der Grenze registriert die österreichische Polizei bloß die Neuzugänge, die Ersteinvernahme ist Sache der Asylbehörde. Die Männer werden dazu nach Wien oder Graz zum Hauptbahnhof gebracht. Dort drückt ihnen ein Polizist Bahnkarten in die Hand. Sie sollen zu dem Ort fahren, wo die etwa einstündige Ersteinvernahme stattfinden wird, beispielsweise nach Wels oder Innsbruck.

Wenn sie das absolviert haben, werden sie ein weiteres Zugticket bekommen, mit der Adresse eines Aufnahmezentrums in einem anderen Teil Österreichs, etwa Traiskirchen. Während dieses Hin- und Herfahrens haben sie keinen Anspruch auf Verpflegung oder Unterkunft.

Gupta hat Glück, er kann Englisch und hat noch ein wenig Geld für Proviant. Sein Fahrschein wurde für Innsbruck ausgestellt.

Auf Google Maps stellt er fest, dass das nicht weit von der italienischen Grenze entfernt liegt, und vereinbart telefonisch mit seinem Cousin, dass der ihn abholen und nach Italien schmuggeln wird. Einen Job würde er sicher bald auf dem Schwarzmarkt finden, denn „die brauchen hier Arbeitskräfte“. Mit etwas Glück würde er seinen Aufenthalt irgendwann legalisieren, sagt sein Verwandter.

Im Zug fährt Gupta mit syrischen Familien und afghanischen unbegleiteten Minderjährigen. Sie haben Hunger und sind desorientiert, weil sie lateinische Schrift nicht lesen können. Dagegen geht es mir ja gut, denkt Gupta und freut sich auf sein neues Leben in Europa. Die Asylbehörde in Innsbruck wird er nie betreten.

### **Flüchtlinge, Migrant:innen und Vertriebene**

Gupta versteht nicht, warum einige Tausend Inder:innen in der Tschechischen Republik legal arbeiten können, er in Österreich aber Asyl beantragen muss. Er begreift den Unterschied zwischen Asylwerber:in und Migrant:in nicht. Kein Wunder, auch in der europäischen politischen und medialen Debatte werden die Begriffe teils aus Unwissenheit, teils aus Kalkül vermischt.



**Mitte November 2022 wurden die 17 Zelte auf dem Areal der Erstaufnahmestelle Thalham „aus Sicherheitsgründen“ abgebaut, die Flüchtlinge der Obhut des Landes übergeben**

Ein Flüchtling ist eine Person, die begründete Angst vor Verfolgung in ihrem Heimatland hat. Bei Rückschiebung droht ihr Gefahr an Leib und Leben. Daher sucht sie den Schutz (= Asyl) eines anderen Landes und stellt einen Asylantrag. Das internationale Asylrecht basiert auf der Genfer Flüchtlingskonvention und ist so etwas wie ein Blaulichtgesetz für Notfälle. Das einzige Kriterium, das im Asylverfahren gilt, ist die Schutzbedürftigkeit der betreffenden Person. Ob der oder die Asylsuchende für den Arbeitsmarkt geeignet ist, darf keine Rolle spielen. Er ist im Heimatland gefährdet und darf nicht dorthin abgeschoben werden. Aus dem gleichen Grund darf ein anerkannter Flüchtling auch nicht in sein Herkunftsland reisen, weil er sonst sofort den Flüchtlingsstatus verliert.

Eine zweite Kategorie ist die der Migrant:innen. Sie kommen legal oder illegal ins Land auf der Suche nach Arbeit. Früher hießen sie Gastarbeiter:innen. Bei ihnen darf sich das Aufnahmeland aussuchen, wen es brauchen kann und wen nicht. Irregulär eingereiste Migrant:innen darf man auch zurückschicken. Ihnen mag zwar Armut drohen, vielleicht haben sie sich auch schwer verschuldet, um nach Europa zu gelangen, aber sie müssen nicht vor ihrem Heimatland geschützt werden und wollen auch zurückfahren können. Für Menschen, die nichts als Arbeit suchen, ist Asyl daher kein geeigneter Aufenthaltstitel.

Um die Verwirrung noch weiterzuführen, gibt es eine dritte Kategorie, die der Vertriebenen, vulgo Kriegsflüchtlinge. Während man in der Alltagslogik gerade die Ukrainer:innen als Flüchtlinge einstufen würde, sind sie das rechtlich eigentlich nicht. Krieg gilt nicht als persönliche Verfolgung und ist nicht durch die Genfer Flüchtlingskonvention abgedeckt. Dennoch kommen Kriegsflüchtlinge und werden in der Regel von der europäischen Bevölkerung wesentlich mehr akzeptiert als andere.

Für diese Kategorie braucht es eine andere Rechtsgrundlage. Sie erhalten kollektiv einen zeitlich befristeten Aufenthaltsstatus. Aufwendige individuelle Asylverfahren sind unnötig, man weiß schließlich, warum sie kommen. In Österreich nannte man die Bosnier:innen in den 1990er-Jahren aus diesem Grund „De-facto-Flüchtlinge“. Mittlerweile gibt es eine EU-weite Regelung für diese Gruppe, daher werden die Ukrainer:innen allgemein als (Kriegs-)Vertriebene bezeichnet.

### **Europa erzwingt teure und sinnlose Asylverfahren**

Das Problem in Europa besteht darin, dass wir es mit einer gemischten Migration zu tun haben. Es kommen auf denselben Routen Asylsuchende und Arbeitsmigrant:innen. Eigentlich braucht Europa aufgrund der demografischen Entwicklung Arbeitskräfte aus Drittstaaten, aber die Programme sind unübersichtlich, es gibt zu wenig reguläre Arbeitsvisa. Die Programme sind auf bestimmte Herkunftsländer und bestimmte Branchen beschränkt und mit komplizierter Bürokratie verbunden. Daher machen sich viele Menschen auf gut Glück auf den Weg. Den Asylantrag stellen sie, wie Gupta, wenn sie gefasst werden, um einer sofortigen Abschiebung zu entgehen.

Im langjährigen Schnitt bekommt in der EU höchstens ein Drittel der Antragsteller:innen irgendeine Form von Schutzstatus – volles Asyl oder, viel häufiger, sogenannten subsidiären Schutz, eine Art Asyl zweiter Klasse. Das EU-Migrationssystem schaufelt also jedes Jahr mehrere Hunderttausend Menschen in eine aufwendige Prozedur, in die sie gar nicht hineingehören. Europäische Asylverfahren dauern meist mehrere Jahre, sind teuer für den Staat und schwer erträglich für die Asylwerber:innen, die zur Untätigkeit gezwungen sind und ständig um ihre Zukunft bangen. Zusätzlicher Druck kommt von der Familie daheim, die nicht versteht, warum der Vater oder Sohn nicht endlich Geld schickt, wo man doch für seine Reise alles verkauft hat.

Gleichzeitig bietet dieses ineffiziente Migrationsmanagement rechtspopulistischen Parteien Munition für einen fremdenfeindlichen Diskurs: Die Menschen in den Asylunterkünften seien erstens Asylbetrüger und zweitens führten sie jahrelang ein Luxusleben ohne Arbeit und auf Kosten der Steuerzahler:innen.

Diese Situation untergräbt insgesamt die Akzeptanz von Asyl in der europäischen Bevölkerung. Das geht auf Kosten jener, die tatsächlich Schutz vor Verfolgung suchen und ein Anrecht darauf haben. Solange die EU die Arbeitsmigration nicht neu ordnet und aus politischen Gründen so tut, als wäre Europa kein Einwanderungskontinent, wird sich daran nichts ändern.

### **Die doppelbödige Asyldebatte in den EU-Staaten**

Das Frustrierende am Asyldiskurs in den EU-Mitgliedsstaaten ist die Tatsache, dass es nicht um Problemlösungen geht, sondern darum, die eigenen Wähler:innen und

Sympathisant:innen zu bedienen. Faktenbasierte Argumente spielen dabei kaum eine Rolle.

Besonders augenfällig wurde das bei der österreichischen Diskussion um eine „neue Asylkrise wie 2015“ im Herbst 2022. In Medieninterviews betonte Innenminister Gerhard Karner, dass Österreich anders als Ungarn und Serbien die irregulären Migrant:innen nicht einfach durchwinken würde. „Wir bewachen die Grenze“, sagte er und führte die Aufgriffszahlen als Beweis an. Tatsächlich werden an der ungarischen Grenze viele Schlepperfahrzeuge angehalten.

Die so gefassten Personen werden danach mehrmals allein quer durch Österreich geschickt. Jene, die aus finanziellen oder gesundheitlichen Gründen nicht mehr weiterkönnen, bleiben hier. Vor allem die Arbeitsmigrant:innen reisen wieder aus und verschwinden aus der Asylstatistik. Das ist Durchwinken in seiner elegantesten Form. Das entsprechende Wähler:innensegment freut sich über den strengen Grenzschutz und die Aufgriffe. In Wirklichkeit unterbindet Österreich den Transit irregulärer Migrant:innen ebenso wenig wie Ungarn oder Serbien.

**« Nicht das EU-Asylsystem ist überfordert, sondern einzelne Staaten. Wer heute etwa in Griechenland einen Asylantrag stellt, muss ein Verfahren nach griechischem Recht und in griechischer Sprache durchlaufen. Daher befindet sich das griechische Asylsystem so unter Druck »**

Österreich steht hier nicht allein da. Auch Kroatien gibt den irregulären Migrant:innen ein Papier, um den kurzfristigen Aufenthalt im Lande zu „legalisieren“, und schaut bei der Ausreise weg. Die Schweiz karrt Asylwerber:innen gezielt an die französische und deutsche Grenze und lässt sie dort aus. Italienische Beamte:innen informieren Neuankömmlinge darüber, dass ihnen „morgen“ Fingerabdrücke abgenommen würden. Ab dem Zeitpunkt wären sie in Italien registriert und müssten dort ihr Asylverfahren abwickeln, daher reisen sie gleich nach Frankreich oder via Österreich nach Deutschland weiter. Griechenland zermürbt die Menschen durch schlechte Unterbringung und monatelange Wartezeiten. Jeder EU-Mitgliedsstaat will die potenziellen Asylwerber:innen am liebsten wieder ausreisen sehen.

Auch mit Zahlen wird viel manipuliert. Der österreichische Innenminister ließ im Herbst 2022 Zelte aufstellen, um Asylwerber:innen darin unterzubringen. Angeblich waren alle Unterkünfte überfüllt. In Wirklichkeit aber haben sieben der neun Bundesländer die erforderlichen Plätze nicht zur Verfügung gestellt, darunter alle ÖVP-geführten Bundesländer. So eine parteiinterne Niederlage ist weniger PR-tauglich als die Hiobsbotschaft von einer neuen großen Migrationskrise.

Das Sperrfeuer der Rechten ließ nicht lange auf sich warten. „Aufnahmestopp“, „Kollaps des Asylsystems“, „Verrat an der österreichischen Bevölkerung“, schrien sie. Die Identitären gingen mit dem Slogan „Unser Volk zuerst“ auf die Straße. Mit diesem Thema mobilisiert man seine Anhänger:innen.

Tatsächlich wurden von Jänner bis September 2022 in Österreich zwar 70.000 Asylanträge gestellt, aber nur rund 20.000 Antragsteller:innen verblieben in der Grundversorgung. Die übrigen 50.000 sind vermutlich weitergereist. Es sind vor allem Inder, Pakistanis und Marokkaner auf Arbeitssuche. Sie werden irgendwo in der europäischen Schattenwirtschaft unter ausbeuterischen Bedingungen Arbeit finden, was die Wirtschaft durchaus willkommen heißt.

Flüchtlinge und Asylwerber:innen machen nur einen Bruchteil der Drittstaatenangehörigen in der EU aus. Doch Arbeitsmigration wird auch von rechten Parteien selten thematisiert. Man spricht lieber von der „enormen“ Zahl an Asylanträgen, welche die EU nicht bewältigen könne. 2021 wurden in der EU 530.000 Erstasylanträge gestellt. Gleichzeitig wanderten im selben Jahr ohne Mediengetöse fast viermal so viele Migrant:innen ein, nämlich zwei Millionen. Insgesamt leben und arbeiten in der EU fast 24 Millionen Drittstaatsangehörige.

#### **Politik: 120-fache Kosten, beschränkte Wirkung**

Unweigerlich kommt bei jedem Neuaufflammen der Asyldebatte in der EU der reflexartige Ruf nach stärkeren Grenzkontrollen. EU-Staaten investieren sowohl auf nationaler Ebene wie auf EU-Ebene Milliardensummen in den Grenzschutz. Das Budget der europäischen Grenzschutzagentur Frontex wurde seit ihrer Gründung vor 18 Jahren auf mehr als das 120-Fache gesteigert – von 6,2 Millionen Euro im Jahre 2005 auf 754 Millionen im Jahre 2022. Nicht mit eingerechnet sind die nationalen Aufwendungen der 27 Mitgliedsstaaten für Aufrüstung, Grenzzäune und Patrouillenboote, die ein Vielfaches des Frontex-Budgets ausmachen. Die Sicherheitsindustrie ist ein profitabler Wachstumsmarkt.

Die EU hat mehr als 50.000 Kilometer Außengrenzen. Allein die Seegrenzen sind mit 43.000 Kilometer länger als der Äquator. Europa kann sich nicht abschotten. Daher steigt trotz allen Grenzschutzes die irreguläre Immigration weiter an. Das beweist, dass Grenzkontrollen kein geeignetes Instrument des Migrationsmanagements sind. Dennoch ist der Ruf nach noch stärkerem Außengrenzschutz das Erste und oft Einzige, was Politiker:innen in der Migrationsdebatte einfällt.

Grenzschutzmaßnahmen ändern nichts am Migrationsdruck in den Herkunftsländern, sie machen die Reise nur riskanter und teurer für die Betroffenen und einträglicher für die Schlepper:innen. Aus der Perspektive der Betroffenen gesehen ist das verständlich. Wer schon Tausende Kilometer unterwegs war, viel Geld, Leid und



**Migrationsexpert:innen plädieren für Lager an den europäischen Außengrenzen, in denen Asylverfahren durchgeführt werden können. Lager wie Vucjak in Bosnien kommen nicht in Frage**

Angst in seine Reise investiert hat, wird nicht knapp vor dem Ziel umkehren. Im Gegenteil, an der Außengrenze angelangt wird er Risiken und Kosten auf sich nehmen, um diese vermeintlich letzte Hürde zu überwinden.

Die Autorin hat selbst mit zahlreichen Menschen gesprochen, die mehrmals aus griechischen Gewässern in die Türkei zurückgeschleppt wurden, die sogar Schiffsunfälle überlebt haben und es wieder probieren. Auch Personen, die an der bosnisch-kroatischen Grenze schon 15-, ja zwanzigmal aufgegriffen, verprügelt und zurückgeschickt wurden, geben nicht auf. Weder finanziell noch psychologisch könnten sie es verkraften, das Projekt so knapp vor dem Ziel abzubrechen.

Der demokratiepolitische Schaden für die Europäer:innen selbst ist unübersehbar. Demokratien errichten Stacheldrahtsperrn gegen Armut. Frontex-Beamte ziehen Boote voller verängstigter Menschen auf das offene Meer zurück, Patrouillenboote ignorieren SOS-Rufe. EU-Grenzschutzbeamte misshandeln Migrant:innen und schieben sie widerrechtlich zurück. Die EU zahlt fragwürdigen Regimes wie den Milizen in Libyen oder der Türkei unter Erdogan Millionenbeträge, um die Migrant:innen und Flüchtlinge fernzuhalten, und macht sich dadurch auch noch politisch erpressbar.

Zu guter Letzt hat die EU seit 2015 das grenzenlose Reisen innerhalb der Union vielfach außer Kraft gesetzt. Dabei galt gerade das als sichtbarstes Markenzeichen der EU. Nun wird wieder kontrolliert, und wir müssen uns neuerlich an Staus an den Binnengrenzen gewöhnen.

### **Langlebige abstruse Ideen von „Externalisierung“**

Auf der Suche nach einem einfachen Wundermittel gegen die irreguläre Migration geistert seit den frühen 2000er-Jahren in der EU die Idee von der „Externalisierung“ der Asylverfahren durch die EU. Man will sich

nicht ernsthaft mit den Wurzeln des Problems in den Herkunftsländern befassen, sondern die Migrant:innen, die es bis Europa geschafft haben, nur wieder loswerden.

Wie kann man sie also in einen anderen Kontinent bringen und dort ein Asylverfahren „nach europäischen Standards“ abwickeln, lautet die Frage. Weil wir reiche Staaten mit unseren 27 aufgeblähten Asylbehördenapparaten es nicht schaffen, die vermischte Migration zu regeln, sollen das außereuropäische Länder gegen Geld tun. Deutschland wollte vor einigen Jahren in nordafrikanischen Staaten Asylzentren einrichten, Frankreich erwog dafür den Tschad und Niger. Großbritannien schließlich einigte sich 2022 mit Ruanda, wurde jedoch vom Europäischen Menschenrechtsgerichtshof ausgebremst. Dänemark ist angeblich mit zehn verschiedenen Partnerländern im Gespräch.

Der Plan wirft viele Fragen auf: Wer führt das Asylverfahren durch? Woher nimmt ein Land wie Ruanda das qualifizierte Personal her? Wer überwacht die Einhaltung europäischer Rechtsstandards in einem Drittland? Wie hält man ohne brutale Zwangsmaßnahmen die Menschen in den Aufnahmezentren fest? Planen EU-Mitgliedsstaaten, eine Art Guantanamo zu errichten? Wie kann man verhindern, dass sich in den Lagern sofort eine Schleppermafia etabliert, die die Menschen nach Europa bringt? Wer kommt für diese immensen zusätzlichen Kosten für Transport, Verpflegung, Betreuung und Bewachung auf?

Zu guter Letzt: So ein Asylzentrum würde große Mengen an Wasser, Nahrungsmitteln, Strom und Internetkapazitäten benötigen. Warum sollte die Bevölkerung eines Entwicklungslandes tolerieren, dass ihre unzureichenden Ressourcen der EU zuliebe für Fremde aufgewendet werden? Wer sagt, dass das in den Aufnahmeländern nicht zu Unruhen und Ausschreitungen führen könnte?

### **Das Asylsystem muss ganz neu gedacht werden**

Die Asyldebatte in Europa dreht sich seit Jahren im Kreis und hält an den ewig gleichen ungeeigneten Lösungen fest. Was die EU braucht, ist ein neu aufgestelltes Asylmanagement, das effizient, fair und menschlich ist und gleichzeitig weniger kostet als das jetzige. Es gäbe eine relative einfache Zwei-Komponenten-Lösung, die auf einem UNHCR-Vorschlag von 2015 beruht. Asyl neu könnte kurz gefasst so aussehen: Die 27 nationalen Asylverfahren werden durch ein einziges EU-weites ersetzt.

Asylverfahren finden dort statt, wo die Betroffenen sich ohnehin schon befinden, an mehreren Einreise-Hotspots wie griechischen Inseln, Lampedusa, Zypern oder Südspanien, allerdings unter menschenwürdigen Bedingungen.

Europa hat genügend qualifizierte Asylbeamt:innen. Nicht das EU-Asylsystem ist überfordert, sondern einzelne Staaten. Wer heute etwa in Griechenland einen

Asylantrag stellt, muss ein Verfahren nach griechischem Recht und in griechischer Sprache durchlaufen.

Daher befindet sich das griechische Asylsystem so unter Druck. Das gilt gleichermaßen für die anderen Erstaufnahmeländer. Bei einem einheitlichen Verfahren könnten alle Beamt:innen aus allen 27 Staaten in den Asylzentren am Rande Europas zum Einsatz kommen, weil sie im Inland ohnehin nichts mehr zu tun hätten. Die Mitgliedsstaaten selbst sparten sich so die Verfahren und die Betreuung von Asylsuchenden zur Gänze.

Die Dauer von Asylverfahren würde drastisch verkürzt, von mehreren Jahren auf einige Wochen. Die Qualität der Entscheidungen würde erhöht. Das liegt sowohl im Interesse der Asylsuchenden als auch der EU.

Die Asylwerber:innen hätten keinen Anreiz, die Zentren illegal zu verlassen und mit Hilfe von Schleppern quer durch Europa zu reisen, denn sie könnten nirgendwo sonst ein Asylverfahren bekommen.

Wahrscheinlich könnte sogar eine abgemilderte Form einer geschlossenen Unterbringung für die kurze Dauer des Verfahrens rechtlich durchgesetzt werden. Wer Schutzstatus bekommt, wird nach einer Verteilungsschlüssel einem Mitgliedsstaat zugewiesen. Der Aufnahmestaat nimmt nur anerkannte Flüchtlinge auf und kann sofort mit der Integration sowie mit der Arbeitsvermittlung beginnen.

### « Das EU-Migrationssystem schaufelt also jedes Jahr mehrere Hunderttausend Menschen in eine aufwendige Prozedur, in die sie gar nicht hineingehören »

Bis vor Kurzem hatten sich besonders die Visegradstaaten gegen jegliche Verteilung von Flüchtlingen innerhalb der EU gewehrt. Nun sind gerade sie die Erstaufnahmeländer für ukrainische Vertriebene. Unter dieser Erfahrung haben sie ihre Einstellung zur Weiterverteilung radikal geändert.

Da innerhalb der EU zahlreiche Länder und Branchen nach Personal suchen, könnte man neben der Asylprüfung eine zweite Schiene einziehen. Wenn sich unter den abgelehnten Asylwerbern Arbeitskräfte finden, die auf dem europäischen Markt gebraucht werden, sollten sie die Chance bekommen, als reguläre Arbeitsmigrant:innen zu fairen Bedingungen auf Zeit hier zu leben und zu arbeiten. Schließlich haben zahlreiche EU-Mitgliedsstaaten Anwerbeprogramme in Indien, Vietnam, Pakistan, Nepal etc. laufen.

Jene, die weder schutzbedürftig noch für den europäischen Arbeitsmarkt qualifiziert sind, würden zeitnah abgeschoben. Bislang werden alle Rückübernahmeabkommen auf zwischenstaatlicher Ebene ausgehandelt, sozusagen 27-mal. Das führt dazu, dass Herkunftsländer

sich weigern, ihre eigenen Staatsbürger:innen zurückzunehmen. Die EU als Ganzes hätte da weitaus mehr Verhandlungsmacht.

Für die abgeschobenen Personen selbst ist es viel humaner, wenn sie nach wenigen Wochen zurückgeschickt werden und nicht erst nach langen Jahren des Wartens und Bangens in Asylheimen. Darüber hinaus hätte die rasche Rückführung von Gruppen, die wenig Aussicht auf Asyl haben, Signalwirkung gegen irreguläre Migration. Potenzielle Migrant:innen würden es sich überlegen, ob sie viel Geld in eine Reise investieren wollen, die nach wenigen Wochen wieder im Heimatland enden kann. Ganz nebenbei würde auch das Businessmodell der Schlepper bedeutend geschwächt.

### Migrationsursachen, nicht Migrant:innen bekämpfen

Um dem fremden- und asylfeindlichen Diskurs in der europäischen Öffentlichkeit entgegenzutreten, stellen viele Menschenrechtsaktivist:innen und Flüchtlingshelfer:innen die Migration als etwas grundlegend Positives dar.

Das ist zu undifferenziert und löst die Probleme nicht. Migration ist zweifellos so alt wie die Menschheit selbst. Kulturen wurden durch Migration bereichert, Wissen wurde in die Welt getragen. Wir alle sind Nachkommen von Migrant:innen.

Es stellt sich jedoch die Frage der Migrationsursachen. Wer in Europa von Migration spricht, meint die Immigration nach Europa. Europa braucht ein gewisses Maß an Zuwanderung, aber sie sollte in geregelten Bahnen verlaufen. Das liegt vor allem im Interesse der migrierenden Personen, denn Menschen mit prekärem Aufenthaltsstatus werden leicht zu Opfern von Ausbeutung – durch Schlepper ebenso wie durch die Schattenwirtschaft.

Tatsächlich sollte Migrationsmanagement bei der Emigration ansetzen. Massenauswanderung aus einem Land ist immer ein Alarmzeichen, egal ob die Menschen aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen gezwungen sind, wegzugehen. Wo die Lebensumstände gut und sicher sind, gibt es keinen umfangreichen Bevölkerungsabgang, keinen Brain-Drain und keine unversorgten Kinder bzw. Alten, deren Lebensstandard von den Geldüberweisungen der Auswander:innen abhängt.

Wenn Europa die Immigration in geregelte Bahnen lenken will, muss es verstärkt auf wirtschaftliche Zusammenarbeit und das Schaffen von Arbeitsplätzen in den Herkunftsländern der irregulären Arbeitsmigrant:innen setzen.

Dort, wo Krieg und Menschenrechtsverletzungen die Menschen zu Flüchtlingen machen, sollte Europa diplomatisch einwirken und Friedensinitiativen setzen. Beides ist freilich viel komplizierter, als Stacheldrahtzäune und Mauern zu errichten, doch es wäre ungleich wirksamer.



Soshana Afroyim, Prisoner (1991)

# Kapitel 4

---

## Schwierige Rückkehr

**Caroline Wohlgemuth** ist Kunsthistorikerin. Im Rahmen ihres Studiums befasste sie sich wissenschaftlich mit der Geschichte des Wiener Möbeldesigns und der Vertreibung jüdischer Architekt:innen und Möbeldesigner:innen aus Wien im Jahr 1938. 2022 erschien ihr Buch „Mid-Century Modern – Visionäres Möbeldesign aus Wien“.



**Barbara Serloth** ist Politikwissenschaftlerin und arbeitet als Senior Parliamentary Advisor für den Österreichischen Nationalrat. Für ihr 2019 erschienenes Buch „Nach der Shoah – Politik und Antisemitismus in Österreich nach 1945“ hat sie Parlamentsprotokolle ausgewertet und analysiert.



**Shoshana Duizend-Jensen** war als Historikerin im Wiener Stadt- und Landesarchiv tätig. Den Schwerpunkt ihrer Arbeit bildet das Erschließen zeithistorischer Archivbestände, welche die Geschichte der Juden in Wien abbilden.



# Wohin und zurück: Wien 1946

*Erinnerungen an Exil, Rückkehr, Nachkriegsschweigen und eine einzigartige Geschwisterliebe*

Caroline Wohlgemuth



Timothy Smolka, heute 84-jährig, in seiner Wohnung in der Wiener Innenstadt mit einem Bild aus seiner Kindheit in New York (1942)

**T**imothy Smolka kehrte 1946 gemeinsam mit seiner Familie aus London zurück nach Wien. Er war damals sieben Jahre alt. 1938 im Exil geboren, erlebte er gemeinsam mit seinem um zweieinhalb Jahre älteren Bruder Tommy eine abenteuerliche frühe Kindheit, die an ein Wunder grenzt. Der heute 84-Jährige, von seiner Familie und seinen Freunden liebevoll „Timmy“ genannt, erinnert sich und erzählt mit einem lachenden und einem weinenden Auge über seine Kindheit in London und New York, seine Jugendjahre in Wien nach der Shoah und über das Nachkriegsschweigen.

## **Die Eltern verlassen 1933 ihre Heimatstadt Wien**

Genau sieben Monate nach dem „Anschluss“, am 12. Oktober 1938, kam Timothy Smolka in London zur Welt. Bereits zweieinhalb Jahre zuvor, im Februar 1936, wurde dort auch bereits sein älterer Bruder Thomas geboren. Timmys und Tommys Eltern kamen beide aus Wien. Die Gefahr kommen sehend, beschlossen Timothys Eltern im Frühling 1933, ihrer Geburtsstadt den Rücken zu kehren, und damit der weitverzweigten Großfamilie mit den vielen Tanten, Onkeln und Cousins, dem gesamten Freundeskreis und ihrem Zuhause.

Olga, Otto, Anton, Max, Franz, Bohumil, Albert und Karl waren alle als Kinder einer großen jüdischen Familie in Caslav in Böhmen aufgewachsen. Einer von ihnen, Albert, war Timothy Smolkas Großvater, der noch vor dem Ersten Weltkrieg nach Wien übersiedelte, so wie viele seiner Geschwister.

Albert Smolka heiratete 1910 Vilma Wottitz, deren Familie aus Lemberg kam. Timothys Vater, Peter Smolka, wurde am 17. September 1912 als tschechischer Staatsbürger in Wien geboren und nahm erst viele Jahre später, 1928, die österreichische Staatsbürgerschaft an. Nach einigen Semestern Jus ging der junge Mann, der immer schon Journalist werden wollte, nach London, um an der London School of Economics zu studieren und als Korrespondent einer Wiener Zeitung zu arbeiten. Timothys

Eltern, Peter und Lotty Smolka, heirateten im April 1933 im Wiener Rathaus, damals waren beide gerade einmal zwanzig Jahre alt. Das Judentum spielte für das junge Ehepaar keine Rolle, Peter Smolka trat aus der Kultusgemeinde in Wien aus.

„Meine Eltern haben die Gefahr rechtzeitig erkannt und sind bereits im Mai 1933 von Wien nach London emigriert, nachdem Hitler in Deutschland an die Macht gekommen war. Mein Vater wurde dann Korrespondent bei der *Neuen Freien Presse* in London. Im Jahr 1938 wurden meine Eltern englische Staatsbürger. Dadurch konnten sie auch ihre Eltern und Geschwister nach London holen“, erzählt Timothy Smolka.

Am Tag vor dem „Anschluss“ am 11. März 1938 rief Peter Smolka besorgt seinen Vater Albert in Wien an, um ihn zu warnen: „Es wird zu gefährlich! Lasst alles liegen und stehen, setzt euch in die Pressburger Elektrische, ich hole euch in Bratislava ab, und ihr kommt nach London.“ Timothys Großvater reagierte wie so viele Menschen zu dieser Zeit mit den Worten: „So ein Unsinn, was soll uns bloß geschehen?“ Albert Smolka befolgte den Rat seines Sohnes nicht sofort. Doch im Herbst 1938 flohen die Großeltern vor den Nazis aus Wien und kamen nach London. Viele der übrigen Verwandten in Wien, die vielen Geschwister der Großeltern, Cousins und Cousins, Tanten und Onkeln, flohen rechtzeitig aus Wien nach England, in die USA, nach Brasilien und Palästina.

### Als Baby nach New York zu Random House

Die Familie lebte kurze Zeit vereint mit den Großeltern im selben Haus in London. Zu dieser Zeit kam auch Timmy zur Welt, im Oktober 1938, kurz nach der Flucht der Großeltern aus Wien. Nachdem die Situation in England 1940 während des Krieges für die Kinder zu gefährlich wurde, beschloss der Vater, die beiden Buben nach New York zu einer Pflegefamilie zu schicken. Timmy war damals zwanzig Monate alt, sein älterer Bruder vier Jahre. Zu zweit, mitten in den Kriegswirren, traten die beiden mit einem Schiff von London nach New York eine Reise ins Ungewisse an.

„Erinnern kann ich mich an die Überfahrt nicht, auch nicht an die Ankunft im New Yorker Hafen. Ich war ja doch noch sehr klein. Tommy, der um zweieinhalb Jahre älter war als ich, hat sehr gut auf mich aufgepasst und mir später immer wieder davon erzählt.“ Laut den Erzählungen des älteren Bruders war die Ankunft in New York mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Die Pflegeeltern, auch eine jüdische Familie, wollten damals nur ein Kind aufnehmen. „Aber Tommy hat darauf bestanden, dass wir zusammenbleiben. Irgendwie konnte er die Pflegemutter überreden, uns beide gemeinsam aufzunehmen. Und so war es dann auch. Wir blieben zusammen.“

Die Pflegeeltern Robert, Gründer und Eigentümer des Verlags Random House, und Merle Haas hatten

selbst drei Kinder, die jedoch wesentlich älter waren als die beiden Brüder. Die Haas kümmerten sich liebevoll um die zwei kleinen Buben aus Europa. Merle war Schriftstellerin und übersetzte französische Kinderbücher ins Englische, etwa die Geschichten vom Elefantenkönig Barbar und seiner geliebten Frau Celeste. Familie Haas war sehr wohlhabend, den Buben fehlte es an nichts. „Für mich war es eine sehr schöne Zeit. Ich war ein lustiges und dickes Baby, alle waren lieb zu mir. Meinem Bruder jedoch ging es dort nicht so gut. Er litt unter starkem Heimweh und war sehr unglücklich. Tommy konnte niemals verstehen, warum unsere Eltern uns weggeschickt haben. Er hat die Trennung von unseren

### « Es wird zu gefährlich! Lasst alles liegen und stehen und kommt nach London! »

Eltern sehr schwergenommen.“ Lotty Smolka dürfte dies gespürt haben. Sie bat einen Freund der Familie, der geschäftlich nach New York gefahren war, nach den Kindern zu sehen. Nachdem er den Eltern berichtete: „Euren Kindern geht es wunderbar! Sie haben in New York ein herrliches Leben, ihr solltet sie nicht mehr nach Europa zurückholen, sondern sie für immer hier bei den Pflegeeltern lassen“, machte sie etwas schier Unmögliches möglich: Sie holte mitten im Krieg die Kinder nach England zurück.

Im März 1943 fuhren die beiden Buben mit einem Schiff von New York nach Lissabon. Von dort ging es weiter mit einem Wasserflugzeug nach Schottland und schließlich im Zug nach London zurück zu den Eltern. „Meine Mutter hat diese Rückreise mitten im Krieg organisiert. Wie sie das geschafft hat, ist mir bis heute ein Rätsel.“

Begleitet wurden die mittlerweile vier und sechseinhalb Jahre alten Buben von einer jungen Freundin der



Leben im Exil: als dreijähriger Bub ohne Eltern in New York



**Rückkehr in eine fremde Heimat. Timmy und Tommy mit ihren Großeltern in den Sommerferien 1948**

Familie Smolka, der dreizehnjährigen Eva Altmann. „Eva Altmann war die Tochter unseres Hausarztes Dr. Altmann und die Nichte von Lotte Altmann, der zweiten Ehefrau Stefan Zweigs.“

Im Exil lebten die Smolkas und die Altmanns einige Zeit gemeinsam in einer Londoner Wohnung. Die Altmanns waren 1933 aus Deutschland geflohen. Peter Smolka und Stefan Zweig, der ebenfalls ab 1934 im Londoner Exil lebte, waren befreundet. Timothys Vater war es auch, der Stefan Zweig und Lotte Altmann miteinander bekannt machte und dem berühmten Schriftsteller vorschlug, die junge Frau als Sekretärin zu engagieren. Die beiden verliebten sich ineinander und heirateten 1939 im englischen Exil. Das Ehepaar Zweig

### « Für mich war es eine sehr schöne Zeit. Ich war ein lustiges und dickes Baby »

reiste nach New York und kümmerte sich dort weiterhin um die kleine Eva, um dann weiter über Argentinien und Paraguay nach Brasilien zu emigrieren.

Auch Eva Altmann wurde von ihren Eltern aus England nach New York geschickt, und da sie dort unter entsetzlichem Heimweh litt, gemeinsam mit Timmy und Tommy wieder zurückgeholt. Unversehrt kamen die drei Kinder nach einer langen Reise am 12. April 1943 in London an.

„Es war schön, dass wir nach diesen Jahren der Trennung endlich alle wieder zusammen waren. An dieses Gefühl erinnere ich mich noch sehr gut. An das Gefühl,

wieder bei meinen Eltern zu sein. Wir lebten zuerst in London, während des Bombenkrieges am Land und danach wieder in der Stadt.“

### Die Rückkehr der Familie in ein anderes Wien

Timothy Smolkas Rückkehr endete nicht in London. Sein Vater beschloss nach Kriegsende, wieder zurück in seine Geburtsstadt zu gehen. „Mein Vater kam als englischer Besatzungsoffizier bereits im August 1945 nach Wien“, erinnerte sich Timmy. Im April 1946 übersiedelte die gesamte Familie, Peter und Lotty, Timmy und Tommy, nach Wien. Für Timmy war es ein Neubeginn in einer für ihn vollkommen unbekanntem Stadt. Er war damals sieben Jahre alt und ein Volksschulkind, das nur Englisch sprach. „Mein Vater war ein unverbesserlicher Optimist. Trotz allem, was geschehen war, wollte er zurück nach Wien, um dabei zu sein, um seine Heimat wieder demokratisch aufzubauen.“

So kehrte die Familie zurück in die Stadt des Nachkriegsschweigens. Sie lebten zunächst in Lainz und zogen in das Haus der mütterlichen Großeltern, das 1938 „arisiert“ worden war.

„Wir kamen am 29. April 1946 nach Wien, und am 2. Mai musste wir schon in die Schule gehen.“ Timmy wurde in die zweite Volksschulklasse in der Steinlechnergasse in Lainz eingestuft. „Ich musste in die Mädchenklasse gehen, da die Lehrerin der Mädchenklasse zumindest einige Worte Englisch sprach. Ich war der einzige Bub unter 22 Mädchen, verstanden hat mich niemand.“

Die Schule organisierte für Timmy und seinen älteren Bruder eine Nachhilfelehrerin, die an einigen Nachmittagen der Woche die Buben zu Hause unterrichtete, um ihnen Deutsch beizubringen. „Das war das Fräulein Rupp. Sie hatte damals ein Berufsverbot und durfte nicht als Lehrerin in der Schule arbeiten, da sie während des Krieges Mitglied der NSDAP war. Aber darum kümmerte sich niemand. Die Schule organisierte das damals für uns. Sie war ganz nett. Eine Opportunistin, wie so viele Menschen in Wien.“

Die Buben, die in England mit ihren Eltern im Exil ausschließlich Englisch gesprochen hatten, lernten innerhalb kürzester Zeit Deutsch. Noch im Herbst desselben Jahres kam der ältere Bruder in das Gymnasium in der Fichtnergasse in Hietzing.

Der Alltag in Lainz war friedlich. Die Eltern unternahmen alles, um den Buben im zerstörten und ausgebombten Wien eine möglichst unbeschwerte Kindheit zu ermöglichen. Auch die Großeltern kamen 1953 aus London wieder zurück nach Wien. Sie lebten in einer Pension. „Sie kamen nur für uns, um bei uns zu sein. Mit der Stadt Wien und den Menschen hier wollten sie nichts mehr zu tun haben.“ Sie bezogen auch keine eigene Wohnung mehr, sondern lebten in den darauffolgenden Jahren in verschiedenen Pensionen in Wien, im achten Bezirk und schließlich in Baden. Sie blieben

Fremde in ihrer Geburtsstadt, immer bereit, wieder zu gehen. Beide starben in den 1960er-Jahren in Wien. „Ich hatte eine glückliche Kindheit, mit meinem Bruder, den Eltern und den Großeltern. In Lainz war es ruhig und schön, und wir hatten immer genug zu essen.“

Dass er in eine vom Krieg zerrüttete Gesellschaft zurückgekehrt war, wurde Timmy nur an wenigen Tagen bewusst – wenn er mit der Großmutter von Lainz nach Wien in die Innenstadt fuhr und die ausgebombten Häuser sowie die devastierte Oper und die leeren Augen der Menschen auf der Straße sah.

### **Timmys Schulzeit verlief ohne Freunde**

Die Buben besuchten die Volksschule in Lainz, später das Gymnasium in der Fichtnergasse in Hietzing und in der Oberstufe die Stubenbastei in der Wiener Innenstadt. „Ich hatte in der Volksschule, später im Gymnasium in Hietzing oder an der Stubenbastei nie das Gefühl, dazuzugehören. Mein Bruder und ich waren die einzigen jüdischen Kinder in der Klasse. Ich war allein.“

Enge Freundschaften in der Schule gab es kaum. „Verstanden habe ich das erst viel später, da war ich bereits erwachsen. Während der Jahre in London war mir gar nicht bewusst, dass wir Juden waren. Religion war bei uns zuhause überhaupt kein Thema. Eigentlich habe ich erst über die Ausgrenzung in der Schulzeit in Wien verstanden, dass ich Jude war. Einmal sagte die Großmutter eines Schulfreundes zu mir auf der Straße: ‚Geh ham, du Jud!‘ Die Kinder waren genauso wie die unverbesserlichen Eltern und Großeltern. Sie haben es einfach nachgeplappert.“

Da war immer dieses Gefühl da, nicht dazuzugehören. Ausgegrenzt zu sein. Auch die Lehrer vermittelten mir dieses Gefühl, dass ich anders sei. Später an der Stubenbastei habe ich es darauf zurückgeführt, dass ich in Mauer lebte und nicht wie die meisten anderen Mitschüler in der Wiener Innenstadt. Erst bei einem Maturatreffen nach 25 Jahren habe ich verstanden, dass ich in der Klasse mit den Kindern von vielen Nazis war.“

Kontakt zur jüdischen Gemeinde in Wien hatte die Familie Smolka nach ihrer Rückkehr keine. Die ehemals blühende jüdische Gemeinde Wiens mit über 200.000 Mitgliedern war bis auf ganz wenige Überlebende der Shoah vollkommen ausgelöscht. „Rund hundert Jüdinnen und Juden haben in Wien überlebt, als U-Boot irgendwo versteckt. Nur ganz wenige Juden lebten damals noch in Wien.“

### **Das große Schweigen in Österreich nach dem Krieg**

Die Rückkehrer:innen waren nach 1945 in Wien nicht willkommen. Das offizielle Österreich unternahm nichts, um die Verfolgten wieder zurückzuholen. Bis auf ganz wenige Ausnahmen kamen die vertriebenen jüdischen Familien nicht wieder in ihre Heimatstadt zurück. Familien wie die Smolkas waren unbequem, irgendwie

ungemütlich. So kurz nach dem Krieg wollte man in Österreich das Geschehen lieber ganz schnell vergessen. Man wollte nicht mehr darüber sprechen, sondern endlich nach vorn schauen und einfach weitermachen. Zu groß war es, „das schlechte Gewissen einer gesamten Nation“, erinnerte sich der Wiener Schriftsteller und Theaterdirektor Ernst Lothar in seinem Buch „Das Wunder des Überlebens“. Man wollte bloß nicht mehr an diese Jahre des Schreckens erinnert werden, sondern lieber unter sich bleiben.

In diesem Nachkriegsschweigen wuchs Timmy auf. In der siebten Klasse im Gymnasium an der Stubenbastei wurde im Biologieunterricht über Rassismus in den USA gesprochen. Der etwas ältere Biologieprofessor meinte diesbezüglich nur, dass so etwas in Österreich niemals möglich wäre. Der damals 17-jährige Timmy gab zu bedenken, dass vor nicht wenigen Jahren Menschen in Konzentrationslager deportiert und umgebracht wurden. „Sei nicht so lächerlich“, erwiderte der Biologieprofessor damals. „Du leidest unter Verfolgungswahn. So etwas gab es bei uns nie!“

„Es war ein Verschweigen, ein Wegblenden, ein Wegschauen. Es war die Einstellung von ganz vielen Menschen damals in Österreich, den jüngeren wie den älteren. Sie wollten mit der Geschichte nichts mehr zu tun haben. Das Bewusstsein, dass da etwas Schreckliches passiert ist, war einfach nicht da!“, erinnert sich Timmy an seine Schulzeit.

Doch nicht nur in Wien, sondern auch in den Familien der Vertriebenen und Ermordeten wurde geschwiegen. Der hebräische Schriftsteller Aharon Appelfeld schreibt in seinem Buch „Geschichte eines Lebens“:



**Vereint: Timmy mit seiner Mutter Lotte Smolka in Wien (1955)**

„Menschen meines Alters haben ihren Kindern nur sehr wenig von ihrem früheren Zuhause erzählt und davon, was ihnen im Krieg widerfahren ist. Ihre Lebensgeschichte lag in ihnen verborgen, doch sie verheilt nicht. Sie wussten nicht, wie sie zu dem Dunkel ihres Lebens ein Tor öffnen sollten, und so entstand die Mauer zwischen ihnen und ihren Nachkommen.“

Timmy Smolkas Familie war anders. „Meine Eltern haben sehr viel mit uns geredet. Auch über die Shoah. In manchen Familien konnte nicht darüber gesprochen werden – bei uns schon. Wir haben alles besprochen. Meine Mutter hat uns vieles erklärt. Sie war eine Kämpferin, die sich immer für uns eingesetzt hat und uns beigebracht hat, den Mund aufzumachen und uns auch für andere Menschen einzusetzen.“

Das Wunder des Überlebens durften nicht alle aus der Großfamilie des lebensbejahenden und fröhlichen Buben erfahren. Viele der Tanten und Onkel, Geschwister der Großeltern und deren Kinder und Enkel, die nicht rechtzeitig nach Palästina, England, in die USA oder Brasilien geflohen sind, wurden in Auschwitz ermordet. Nur ganz wenige der großen Familie kamen nach der Shoah wieder zurück nach Wien.

### Eine ganz besondere Liebe zwischen Brüdern

Die Brüder haben das gemeinsam Erlebte ganz unterschiedlich aufgefasst. „Mein älterer Bruder hat sein Leben lang nie verstanden, warum uns die Eltern während des Krieges allein nach New York geschickt haben. Das hat er ihnen nie verziehen. Auch nach dem Krieg nicht. Ich verstehe es. Ich glaube, ich würde es nie machen, die Kinder wegschicken. Aber es gab damals viele Kindertransporte von Wien nach England und in die USA. Viele der Kinder haben so überlebt. Auch mein Onkel Michael, der mit einem Kindertransport von Wien nach London

fahren musste. Viele der Eltern, die zurückgeblieben sind, wurden ermordet.“ In den 1960er-Jahren reiste die Pflegemutter, Merle Haas, nach Wien, um die Buben zu besuchen. „Sie hat mich sehr geliebt!“

Das Verhältnis zu seinem älteren Bruder war gut, wenn auch nicht immer einfach. „Ich glaube, er war immer ein bisschen eifersüchtig auf mich. Er dachte, dass ich es leichter hatte als er. Aber wir haben immer zusammengehalten, auch wenn es dazwischen Streit gab. Einmal hat er mich auf dem Schulweg geschlagen. Ein fremder Mann auf der Straße hat daraufhin mit ihm geschimpft. Doch ich sagte ganz überzeugt: ‚Lassen Sie ihn bitte in Ruhe. Er darf das. Er ist schließlich mein älterer Bruder.‘ Jahre später, im Februar 1989, spendete ihm Timmy eine Niere und schenkte seinem Bruder damit fünfzehn weitere Lebensjahre.“

### Antisemitismus während des Studiums – und danach

Nicht nur die Smolkas, sondern auch Tausende Nazis kehrten nach dem Krieg zurück zum Alltag, zum normalen Leben, zur gewohnten Tagesordnung. Sie waren überall, als Lehrer:innen an Schulen, als Ärzt:innen in Spitälern, als Angestellte in großen Unternehmen und als Professoren an der Universität.

An der rechtswissenschaftlichen Universität in Wien verloren unmittelbar nach dem „Anschluss“ mehr als die Hälfte der Professoren und Dozenten ihre Lehrbefugnis, da sie Juden waren. An der medizinischen Fakultät waren es fast siebzig Prozent – und mit ihnen unzählige Studierende, die das Universitätsgebäude von einem auf den anderen Tag nicht mehr betreten durften. Beide Institutionen unternahmen nach dem Krieg nichts, um die Vertriebenen wieder zurückzuholen.

Timmy hatte bereits als Kind den Traum, Arzt zu werden. Von 1956 bis 1967 studierte er Medizin



Zusammenhalt und Freundschaften der Kinder im Exil (1942)



Im Gespräch mit seiner Großnichte Caroline Wohlgenuth

in Wien. Auch hier war er einer von ganz wenigen jüdischen Studierenden. „An der Medizinischen Fakultät gab es einige Professoren, die in Deutschland nicht unterrichten durften, da sie Nazis waren und ein Berufsverbot hatten, aber bei uns in Österreich mit offenen Armen empfangen wurden. Einer meiner Professoren war Leopold Breitenecker, ein Nationalsozialist und berühmter Gerichtsmediziner. Er erklärte, dass das Vergasen die humanste Art des Tötens war. Bei ihm hatte ich meine letzte Prüfung in Gerichtsmedizin.“ Der Antisemitismus war auf der Universität zu spüren. „Eher in verdeckten Kommentaren, geschmacklosen und dummen Witzen und zynischen Bemerkungen hinter meinem Rücken. Auch von Professoren, bei mündlichen Prüfungen an der Uni.“

Wann sich die Situation in Wien oder der Umgang mit der eigenen Geschichte verändert hat, ist für Timothy Smolka schwierig zu sagen. „Das hat sich eingeschlichen – nach der Waldheim-Affäre und nach Franz Vranitzkys Rede vor dem Nationalrat 1991. Es war nie ein großer Umbruch, eher viele kleine Schritte.“

### **Franziska Fischer, die große Liebe in Wien**

Im Jahr 1952 lernte Timmy bei einer Einladung von Freunden der Familie Franziska Fischer kennen und damit seine große Liebe. Sie war damals zwölf und er vierzehn Jahre. Franziskas Familie war kurz davor von Graz nach Wien übersiedelt, sie hatte die Shoah in Prag, Moskau und London überlebt.

Später verliebten sich die beiden ineinander und heirateten 1963, an Franziskas 23. Geburtstag, in Wien. Timmy studierte damals noch Medizin, Franziska Rechtswissenschaften am Juridicum in Wien. 1968 kam ihre Tochter Eva auf die Welt, zwei Jahre später ihr Sohn Stefan.

Als Eva etwa zehn Jahre alt war, beschloss die junge Familie, wieder der Kultusgemeinde beizutreten. „Wir wollten nicht den gleichen Fehler machen, den meine Eltern vor vielen Jahren begangen hatten. Juden waren wir in Wien nach dem Krieg nur für die Antisemiten. Wir selbst waren ja nie Teil der jüdischen Gemeinde gewesen, da mein Vater bereits vor dem Krieg ausgetreten war. So traten wir alle der Kultusgemeinde bei, auch meine Mutter.“

Timothy Smolka wurde nicht nur ein aktives Mitglied der jüdischen Gemeinde, sondern auch ein anerkannter Kinderarzt und damit ein Mensch, der sich Zeit seines Lebens für das Wohl anderer Menschen einsetzte. Rund dreißig Jahre lang arbeitete er im Hanusch-Krankenhaus und leitete dort die Kinderambulanz.

Gemeinsam mit seiner Tochter Eva gründete er 1989 den Wiener Jüdischen Chor, der heute auf der ganzen Welt, von New York über London bis Tel Aviv, auftritt. „Wir haben immer alle gern gesungen. Musik heilt die Seele.“

Nach dem Tod des Vaters im Jahr 1980 übersiedelte sein Bruder Tommy mit seiner Familie in die USA. „Er wollte nicht mehr in Wien leben. Er hat sich hier nie



**Das Ehepaar Franziska und Timmy Smolka**

wirklich wohlgefühlt“, erinnert sich der jüngere Bruder. Tommys Kinder und Enkelkinder leben heute in Florida und Israel.

Seine Pflegemutter, Merle Haas, hat Timmy kurz vor ihrem Tod noch einmal in New York besucht. „Sie wollte mich noch einmal sehen. Wir sind zu ihr geflogen, sie war damals über neunzig Jahre alt. Gleich darauf ist sie gestorben.“ Timmy hat auch in Tel Aviv eine Wohnung und

### **« Wir waren die einzigen jüdischen Kinder in der Schule. Freunde hatte ich keine. Ich war allein »**

fliegt mit seiner Familie mehrmals im Jahr nach Israel. Eva Altmann, Stefan Zweigs angeheiratete Nichte, lebt bis heute in London. Sie ist 93 Jahre alt und verwaltet den Nachlass des weltberühmten Schriftstellers aus Wien. Zwischen den beiden Familien besteht immer noch eine enge Freundschaft. Man besucht sich gegenseitig, in London oder in Wien.

„Ich bin zufrieden!“, sagt der heute 84-jährige Timothy Smolka. Er wirkt fröhlich und gesund, seine Augen haben etwas Heiteres, Spitzbübisches. Seit 59 Jahren ist er mit Franziska verheiratet. Die beiden leben in einer lichtdurchfluteten typischen Wiener Altbauwohnung in unmittelbarer Nähe des Stadttempels. Gemeinsam gehen sie seit vielen Jahren durch die Wiener Innenstadt, Hand in Hand. Geschichten wie die von Timothy Smolka geben Hoffnung und Zuversicht. Dass es am Ende doch gewinnt, das Leben.



Überlebende bei der Rückkehr vom KZ Mauthausen

# „We welcome back all Austrians, but not as Jews“

*Wie die Zweite Republik Jüdinnen und Juden die Heimkehr erschwerte*

Barbara Serloth

Nach der Kapitulation des NS-Regimes konstituierte sich die Zweite Republik als Gegenthese zum Nationalsozialismus. Es ist ein schönes Narrativ, das allerdings auf einigen grundsätzlichen Ausblendungen und Geschichtsumschreibungen basierte und vor allem jene Gruppe, die mit dem höchsten Leidens- und Vernichtungsdruck konfrontiert war, so gut es ging ausklammerte – die jüdischen Österreicher:innen. Ein besonderes Problem für die politische Elite stellten die Geflüchteten mit Rückkehrambitionen dar. Heimweh ist zumeist keine politische Kategorie, und im Nachkriegsösterreich war das

Heimweh geflohener jüdischer Österreicher:innen alles andere als willkommen.

## **Am Heimweh zugrunde gegangen – Stefan Zweig**

Einer, der davonkam, aber die Heimatlosigkeit nicht ertrug, war Stefan Zweig. Er nahm sich 1942 im brasilianischen Exil das Leben. In seinem Abschiedsbrief schrieb er als Erklärung, dass die Welt seiner eigenen Sprache mit ihm untergegangen und er nach den „langen Jahren heimatlosen Wanderns“ erschöpft sei. Die Freiwilligkeit seines Selbstmordes ist grundsätzlich in Frage zu stellen, denn Verzweiflung ist niemals ein beglaubigter Nährboden für

Freiwilligkeit. Jean Améry, ein anderer Österreicher, dem ebenfalls, allein aufgrund seines Judentums, die pure Existenzberechtigung abgesprochen wurde, hätte Zweig wohl gescholten. Nicht wegen seines Selbstmordes. Auch Améry nahm sich selbst aus dem Leben. Vielmehr hätten ihn die Rahmenbedingungen gestört. Améry, der von den NS-Schergen doch noch eingefangene Flüchtling, der Widerstandskämpfer, der KZ-Überlebende, forderte die Selbstbestimmung ein. Beinahe trotzig forderte er: „Mein Tod soll meine Sache sein.“<sup>41</sup>

Dies war er sicherlich auch für Zweig, allerdings war der Freitod ein von den Realitäten, die durch den NS-Vernichtungsantisemitismus kreiert wurden, in die Verzweiflung getriebener freier Wille. Als verkommener Nebenast der Selbstmorde der Hinausgetretenen muss die Tatsache gesehen werden, dass sie politisch und sozial dem Ansinnen nicht nur der Nationalsozialisten, sondern der nutznießenden Bevölkerung entgegenkamen.

Stefan Zweig floh vor dem NS-Vernichtungsantisemitismus. Seine Flucht beinhaltete viel an fiktiver Freiwilligkeit – auch dies konnten die Nationalsozialisten für ihre Propaganda nutzen. Weitblickend emigrierte Zweig bereits im Jahre 1934 aus dem österreichischen Faschismus und dessen „verstecktem Antisemitismus“ (Bruce F. Pauley) nach London. Die Frage, wie viel freier Wille in der Freiwilligkeit steckte, kann mit dem Hintergrundwissen über die antisemitische Verdrängungspolitik von Jüdinnen und Juden in Kultur und Wirtschaft als nicht gegeben angesehen werden. Es ist eine zynische Begleiterscheinung, dass das Verbot aller politischen Parteien außer jener der Vaterländischen Front die Verdrängung der Jüdinnen und Juden aus der Politik beinahe erübrigte. Stefan Zweig war einer jener Zwangsemigranten, die nicht nur wachsam genug, sondern auch glücklich genug waren, zu flüchten und flüchten zu können. Er war aber auch einer jener, die an Heimweh, wie dies sein Biograf George Prochnik bezeichnete, zugrunde gingen.

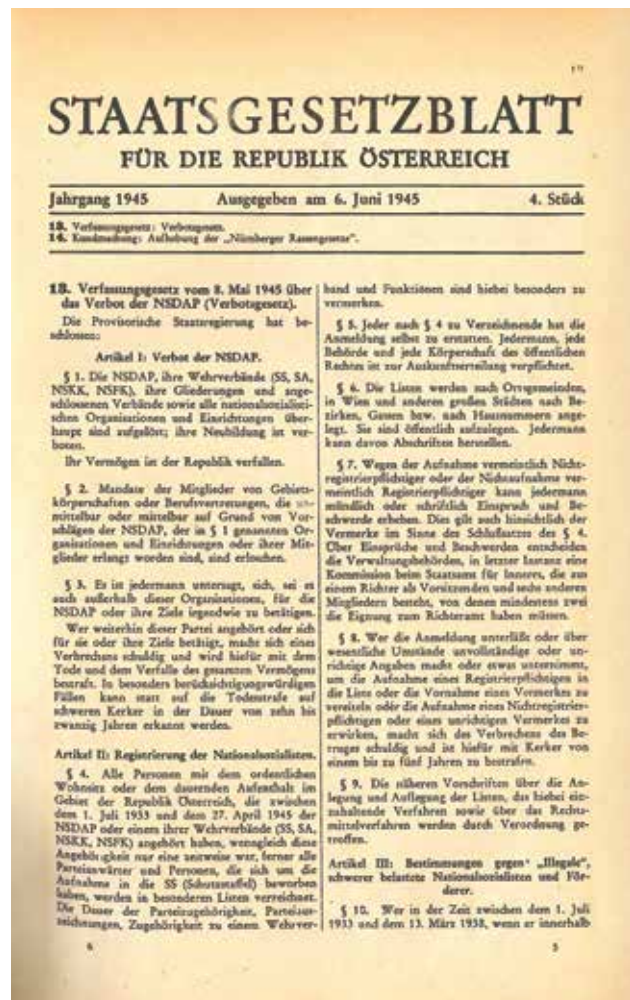
### Die Problematik des Begriffs: „freiwillig geflüchtet“

Nicht zu vergessen ist: Die Erörterung der Freiwilligkeit der Flucht, die ein politisches Oxymoron ist, hatte im Nachkriegsösterreich im politischen Diskurs erhebliches Gewicht. Die Flucht der vom Vernichtungsantisemitismus bedrohten, ihrer Existenz und sämtlicher Habe beraubten jüdischen Österreicher:innen wurde zu einem Wellnessaufenthalt während der Zeit der höchsten Not der Österreicher umerzählt. Hubert Gorbach (ÖVP), Austrofaschist, KZ-Häftling, Minister, Bundeskanzler und VP-Verbindungsmann zu den Illegalen, bezichtigte die Flüchtlinge und Zwangsemigrant:innen schlicht, dass sie sich davongeschlichen hätten. „Kaum, dass die Wogen des Ozeans sich kräuseln, nahmen sie Zuflucht in das rettende Ausland. Vom sicheren Hafen, vom sicheren Ufer aus riefen sie dem auf den Wellen treibenden österreichischen Schiffelein und den bereits schiffbrüchig

gewordenen Matrosen zu, was sie schlecht gemacht hätten und wie sie hätten schwimmen sollen, um die Situation letzten Endes noch zu retten.“<sup>42</sup>

Die Kodierung ergibt sich aus den Narrativen der jüdischen Österreicher:innen als vaterlandslose Gesell:innen, die sich nur um ihr Wohlbefinden kümmerten und jenem der bodenständigen, echten Österreicher:innen, die den Härten des Krieges ausgesetzt waren. Mit der Gleichsetzung der Flucht als Komfortzone wurde gleichzeitig allen, die sich retten konnten, jedwede Diskursteilnahme an der österreichischen Beteiligung am Nationalsozialismus und der Shoah abgesprochen. Politisch verknüpft war damit auch der Versuch, die Restitutionsforderungen von jüdischer Seite mehr oder weniger zu unterbinden.

Fraglos ist: Die Anerkennung der hochgradigen Bedrohung der jüdischen Österreicher:innen in Österreich hätte nicht nur den Opfermythos, sondern auch das politische Konzept der Harmonisierung des Leidendrucks gefährdet. Die Betonung der Freiwilligkeit der Flucht und deren Verharmlosung zur Emigration inkludierte hingegen die Ausklammerung und neuerliche Exklusion der jüdischen Österreicher:innen aus der österreichischen



dieser Zeit das 18. Lebensjahr erreicht hat, jenseit der NSDAP oder einer ihrer Wehrverbände (SS, SA, NSKK, NSFK) angehört hat („Illegaler“), hat sich des Verbrechens des Hochverrats im Sinne des § 58 Österreichischer Strafgesetzbuch schuldig gemacht und in wegen dieses Verbrechens mit schwerem Kerker in der Dauer von fünf bis zehn Jahren zu bestrafen.

Die Verfolgung wegen dieses Verbrechens findet jedenfalls statt, wenn sie die Politische Staatsregierung im Falle der Oberhandnahme hochverratlicher Umtriebe allgemein anordnet.

Die Verfolgung hat ferner stattzufinden, wenn sich der Täter steuerlich für die NSDAP, eine ihrer Gliederungen oder eines ihrer Verbände irgendwie betätigt, sich eines Verbrechens, eines Vergehens oder einer Übertretung gegen die öffentliche Ruhe und Ordnung oder einer auf Gewinnsucht beruhenden Übertretung schuldig gemacht oder sonst eine auf vorverfallenen Beweggründen beruhende Handlung begangen hat.

§ 11. Ist jedoch ein „Illegaler“ als politischer Leiter vom Organisationsleiter und Gleichgestellten aufwärts oder in einem der Wehrverbände als Führer von Untereinheiten und Gleichgestellten erwiesen tätig gewesen oder ist er Blutsverwandter oder Träger einer sonstigen Parteinähe gewesen oder hat ein „Illegaler“ in Verbindung mit seiner Betätigung für die NSDAP oder einen ihrer Wehrverbände Handlungen aus besonders verwerflicher Geistesregung, besonders schimpfliche Handlungen oder Handlungen, die den Gesetzen der Menschlichkeit öffentlich widersprechen, begangen, so wird er mit schwerem Kerker von zehn bis zwanzig Jahren und dem Verfall des gesamten Vermögens bestraft, wenn die Tat nicht nach einer anderen Bestimmung strenger strafbar ist.

§ 12. In gleicher Weise ist strafbar, wer in der Zeit zwischen dem 1. Juli 1933 und dem 13. März 1938 durch beträchtliche finanzielle Zuwendungen die NSDAP, einen ihrer Wehrverbände (SS, SA, NSKK, NSFK), ihre Gliederungen und angeschlossenen Verbände oder eine nationalsozialistische Organisation oder Einrichtung überhaupt gefördert hat oder sich durch Schließung des österreichischen Wirtschaftskreislaufes für Zwecke einer der angeführten Organisationen des Bundes der selbständigen Staaten Österreich zu unterstützen unternommen hat.

§ 13. Anwesenheitsbestimmungen und Gnadenerlasse stehen der Verurteilung wegen eines nach diesem Artikel strafbaren Verhältnisses nicht entgegen.

§ 14. Beamte, Angestellte, Bedienstete und Arbeiter des Staates, der Länder (Stadt Wien), der Gemeinden, öffentlich-rechtlicher Körperschaften, Stiftungen, Fonds und Anstalten, oder deren Be-

triebene und Untersuchungen, die unter § 10 fallen, sind erlassen. Sind sie bereits im Ruhestand, so wird der Ruhebezug eingestellt. Sind sie gestorben, so bezieht für die Hinterbliebenen kein Anspruch auf Versorgungsgegenstände.

§ 15. Die in den §§ 10 bis 12 genannten Personen können auch nicht Mitglieder einer Geschäftsführungs- oder Aufsichtsratsorgans einer juristischen Person (Vorstand, Verwaltungs- oder Aufsichtsrat u. dgl.) sein. Sie können auch im wirtschaftlichen Leben nicht in führender Stellung tätig sein und kein Gewerbe betreiben, die Verlässlichkeit und Unabholbarkeit voraussetzt. Es treffen sie im Übrigen, insofern ihre Tätigkeit nicht verfolgt wird, für die Dauer von fünf Jahren vom Inkrafttreten dieses Gesetzes an die gesetzlichen Wirkungen einer Verurteilung zu einer Strafe von fünf Jahren schweren Kerkers wegen Verbrechens des Hochverrats.

§ 16. Die Verführung der in diesem Gesetz unter Strafe gestellten Handlungen beginnt frühestens mit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes.

Artikel IV: Sonstige Bestimmungen über Nationalsozialisten.

§ 17. Für „Illegale“, die in § 12 genannten Personen und Angehörigen der SS (Schutzstaffel), ferner, wenn sie als Funktionäre tätig gewesen sind, für Parteimitglieder, Mitglieder eines ihrer Wehrverbände (SA, NSKK, NSFK) und Parteiverwirter gelten, nach folgende Bestimmungen:

§ 18. Sie können von der Verwaltungsbehörde erster Instanz unter Polizeiaufsicht gestellt, zu Zwangsarbeitsstätten herangezogen oder in Zwangsarbeitsanstalten angehalten werden.

§ 19. Sie dürfen bis zu einem durch Verordnung zu bestimmenden Zeitpunkt durch rechtsgenössliche Verfügungen ihr bewegliches Vermögen weder veräußern noch belasten. Das gleiche gilt für Veräußerungen oder Belastungen ihres beweglichen Vermögens oder für die Überlassung von Verpflichtungen, sofern diese Verfügungen über den Rahmen der laufenden Verwaltung oder der Fortführung des Haushaltes hinausgehen. Gegen diese Verbote vernehmliche Rechtsgehülfe sind nichtig. Dagegen sind Verfügungen der genannten Art nichtig, die nach dem 31. März 1945 getroffen worden sind.

§ 20. Die Anstellungen der in § 17 genannten Personen beim Staat, bei den Ländern (Stadt Wien), Gemeinden, öffentlich-rechtlichen Körperschaften, Stiftungen, Fonds und Anstalten sowie bei deren Betrieben und Untersuchungen, die zwischen dem 13. März 1938 und dem 27. April 1945 erfolgt sind, sind widerrufen, soweit nicht § 14 Anwendung findet. Das gleiche gilt für Ver-

ordnungen und Beförderungen über das normale Maß hinaus.

§ 21. Die in den §§ 4 und 12 angeführten Personen, die Beamte, Angestellte, Bedienstete und Arbeiter des Staates, der Länder (Stadt Wien), der Gemeinden, öffentlich-rechtlicher Körperschaften, Stiftungen, Fonds und Anstalten oder deren Betriebe und Untersuchungen sind, werden, wenn sie nach ihrer bisherigen Betätigung keine Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für die unabhängige Republik Österreich eintriften werden, binnen sechs Monaten nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes aus dem Dienste entlassen oder mit Kürzung der Ruhebezüge bis auf ein Drittel in den Ruhestand versetzt, insofern nicht in § 14 oder § 20 strengere Bestimmungen getroffen sind. Diese Bestimmungen gelten sinngemäß für Personen, die Ruhe- oder Versorgungsgegenstände beziehen.

§ 22. Gegen die in § 17 genannten Personen können bis zu einem durch Verordnung zu bestimmenden Zeitpunkt insbesondere auch im Gebiet der staatsbürgerlichen Grundrechte sowie des Steuer- und Abgabewesens Sonderbestimmungen erlassen werden. Min-, Pacht- und Dienstverhältnisse mit solchen Personen können unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist aufgelöst werden. An Stelle des anderen Vertragspartei kann die Organisations- oder die Verwaltungsbehörde erster Instanz das Kündigungsrecht ausüben.

§ 23. Beträge welcher Art immer, die aus Mitteln des Staates, der Länder (Stadt Wien), der Gemeinden oder öffentlich-rechtlicher Körperschaften wegen einer Betätigung für die NSDAP oder einer ihrer Wehrverbände (SS, SA, NSKK, NSFK) gewährt worden sind, beispielsweise die Beträge der sogenannten Opfer der Bewegung und ihrer Hinterbliebenen, oder die sogenannten Wiedergutmachungsbeträge, werden sofort eingestrichelt; die erhaltenen Beträge sind von dem Empfänger oder deren Rechtsnachfolgern sofort zu erweisen.

Der Nachlaß von Verhandlungen, insbesondere von Steuer- und Abgabebalden an den Staat, die Länder (Stadt Wien), die Gemeinden, öffentlich-rechtliche Körperschaften und Anstalten, der mit Rücksicht auf eine Tätigkeit für die NSDAP oder einen ihrer Wehrverbände (SS, SA, NSKK, NSFK) oder mit Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu ihnen gewährt werden ist, ist unwirksam. Auch diese Beträge sind sofort zu erweisen.

Artikel V: Volksgerichte.

§ 24. Mit der Aburteilung wegen der nach diesem Gesetze für strafbar erklärten Handlungen und mit der Entscheidung über weitere Fragen, die im Zuge des Strafverfahrens des Ge-

richtens obliegt, werden Volksgerichte betraut. Diese üben ihre Tätigkeit in Versammlungen von zwei Berufsrichtern, von denen einer den Vorsitz führt, und drei Schlichtern mit Beihilfe eines Protokollführers aus. Die Senate der Volksgerichte werden bei den Landesgerichten am Sitz der Oberlandesgerichte gebildet.

Im Übrigen sind die Bestimmungen der Strafprozessordnung mit der Einschränkung anzuwenden, daß die Rechtsmittel des Einspruchs gegen die Anklageschrift, der Berufung und der Nichtzulassungsbeschwerde sowie der Beschwerde gegen Beschlüsse des Volksgerichtes ausgeschlossen sind. Die Strafen sind ohne Aufschub zu vollstrecken.

§ 25. Die Bestimmungen des Strafgesetzes, der Strafprozessordnung und der Strafprozessnovelle 1918 über das außerordentliche Milderungsrecht und über die Verkürzung der Strafe finden im Verfahren nach diesem Gesetze keine Anwendung.

Ist die strafbare Handlung von einem Jugendlichen begangen worden, so darf die Dauer der Strafe nicht unter die Hälfte des gesetzlichen Mindestmaßes und, wenn im Gesetze die Todesstrafe oder lebenslange Freiheitsstrafe angedroht ist, nicht unter sieben Jahre herabgesetzt werden. Die Bestimmungen der §§ 12 und 13 der österreichischen Jugendstrafgesetze oder der an ihre Stelle tretenden und der §§ 1 bis 11 des Artikels I des Gesetzes vom 23. Juli 1920, St. G. Bl. Nr. 373, über die bedingte Verurteilung finden keine Anwendung. In jedem Falle ist auch der Jugendliche vor das Volksgericht zu stellen.

§ 26. Die Bestimmungen der §§ 412 bis 414 des XXIV. Hauptstückes der Strafprozessordnung sind in dem Verfahren wider Abwesende und Flüchtlinge sinngemäß anzuwenden. Das Rechtsmittel des Einspruchs gegen die Anklageschrift ist in diesem Falle ausnahmsweise zulässig. Sollte sich die Angeklagte während der in der Verurteilung festgesetzten Frist nicht, so kann in seiner Abwesenheit die Hauptverhandlung vorgenommen und die Urteil gefällt werden.

Ist die Verurteilung einer bestimmten Person nicht durchführbar oder ihre Verurteilung wegen Verhandens eines Größeren, die eine Bestrafung ausschließen, nicht möglich, so ist, wenn die Tat sich als Verbrechen nach § 3, Abs. (2) § 11 oder § 12 dieses Gesetzes darstellt, auf Antrag des Anklägers vom Volksgericht auf Verfall des gesamten Vermögens des Täters in einem selbständigen Verfahren zu erkennen.

Artikel VI: Ausnahmsbestimmungen.

§ 27. Ausnahmen von der Behandlung nach den Bestimmungen der Artikel II, III und IV sind im Einzelfalle zulässig, wenn der Betreffende seine Zugehörigkeit zur NSDAP oder einem

Wir-Gemeinschaft. Améry umschrieb dies mit den Worten: „Ich war ein Mensch, der nicht mehr ‚wir‘ sagen konnte und darum nur noch gewohnheitsmäßig, aber nicht im Gefühl vollen Selbstbesitzes ‚ich‘ sagte.“<sup>43</sup>

**Jüdische Österreicher:innen: zuhause unerwünscht**  
Konzentrieren wir uns jedoch noch kurz auf die Remigrationspolitik. Dass diese äußerst zurückhaltend ausfiel, ist bekannt, wobei sich die Frage stellt, warum dies so war. Dass die Verweigerung gegenüber jeder Remigration nur aufgrund antisemitischer Stereotype erfolgte, scheint zu kurz gegriffen zu sein. Dies gilt auch bezüglich der Vorurteile gegenüber den Flüchtlingen und Zwangsemigrant:innen an sich oder etwaiger Befürchtungen gegenüber sozialen Konflikten zwischen den (ehemaligen) Nationalsozialist:innen und jüdischen Österreicher:innen, die überlebten und zurückkamen.

Das allein ergibt keine tragfähige Basis für die Erklärung einer derart radikalen und langjährigen Verweigerung gegenüber (ehemaligen) Staatsbürger:innen. Der Bürgerkrieg war schließlich auch Teil der Zeitgeschichte, und man war sich wohl bewusst, dass Restitutionsforderungen nicht gänzlich negiert werden konnten. Nun lässt

sich fragen, in welchem Ausmaß menschliche Haltungen wie Habgier, Egoismus und Gefühllosigkeit eine politische Kategorie darstellen. Auch hier muss festgehalten werden, dass sie durchaus in den politischen Mehrheitswillen einfließen, aber nicht in einem Ausmaß, das die Verweigerung erklären könnte. Berücksichtigt man alle Puzzleteile gleichermaßen, dann scheint man eine durchaus brauchbare Mischung der Grundaussicht der damaligen österreichischen Gesellschaft zu erhalten. Eine adäquate Antwort ergibt sie jedoch noch immer nicht.

**Karl Renner fordert Milderung der Entnazifizierung**

Ich schlage daher vor, auf den österreichischen Grundkonsens der Bedeutung der Machtbalance zwischen den wesentlichen bzw. ideologisch bevorzugten Bevölkerungsgruppen zurückzugreifen. In diesem Fall zeigte er sich in seiner negativen Auswirkung. Die (ehemaligen) Nationalsozialist:innen waren vor Ort, die geflohenen jüdischen Österreicher:innen nicht. Die einen waren damit potenzielle Wähler:innen, die anderen (noch) nicht. Die einen zählte man zur Wir-Gemeinschaft, die anderen nicht. Unzweifelhaft ergibt das einen machtpolitischen Unterschied. Kurz, die gesuchte Antwort

iherr Wehrverbände (SS, SA, NSKK, NSFK) niemals mitbewacht hat und sein Verhalten noch vor der Befreiung Österreichs auf eine positive Einstellung zur unabhängigen Republik Österreich mit Sicherheit feststellen werden kann; darüber entscheidet die Provinziale Staatsprüfung.

Artikel VIII Schlüsselbestimmungen.

§ 28. Dieses Verfassungsgesetz tritt mit dem Tage seiner Kundmachung in Kraft.

§ 29. Der Vollzug dieses Verfassungsgesetzes obliegt der Staatskanzlei, die nach ungenügender Sonderbestimmungen für Wehrmachtangehörige selbst, stützwehrendlich mit dem Statistenführer innere, für Volkserziehung, für Unterricht und Erziehung und für Kultusangelegenheiten, für Justiz, für Finanzen, für Industrie, Gewerbe, Handel und Verkehr und für soziale Verwaltung.

Table with 4 columns: Name, Amt, Partei, Wohnort. Includes names like Honner, Fischer, Größ, Zimmermann, Bockler, Heindl, Kopf, Bilan, Rast.

14. Kundmachung der Provisorischen Staatsregierung vom 15. Mai 1945 über die Aufhebung der „Nürnberger Rassegesetze“

(1. Kundmachung über die Aufhebung von Rasseverordnungen des Deutschen Reiches).

Die Provisorische Staatsregierung stellt im Sinne des § 1, Abs. (2), des Verfassungsgesetzes vom 1. Mai 1945, St. G. Bl. Nr. 4, über die Wiederherstellung des Rechtszustandes in Österreich (Rechtsüberleitungsgesetz - R.OG.) fest:

- 1. Die „Nürnberger Rassegesetze“ sind, da sie typisches Gesetzmäßigkeiten des Nationalsozialismus enthalten, mit 10. April 1945 außer Kraft getreten.
2. In einzelnen und insbesondere außer Kraft getreten:
Die Verordnung über die Einführung der „Nürnberger Rassegesetze“ im Lande Österreich vom 20. Mai 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 594 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 150/1938);
das Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935, Deutsches R. G. Bl. I S. 1146 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 150/1935);
sowie nachfolgende Verordnungen zum Reichsbürgergesetz, soweit sie in Österreich in Kraft gesetzt worden sind:
a) die Erste Verordnung vom 14. November 1935, Deutsches R. G. Bl. I S. 1333 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 150/1935), samt der Neunten Verordnung vom 5. Mai 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 891 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 618/1939);

b) die Dritte Verordnung vom 14. Juni 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 627 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 193/1938), betreffend jüdische Gewerbebetriebe;

c) die Vierte Verordnung vom 25. Juli 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 969 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 330/1938), betreffend jüdische Ärzte;

d) die Fünfte Verordnung vom 27. September 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1403 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 933/1938), samt der Durchführungsverordnung vom 12. Juni 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 872, betreffend jüdische Rechtsanwälte;

e) die Sechste Verordnung vom 31. Oktober 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1543 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 942/1938), betreffend jüdische Pensionswörter;

f) die Achte Verordnung vom 17. Jänner 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 47 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 1026/1939), betreffend jüdische Zahnärzte;

g) die Elfte Verordnung vom 25. November 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 722, betreffend den Verlust der Staatsangehörigkeit und den Vermögensverlust bei Juden, die im Ausland ihren Aufenthalt haben;

h) die Dreizehnte Verordnung vom 1. Juli 1943, Deutsches R. G. Bl. I S. 372, betreffend die Abholung strafbarer Handlungen von Juden durch die Polizei;

das Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935, Deutsches R. G. Bl. I S. 1146 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 150/1935), samt den Ausführungen erlassenen vom 14. November 1935, Deutsches R. G. Bl. I S. 1334, in der Fassung der Änderungsverordnung vom 16. Februar 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 394, vom 31. Mai 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 297, und vom 5. Juli 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 384, sowie die Einzelwellige Anordnung des Reichstatthalters in Österreich, wonach die Vorschriften des Hauptleistungsgesetzes, St. G. Bl. Nr. 101/1920, ergänzt werden, vom 28. Juli 1938 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 289/1938) und die Verordnung über den Nachweis deutschblütiger Abstammung vom 1. August 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 1063;

die Verordnung gegen die Unterstützung der Wehrmacht im Lande Österreich vom 22. April 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 404 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 91/1938);

die Verordnung über die Einführung von Wehrmacht im Lande Österreich vom 15. Jänner 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 631 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 184/1938), § 1, Z. 15, sowie damit § 19 der Verordnung über die Matrikel und Anhebung vom 17. April 1937, Deutsches R. G. Bl. I S. 469, derzeit gültig in der Fassung der Kund-

machung vom 7. März 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 425, eingeführt wurde;

die Verordnung über die Anordnung des Vermögens der Juden vom 26. April 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 614 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 125/1938), mit den dazu erlassenen Durchführungsverordnungen;
die auf Grund der Verordnung über Kennzeichen vom 22. Juli 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 913 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 305/1938), ergangene Dritte Bekanntmachung über den Kennzeichnung vom 23. Juli 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 922 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 327/1938);

die Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1044 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 144/1939);

die Dritte Verordnung über Angelegenheiten der Rechtsanwaltschaft, Rechtsanwaltsanwärter und Vertretler in Schriftsachen in Österreich vom 27. September 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1406 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 511/1938);

die Verordnung über Reisepässe von Juden vom 5. Oktober 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1342 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 452/1938);

die Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit vom 12. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1379 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 578/1938), mit dem Durchführungsverordnungen vom 21. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1658 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 612/1938), und vom 19. Oktober 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 2099;

die Verordnung über die Anordnung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftskreis vom 12. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1582 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 584/1938), samt den Durchführungsverordnungen vom 23. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1642 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 584/1938), und vom 15. Dezember 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1902 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 618/1938);

die Verordnung gegen den Waffenbesitz der Juden vom 11. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1579 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 577/1938);

die Verordnung zur Wiederherstellung des Schriftbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben vom 12. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1581 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 585/1938);

der Erlass über die Errichtung des Reichs zum Tragen einer Uniform vom 16. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1611 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 597/1938);

die Verordnung über die öffentliche Fürsorge für Juden vom 19. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1649 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 1641/1938);

die Polizeiverordnung über das Auftreten der Juden in der Öffentlichkeit vom 28. November 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1676 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 622/1938);

die Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 3. Dezember 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1709 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 632/1938), samt den dazu erlassenen Durchführungsverordnungen;

das Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. April 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 864 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 607/1939), mit der hierzu erlassenen Verordnung vom 10. September 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 1235;

die Verordnung über die Nachprüfung von Einbürgerungsgesuchen vom 10. Juni 1943, Deutsches R. G. Bl. I S. 891, samt den Durchführungsverordnungen vom 14. November 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 1520, und vom 11. November 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 5718;

die Kinderhilfsvereinsverordnung vom 9. Dezember 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1371, in § 1, Abs. (2), jedoch nur die Worte „wenn sie deutschen oder arvorwandten Blutes sind“;

die Zweite Verordnung zur Durchführung der Verordnung über die Erhebung einer sozialen Ausgleichsabgabe vom 24. Dezember 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 1666;

die Kriegsschuldnersverordnung vom 20. November 1940, Deutsches R. G. Bl. I S. 1547, § 21, und die Verordnung über die Behandlung der Kriegsschulden von Juden vom 20. Juli 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 437;

die Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1. September 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 547;

die Verordnung über die Beschäftigung von Juden vom 3. Oktober 1941, Deutsches R. G. Bl. I S. 679;

die Dritte Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der jüdischen Kultusvereinigungen vom 23. März 1942, Deutsches R. G. Bl. I S. 141.

3. Weiters sind außer Kraft getreten:

§ 29 des Deutschen Beamtengesetzes vom 28. Jänner 1937, Deutsches R. G. Bl. I S. 39 (G. Bl. f. d. L. O. Nr. 347/1937);

§ 3, Abs. (2), der Reichsstatutenverordnung vom 13. Februar 1937, Deutsches R. G. Bl. I S. 191 (eingeführt in Österreich mit der Verordnung vom 9. Juni 1939, Deutsches R. G. Bl. I S. 1023, G. Bl. f. d. L. O. Nr. 757/1939);

§ 3 des Patentsanwaltsgesetzes vom 28. September 1933, Deutsches R. G. Bl. I S. 666, in der Fassung des Gesetzes vom 4. September 1938, Deutsches R. G. Bl. I S. 1150 (eingeführt in

liegt wohl in der Grundstimmung des Landes, der angestrebten Machtbalance und den persönlichen antisemitischen Werterhaltungen der Entscheidungsträger begründet.

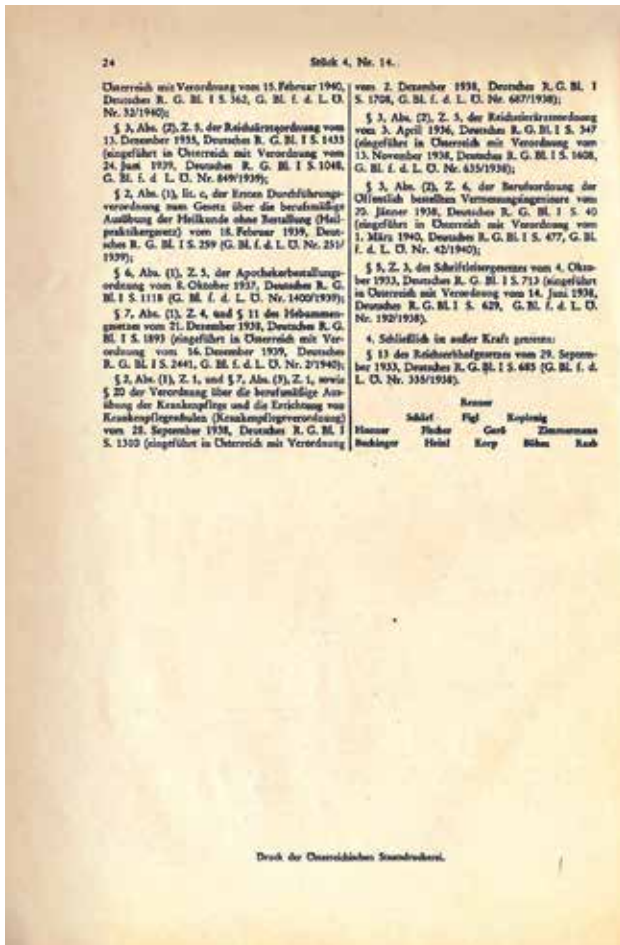
Als Begründung für den Opfermythos taugt diese Antwort natürlich nicht. Für die österreichische Elite waren die Faktoren der Entnazifizierung und der Zementierung des Opfermythos von zentraler Bedeutung. Beides war wesentlich schwieriger miteinander zu vereinbaren, als dies auf den ersten Blick erscheint. Obwohl die Entnazifizierung für die politische Selbstdarstellung des offiziellen Österreichs zentral war, stand sie dem Opfernarrativ konträr entgegen. Es gab schlicht zu viele ehemalige Nationalsozialist:innen.

Die politische Reaktion bestand in der Formalisierung der Entnazifizierung, die mit dem Artikel 27 des Verbotsgesetzes (StGBI 13/1945) durch die Ausnahmemöglichkeit bei der Registrierungspflicht eingeleitet wurde. Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass es 1945/46 nicht auch harte Urteile gegenüber ehemaligen Nationalsozialist:innen gab; allerdings ist festzuhalten, dass sich diese anfängliche Politik rasch änderte und ab 1947/48 eine zunehmende Tendenz zur Amnestiegesetz-

gebung zu verzeichnen ist. Die Idee der Möglichkeiten einer Befreiung von der Registrierungspflicht war letztlich jedoch, hinsichtlich des Opfermythos, wenn auch kurzfristig, ein politischer Bumerang. Karl Renner zeigte sich über die Fülle der Anträge besorgt: „Ich möchte dazu nur bemerken, dass es beinahe abenteuerlich wirkt, wie die Gesuche hereinströmen. In einer Aussprache mit einigen Herren

« Die Entnazifizierung, für die politische Selbstdarstellung des offiziellen Österreichs zentral, stand dem Opfernarrativ konträr entgegen. Es gab zu viele ehemalige Nationalsozialist:innen »

habe ich bemerkt, dass wir eigentlich eine tadellose Statistik anlegen, die den Anschein wecken würde, als ob Österreich tatsächlich naziverseucht war.“ Seine Lösung war eine weitere Erleichterung für die Nationalsozialist:innen: „Um diesen Anschein zu vermeiden, dürfen wir nicht zu weit gehen und müssen einen milderen Maßstab anlegen.“<sup>4</sup> Mit diesem milderen Maßstab war nicht nur die weitere Formalisierung der Entnazifizierung und damit



Deck der Österreichischen Staatsbibliothek.

die Ausblendung des österreichischen Beitrags am Nationalsozialismus und seinen Untaten festgelegt, sondern zwangsweise auch die Verharmlosung der Arisierung und des Nutzens dieser Raub- und Entrechtungspolitik für die beteiligten Teile der österreichischen Bevölkerung.

### Verharmlosung der Arisierung in der Innenpolitik

Die Wirklichkeit musste demnach angepasst werden, die Geschichte umgeschrieben. Das konnte nur dann politisch wirksam werden, wenn keine Gegennarrative die öffentliche Wahrnehmung der Wirklichkeit (ver)störten. Passend zum politischen Zynismus der Nachkriegsjahre war die Verharmlosung der Arisierung bei gleichzeitiger Betonung des Entzugs nichtjüdischen Vermögens. 1946 stellte Ernst Kolb (ÖVP) in diesem Zusammenhang die Arisierung des Vermögens von jüdischen Österreicher:innen als ausgefeiltes Täuschungsmanöver der Nationalsozialist:innen dar.

So erklärte er, dass der erste Anspruchsberechtigte bei Restitution die Republik Österreich sei, „denn ein erheblicher Teil all des Vermögens, das in den vergangenen sieben Jahren den Eigentümer wechseln musste, gehörte dem österreichischen Staat. Man hat zur Zeit des Nationalsozialismus absichtlich viel von Arisierung

gesprochen, um zu vertuschen, dass weitaus der größere Teil alles entzogenen Vermögens nicht aus rassistischen, sondern aus politischen Gründen weggenommen wurde. Hauptsächlich handelte es sich da um Österreicher, weshalb man nicht gut vorschützen konnte, man lege volksfremdes Eigentum in die Hände des Volkes, denn es wurde ja bodenständiges Eigentum von Österreichern in fremde Hände gespielt. Um das zu verdecken, erfand man das Schlagwort der Arisierung.“<sup>5</sup>

In dieser Aussage werden die Gründe der Verweigerung der Remigration von jüdischen Österreicher:innen zusammengefasst. Zum einen wollte man den Vermögens-

### « Die Mehrheitsbevölkerung in Österreich fühlte keine Veranlassung zur Entschuldigung und schon gar nicht zur Rückgabe des arisierten Hab und Guts von jüdischen Österreicher:innen »

entzug, mit dem jüdische Österreicher:innen konfrontiert waren, verharmlosen bis negieren. Zweitens wurde ihr Leidensdruck eingesetzt, um die eigenen Ansprüche zu legitimieren. Drittens wurden sie nicht als Teil der Wir-Gemeinschaft wahrgenommen. Dazu passte, dass das offizielle Österreich bereits frühzeitig über die Verwertung des sogenannten herrenlosen Eigentums nachdachte.

Otto Scheff (ÖVP) unterstrich 1946, dass über „jene Fälle, bei denen der Vorbesitzer nicht mehr existiert, was ja insbesondere bei dem den Juden entzogenen Vermögen in den meisten Fällen zutreffen dürfte,“<sup>6</sup> entschieden werden müsste. Um die Legitimität dieses Aktes zu unterstreichen, erklärte er, dass es sich dabei um jenes Gut handelt, „bei dem keine Anspruchsberechtigten mehr am Leben seien“.

Zur Sicherheit wurde u. a. im 3. Rückstellungsgesetz eine eingeschränkte zivilrechtliche Erbfolge gesetzlich verankert. Festgehalten werden muss, dass selbst damit ein Erfolg für die von der Arisierung betroffenen Familien erreicht war. Karl Renner sah z. B. in seinem Nachkriegsmemorandum die Vermeidung der individuellen Restitution und die Errichtung eines Fonds vor. Er hielt unmissverständlich fest: „Rückgabe des geraubten Judengutes, dies nicht an die einzelnen Geschädigten, sondern an einen gemeinsamen Restitutionsfonds. Die Errichtung eines solchen (...) ist notwendig, um ein massenhaftes, plötzliches Zurückfluten der Vertriebenen zu verhüten. (Ein Umstand, der aus vielen Gründen sehr zu beachten ist.)“

Die Befürchtung, dass es nach der Shoah ein massenhaftes und plötzliches Zurückfluten der vertriebenen jüdischen Österreicher:innen auch nur ansatzweise hätte geben können, manifestiert nicht nur die österreichische Solidaritätsverweigerung gegenüber jüdischen Österreicher:innen, sondern auch die Hoffnung



**Das ehemalige Rothschild-Spital stand unter amerikanischer Militärkontrolle und versorgte seit Juli 1945 etwa 70.000 Vertriebene ärztlich. Sie erhielten dort neue Kleidung, Identitätsausweise und Essen. Danach waren sie meist auf sich allein gestellt**


hinsichtlich ihrer Nicht-Rückkehr. Die, die flüchten konnten, wurden so weit wie möglich rüde behandelt, um eine Rückkehr zu vermeiden. Julius Braunthal, der auf eine Rückkehr nach Österreich und in die Sozialdemokratie gehofft hatte, schrieb: „Ich würde meine Selbstachtung verlieren, wenn ich mich in der Partei sozusagen als Zugraster – als Jude und Emigrant – in einem Wort, nicht als voller, sondern als Parteigenosse zweiten Ranges fühlen müsste.“

Er unterließ die Rückkehr und schrieb sich seine Bitterkeit in seiner Publikation „In Search of the Millennium“ von der Seele. Améry tat dies in seiner tiefeschürfenden Auseinandersetzung über die fiktive Frage, wieviel Heimat ein Mensch bräuchte, in der er festhielt:

„Das echte Heimweh war nicht Selbstmitleid, sondern Selbsterstörung. Es bestand in der stückweisen Demontage unserer Vergangenheit, was nicht abgehen konnte ohne Selbstverachtung und Hass gegen das verlorene Ich. Die Fremdheit wurde von uns vernichtet, und zugleich tilgten wir das Stück eigenen Lebens aus, das mit ihr verbunden war. Der mit Selbsthass gekoppelte Heimathass tat wehe, und der Schmerz steigert sich aufs unerträglichste, wenn mitten in der angestrengten Arbeit der Selbstvernichtung dann und wann auch das

traditionelle Heimweh aufwalle und Platz verlangte. Was zu hassen unser dringender Wunsch und unsere soziale Pflicht war, stand plötzlich vor uns und wollte ersehnt werden: ein ganz unmöglicher, neurotischer Zustand, gegen den kein psychoanalytisches Kraut gewachsen ist.“

Die Mehrheitsbevölkerung in Österreich fühlte im Gegensatz zu Améry zum Großteil weder einen Selbstnoch einen Heimathass, man fühlte auch keine Veranlassung zur Reflexion oder Entschuldigung und schon gar nicht zur Rückgabe des arisierten Hab und Guts von jüdischen Österreicher:innen.

Die österreichische Politik entsprach dieser Welt- und Selbstwahrnehmung in einem durchaus bemerkenswerten Ausmaß, wenn auch nicht uneigennützig. 

1 Interview mit Christian Schultz-Gerstein, Der Spiegel 29. 10.1978.

2 Barbara Serloth, Nach der Shoah, Wien 2019, 222.

3 Jean Améry, Wieviel Heimat braucht der Mensch, in: Jenseits von Schuld und Sühne, Stuttgart 2014, 83.

4 Serloth, Nach der Shoah, 108.

5 Ibid. 72.

6 Ibid. 73.

# Das spurlose Verschwinden der Philanthropia

*Der lange Streit um ein geraubtes Erholungsheim*

Shoshana Duizend-Jensen

In einer hübschen Villa im gutbürgerlichen Wien Hietzing sollten arme jüdische Frauen und Kinder einen Ort finden, wo sie sich von Unfall oder Krankheit erholen können. Das war das Ziel, das sich der Wohltätigkeitsverein Philanthropia gesteckt hatte. Zum fünfzigsten Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph I. wurde das Haus 1908 eröffnet. Heute befindet sich an dieser Stelle eine Baustelle.

Die Proponentin Amalie Beck hatte die Statuten des Vereins „I. Israelitisches Rekonvaleszentenheim für arme jüdische Frauen und Kinder“ im Mai 1898 bei der Vereinsbehörde, Niederösterreichische Statthaltereie, eingereicht. Im Jahr 1901 änderte der Verein seinen Namen in „I. Israelitisches Rekonvaleszentenheim Philanthropia für arme jüdische Frauen und Kinder“.

Der Vereinszweck war die „Errichtung eines Rekonvaleszentenheimes, um in demselben armen, jüdischen Rekonvaleszenten weiblichen Geschlechtes und Kindern, die das sechste Lebensjahr überschritten haben, die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen“. Mittel des Vereines setzten sich aus Mitgliedsbeiträgen, Schenkungen, Stiftungen und „Vermächtnissen“ zusammen. Im Jahr 1906 erhielt der Verein eine Baubewilligung für die Errichtung eines Rekonvaleszentenheimes in einem Haus und auf der Liegenschaft im 13. Bezirk, Lainzer Straße 172, inmitten eines großen Gartens.

Angesichts der humanitären Katastrophe des Ersten Weltkrieges und des Elends überwiegend jüdischer Flüchtlinge aus Galizien änderte der Verein seine Statuten und machte es sich Jahr 1918 zur Aufgabe, „Kindern von Kriegsinvaliden, Waisenkindern und solchen, die schwächlich, unterernährt und erholungsbedürftig sind und jeder häuslichen Pflege entbehren, im Alter von 8 bis 14 Jahren stehend, eine die körperlichen Entwicklung des Kindes wesentlich fördernde Erholung angedeihen zu lassen“.

Im Jahr 1927 entschied der Verein in einer Generalversammlung, das Rekonvaleszentenheim in ein „Altersheim“ umzuwandeln und den Vereinsnamen und die Statuten dahingehend zu ändern: Der Verein hieß ab

nun bis 1938 „Frauen- und Rekonvaleszentenheim Philanthropia“.

Kurz nach dem sogenannten Anschluss Österreichs an den NS-Staat wurde der Verein „Frauen- und Rekonvaleszentenheim Philanthropia mit Wirkung vom 15. August 1938“ vom Stillhaltekommissar aufgelöst und unter Aufhebung seiner Rechtspersönlichkeit in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) eingegliedert. Der Verein besaß außer einer Liegenschaft noch Bargeld, Wertpapiere und Bankeinlagen. Im Oktober 1938 errechnete der Stillhaltekommissar ein Vermögen des Vereines von 80.000 Reichsmark, darunter 20.000 Reichsmark an Bargeld.

Die Dienststelle Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände wurde von Josef Bürckel, damals noch kommissarischer Leiter der NSDAP in Österreich, am 18. März 1938 eingesetzt. Bereits zwei Tage vorher wurde allen österreichischen Vereinen bis zur Volksabstimmung am 10. April 1938 jede organisatorische Tätigkeit verboten. Die Aufgabe des Stillhaltekommissars, in der Person des von Bürckel eingesetzten Reichsamtsleiters Albert Hoffmann, bestand zunächst in der Durchsetzung des „Stillhaltens“ der Vereine. Am 17. Mai 1938 wurde das Gesetz über die Überleitung von Vereinen, Verbänden und Organisationen erlassen (Gesetzblatt für Österreich Nr. 136/38), das die Neuordnung des österreichischen Vereinswesens regelte.

## Jüdische Vereine in Österreich vor 1938

In Österreich bestanden mit Datum 13. März 1938 zwischen 560 und 600 jüdische Vereine. Anhand des Quellenmaterials, das die NS-Behörde Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände hinterließ, ist eine Zahl von 596 jüdischen Vereinen als quellenmäßig gesichert anzusehen. Die Auswertung der Vereinsakten des Magistrats Wien ergab für Wien zum gleichen Zeitpunkt eine Zahl von 504 jüdischen Vereinen.

Zahlreiche Vereine hatten Institutionen der Wohltätigkeit gegründet. Alle fielen dem NS-Terrorregime und dem Vermögensentzug 1938/1939 zum Opfer. Mit dem

„Anschluss“ Österreichs im März 1938 begann ein von Abhängigkeit, stetigen Enteignungen und Zwangsmaßnahmen geprägtes kompliziertes System der Duldung der Institutionen und gleichzeitigen Erpressung der handelnden Personen.

Einige wenige Institutionen durften bestehen bleiben, wurden aber in die NS-Vertreibungspolitik eingebunden, vollkommen ausgebeutet und schließlich anlässlich der Deportationen österreichischer Juden und Jüdinnen 1941/1942 aufgelöst. Mit der Liquidierung der Vereine und sozialen Institutionen war unvorstellbares Leid für die jüdische Bevölkerung verbunden, fehlten doch die gesellschaftlichen Zusammenkünfte und die finanziellen Unterstützungen. Folgen der Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschafts- und Erwerbsleben sowie der Auflösung der jüdischen Vereine und Institutionen waren extreme Verarmung und Vereinsamung.

Das gesamte soziale Auffangnetz war plötzlich verschwunden und musste innerhalb eines sehr kurzen Zeitraumes im Jahr 1938 von der Israelitischen Kultusgemeinde IKG ersetzt werden. Gewaltige, vom NS-Regime erzwungene Vermögenstransaktionen durch hohe Steuern und Gebühren waren den Vereinen auferlegt worden. Bevor dieses System eingesetzt wurde, waren große Vermögenswerte durch „wilde Arisierungen“ von Vereinsvermögen in überwiegendem Maße während des März/April 1938 und des Novemberpogroms am 10. November 1938 verloren gegangen.

### **Das Ende der jüdischen Vereine unter den Nazis**

Die pedantisch genau geführten Aufzeichnungen der NS-Behörden geben uns heute einen Einblick in die Vielfalt jüdischen Lebens. Jüdische Vereine wurden innerhalb der Dienststelle Stillhaltekommissar in der Abteilung Referat IV A (politisches Referat) und hier wieder in der Unterabteilung Ac: „konfessionelle Verbände, caritative und Frauenvereine, Wohlfahrtsverbände“ bearbeitet. Der Hauptgruppenschlüssel der „politischen Akten“ verweist auf die Nummer 31: „jüdische Vereine“.

Die Unterteilung der Vereine erfolgte nach ihrem Vereinszweck und ihrer weltanschaulichen Ausrichtung, wie z. B. Bethausvereine, Ausspeisungsvereine, Frauen- und Wohltätigkeitsvereine, zionistische Vereine etc. Bankkonten und Wertpapiere wurden vom Stillhaltekommissar sofort nach Offenlegung der Vermögenswerte und Standorte der Konten gesperrt, sodass auch Überweisungen an freigestellte Verbände über den Stillhaltekommissar laufen mussten und alle direkten Zugriffe für die jüdischen Vereinsvorstände und -mitglieder unmöglich wurden. Je nach Vereinsart gab es fünf Möglichkeiten:

Der Verein wurde freigestellt und behielt seine Selbstständigkeit. Diese Maßnahme betraf nur wenige jüdische Vereine. Der Verein wurde aus dem Vereinskataster gelöscht, sein Vermögen unter Ausschluss der Liquidation in einen größeren freigestellten Verband ein-

gewiesen. Für die Einweisung zahlte der Verband in der Regel zwanzig Prozent Aufbauumlage und fünf Prozent Verwaltungsgebühr an den NS-Staat. Bei jüdischen Vereinen waren diese Gebühren aber im Vergleich zu anderen Vereinen zumeist viel höher.

Der Verein wurde aufgelöst und sein Vermögen vom Stillhaltekommissar eingezogen. Die Entziehung von Vermögenswerten, also von Bargeld, Bankkonten, Wertpapierdepots und Liegenschaften, erfolgte als „einmalige Aufbauumlage für Österreich“.

In einem Schreiben an die Aufbaufondsvermögensverwaltungs Ges.m.b.H., eine Treuhandgesellschaft der vom Stillhaltekommissar eingezogenen Vermögenswerte der österreichischen Vereine, teilte der Mitarbeiter der Zentralstelle für jüdische Auswanderung und Mitorganisator der Deportationen Anton Brunner am 12. Mai 1939 mit, dass der „Aufteilungsschlüssel“ für jüdische Vereine bei Einziehung des Vermögens „durchwegs“ mit 95 Prozent Aufbauumlage und fünf Prozent Ver-

### **« Mit der Liquidierung der Vereine und sozialen Institutionen war unvorstellbares Leid für die jüdische Bevölkerung verbunden, fehlten doch die gesellschaftlichen Zusammenkünfte und die finanziellen Unterstützungen »**

waltungsgebühr zu berechnen sei. In einem Brief des Stillhaltekommissars an den Verein Agudas Jisroel wird dazu ausgeführt: „Der Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich (...) hat bestimmt, dass von den Vermögen der Vereine je ein Beitrag zur österreichischen Wiederaufbau-Umlage und als Verwaltungsgebühr zur Deckung der beim Stillhaltekommissar entstehenden Kosten herangezogen wird.“ Die Gelder mussten auf zwei getrennte Konten (Konto „A“ für Aufbauumlagen und Konto „V“ für Verwaltungsgebühren) des Stillhaltekommissars beim Bankhaus Schellhammer & Schattera erlegt werden.

Das Vereinsvermögen wurde nach Auflösung des Vereins in eine NS-Organisation, wie z. B. in die NS-Volkswohlfahrt (NSV), eingewiesen. Der Verein wurde aufgelöst, die Vermögensbilanz zeigte kein Vermögen an.

### **Der lange Rechtsstreit um das Philanthropia-Heim**

Im späteren Rückstellungsverfahren beschrieb die Israelitische Kultusgemeinde das Haus auf diese Weise: Es sei ein „(...) in französischem Stil des vorigen Jahrhunderts errichtetes Gebäude (...)“, welches „über dem gesamten Haupttrakt ein französisches Mansardendach hatte, das (...) innen vollkommen ausgebaut“ gewesen sei. In den Steilflächen seien sehr „schöne Ziergiebel mit reichhaltiger Architektur eingebaut und das gesamte Außenbild dieses Haupttraktes im Allgemeinen diesem Villenviertel im



**Die Philantropia diente als Rekonvaleszenten- und Erholungsheim für arme Frauen und Kinder**

Hietzinger Cottage angegliedert“ gewesen. Am 8. August 1938 wurde das Gebäude von Alfred Mörl für den Stillhaltekommissar beschrieben und geschätzt: Es war ein „villenartiges“ einstöckiges Haus mit „geschlossener Holzveranda“ und einem hinteren Trakt, welcher „mit dem Vordertrakt durch eine Glasveranda verbunden war“. An den hinteren Trakt schloss eine geschlossene Holzveranda an, die als Speisesaal und „Liegehalle“ diente. In dem 7.000 Quadratmeter großen Garten stand ein Gartenhaus mit zwei Wohnungen. Der „Verkehrswert“ wurde mit 55.000 bis 60.000 Reichsmark „angenommen“.

**« In dem gesamten zehnjährigen Verfahren ging es darum, dass der IKG die baulichen Umgestaltungen und die Zweckentfremdung durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt in Rechnung gestellt wurden »»**

Die NS-Behörde hatte auch schon einen Plan: In einem Brief (Absender unbekannt) an die Reichsleitung der NSDAP, Hauptamt für Volkswohlfahrt, steht, dass sich „das Heim hervorragend als Müttererholungsheim“ eigne. In der Folge wurde das Haus von der NSV umgestaltet und verlor, laut IKG, seinen ursprünglichen einmaligen architektonischen Stil. Die „sehr schöne, geschnitzte, vollkommen doppelverglaste, durch zwei Stockwerke (Parterre und 1. Stock) gehende Holzveranda“ wurde durch einen An- und Zubau verunstaltet, eine bauliche Änderung, die im Rückstellungsverfahren durch nichts zu begründen, aber laut NSV zwingend notwendig war, da die Holzveranda angeblich „bereits vermorscht“ gewesen sei. Die IKG argumentierte auch, dass „die Abänderung des Haupttraktes und insbesondere der Mansarde nur erfolgte, um dem Bauwerk den Stempel

„deutscher Architektur“ aufzudrücken“. Im Archiv der Magistratsabteilung 37, Baupolizei, befinden sich die Pläne des Hauses. Aus diesen geht hervor, dass die NSV in diesem Haus ein Mütter- und Säuglingsheim einrichtete und umfangreiche Umbauten vornahm.

Die nun seit dreißig Jahren bestehende jüdische Institution als erste ihrer Art kam sehr bald nach dem Anschluss unter kommissarische Verwaltung und SA-Besetzung. Im Juni 1938 schrieb die kommissarische Leiterin an die Israelitische Kultusgemeinde, dass nun „im Heime auch arische Pflegelinge aufgenommen werden“. Noch Anfang August 1938 befanden sich noch 32 erholungsbedürftige jüdische Patient:innen in diesem Heim. Sehr bald danach aber wurden diese sowie auch die jüdischen Angestellten entlassen. An diesem Beispiel sind die nationalsozialistischen Transformationen sehr gut darstellbar: Als erster Schritt wurden Juden und Jüdinnen in die Verbannung geschickt, gefolgt von der Vermögenstransaktion, der Zweckentfremdung und schließlich der baulichen Unkenntlichmachung.

### **Die Stadt Wien übernimmt nach den Nazis**

Als die NSV mit Ende der NS-Herrschaft aufgelöst wurde, übernahm der Zentral-Krippenverein der Stadt Wien das Heim und führte es weiter als Säuglings- und Kinderheim für Kleinkinder bis zu vier Jahren. Die Israelitische Kultusgemeinde Wien verwaltete zwar das Heim ab dem 24. Juni 1947, die grundbücherliche Überschreibung erfolgte aber erst nach Abschluss des Rückstellungsvergleiches im Juli 1962.

Am 5. März 1969 erging ein Bescheid der Magistratsabteilung 11 (Zl. VIII/6/69) aufgrund eines Antrages des Zentral-Krippenvereines auf Bewilligung zur Führung eines Säuglingsheimes im Rahmen der „Errichtung“ und des „Betriebes von Pflegekinderheimen und Fürsorgerziehungsheimen“. Zu diesem Zeitpunkt hatte

das Heim 102 Säuglinge in Betreuung. Der „Zentral-Krippenverein – Säuglingsheim der Stadt Wien“ war bis zum Abriss des Hauses weiterhin der Betreiber.

Ab etwa 1973 wurden nach und nach Babys mit Behinderung und solche aus schwierigen sozialen familiären Verhältnissen aufgenommen. Ab 2003 wurde der „Zentral-Krippenverein“ in „BIWAK“ umbenannt, es erfolgte der Einzug in eine neu errichtete Wohnhausanlage am Laaer Berg, 10., Collmannngasse 5/7/1. Heute ist die Nachfolgeinstitution eine „Kinderwohngemeinschaft“ für Babys und Kleinkinder mit Behinderung zwischen 0 und 6 Jahren. Das Haus in 13., Lainzer Straße wurde vor dem Jahr 2004 im Zuge der Errichtung eines Startschachts für den Bau des Lainzer Tunnels abgerissen.

Die NSV war als NS-Organisation 1945 aufgelöst worden, ihr Vermögen fiel an die Republik Österreich. Hiermit kam das Zweite Rückstellungsgesetz zur Anwendung.

Da sich der Verein „Philantropia“ nicht wieder gründete, war die IKG gemäß Zweitem Rückstellungsgesetz dazu berechtigt, einen Rückstellungsantrag zu stellen.

Die IKG als „Rückstellungswerberin“ prozessierte in einem zehnjährigen Gerichtsverfahren gegen die Republik Österreich. Das Verfahren endete mit einem Vergleich und Zahlung einer von der IKG geleisteten Rückkaufsumme.

Über die Naturalrestitution der Liegenschaft bestand kaum Zweifel. In dem gesamten zehnjährigen Verfahren ging es aber darum, dass der IKG die baulichen Umgestaltungen und die Zweckentfremdung durch die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt in Rechnung gestellt wurden. Zudem sollte die IKG wegen der Aufwendungen durch die NSV auf Erträge verzichten, die sie eingenommen hätte, wäre sie 1938–1945 Eigentümerin des Heims gewesen.



Diese Pläne der Philantropia liegen heute noch bei der MA 37 auf: Hauseinlagen, KG Hietzing, EZ 420, KG Speising, EZ 9



Von 2021 bis 2023 wird in der Lainzer Straße 127 eine große Wohnhausanlage samt Tiefgarage errichtet

### Die schier endlose Geschichte der Rückstellung

So kommt Stadtbaumeister Karl Häusler in seinem Gutachten vom November 1953 zu dem Schluss, dass die NS-Behörde wegen angeblicher „baulicher Mängel“, unter anderem wegen eines morschen Daches, im Jahr 1939 zahlreiche Renovierungsarbeiten durchführen musste.

Aufgezählt werden „der Neubau einer Dachkonstruktion, die Modernisierung des ganzen Hauses, Warmwasseranlage, Fenster, Türen etc.“ Grundlage dieser Aufstellung war die Zeugenaussage der Verwalterin in der NS-Zeit, Jolanda Berner.

### « Der Sachverständige folgte der Version der NSV-Verwalterin Jolanda Berner. Ihre Darstellung erschien ihm glaubwürdiger als die des jüdischen Funktionärs Isidor Oehler »

Zuvor hatte der Wiener Magistrat einen fiktiven Mietzins von 587 Reichsmark errechnet, den die NSV bezahlen hätte müssen, wären der Verein Philanthropia oder die IKG 1938–1945 Eigentümer gewesen. Genau diese Summe würde der IKG zustehen, wären hier nicht die Aufwendungen der NS-Behörde. Nun sollten aber davon Renovierungskosten abgezogen werden, die der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt entstanden seien.

Die Israelitische Kultusgemeinde wendete ein, dass die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt das Haus in Wirklichkeit verunstaltet hätte. Zwei Berliner

Architekten hätten 1939 „alle Schaufflächen nach deutschem Vorbild durchgeführt. Flach- und Mansardendächer wurden einfach abrasiert und an deren Stelle das ‚deutsche‘ Steildach gesetzt“. Die geschnitzte Holzveranda und Ziergiebel wurden „einfach niedergerissen“. Der „Mansarden- und Haupttrakt“ wurde verändert, „sehr schöne Ziergiebel mit reichhaltiger Architektur“ verschwanden. Die „sechs kleinen Zimmer mit Waschelegenheiten und separaten Korridoren“ an der Frontseite mussten weichen. Wie, so argumentierte die IKG, konnten ihr, „der geschädigten Eigentümerin“, derartige Verunstaltungen durch nationalsozialistisch eingestellte Architekten angelastet werden? Außerdem sei die Holzveranda nicht einsturzgefährdet gewesen, die „Vermorschung der Holzbrücke durch nichts bewiesen“, der rückwärtige Trakt weder verwahrlost noch baufällig. Die Mansarde wurde erst 1930 ausgebaut, und es wurden „behagliche Wohnräume geschaffen“.

Diese Einwände wurden von der Finanzlandesdirektion abgelehnt. Auch die Finanzprokuratorin schaltete sich ein. Das Objekt diene ja noch immer „karitativen bzw. sozialen Zwecken der Berufungswerberin und ist in keiner Weise für derartige Zwecke weniger geeignet, als es dies vor der Entziehung war“. Daher begehrte die Finanzprokuratorin, der Berufung der IKG keine Folge zu geben. Die Finanzprokuratorin als Anwältin der Republik Österreich trat hier vehement als Gegnerin der IKG auf und negierte ihre Argumente vollkommen.

Ein Jahr später hob das Finanzministerium den Bescheid der Finanzlandesdirektion auf und gab der IKG

in mehreren Punkten recht. Die festgestellten Aufwendungen der NS-Behörde seien „unrichtig ermittelt“ worden. Die Umgestaltung in ein Säuglingsheim habe keine Wertvermehrung gebracht. Durch diese Umbauten sei die Verwendung des Hauses als Rekonvaleszentenheim erschwert. Ein Rekonvaleszentenheim „verlange nicht große wie für das Kleinkinderheim hergestellte Räume, sondern viele kleine Räume“, und große Räume seien nicht geeignet als Erholungsheim für Frauen. Zudem lebten gegenwärtig viele alte, kranke jüdische Menschen in Wien, aber nur wenige jüdische Kinder.

Mit der Aufhebung des Bescheides über die Kosten für die IKG war aber auch die Rückerstattung des Gebäudes fürs Erste gestoppt.

Dagegen beschwerte sich die Israelitische Kultusgemeinde beim Verwaltungsgerichtshof. Man habe nicht die Rückstellung der Liegenschaft angefochten, sondern nur den zu zahlenden Betrag von 115.542,47 Schilling, der als zu hoch angesehen werde und auf 52.566,47 Schilling „abzüglich des dem Erwerber anzurechnenden Mietzinsentgeltes“ herabgesetzt werden solle.

Ein Jahr nach ihrem Einspruch beim Verwaltungsgerichtshof bekommt die IKG recht.

Es sei zu Recht zweifelhaft, ob durch den Umbau des Objektes in ein Heim für Säuglinge und Kinder nicht „eine wirtschaftliche Umgestaltung herbeigeführt wurde, die eine Rückstellung in natura (...) untunlich erscheinen lassen könnte“. Über die Rückstellung in natura bestehe aber kein Zweifel mehr, nur über die Aufwendungen der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt und die Frage, ob diese für die IKG nützlich waren.

Die Finanzlandesdirektion gab sich aber nicht geschlagen und wehrte sich mit einem neuerlichen Gutachten. Wieder folgte der Sachverständige der Version der NSV-Verwalterin Jolanda Berner.

Ihre Darstellung erschien ihm glaubwürdiger als die des jüdischen Funktionärs Isidor Oehler, der das Heim „nur von allfälligen Besuchen von ihm bekannten Patienten in Erinnerung“ habe und daher „nur oberflächliche Angaben machen“ könne. Auch das Dach habe „große Schäden“ gehabt. Daher bliebe es bei der Errechnung des Betrages von 71.334,65 Schilling für Zu- und Umbauten, der von der IKG zu zahlen sei.

### **Neue Mieter, Verkauf und schließlich Abriss**

Ende 1957 mietete der Zentral-Krippenverein der Stadt Wien das Haus für fünf Jahre von der IKG, um ein Kinderheim oder ein Säuglings- und Mütterheim einzurichten. Doch immer war noch nicht entschieden, wie viel die IKG für die Rückerstattung des Gebäudes bezahlen muss. Nach Ansicht der Kultusgemeinde seien von den geforderten 71.334,63 Schilling die Benützungskosten abzuziehen, welche die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt zwischen 1938 und 1945 entrichten hätte müssen.

Demgegenüber beharrte die Finanzlandesdirektion darauf, dass es sich bei der NSV um eine „ausländische Organisation“ gehandelt habe und deren Erträge folglich „nicht im Inland sein können“. Nach zehn Jahren Rechtsstreit blieb der IKG nichts anderes übrig, als sich zu arrangieren und einem Vergleich zuzustimmen, der auf die Bezahlung von 60.000 Schilling hinauslief.

Im Jahr 1966 kam es zu Verkaufsverhandlungen mit der Stadt Wien. 1967 wurde die Liegenschaft an die Stadt Wien verkauft. Die Übernahme des Rekonvaleszentenheimes durch die NSV passierte in einer Zeit der völligen Entrechtung der jüdischen Gemeinde. Die unzulängliche und extrem ungerechte Rückstellung, die zudem zehn Jahre dauerte, prolongierte das völlige Negieren jüdischer berechtigter Ansprüche bis in die 1960er-Jahre. Das Haus wurde erst jüngst demoliert. ☹️

## **Quellen- und Literaturverzeichnis (Auswahl)**

### **Archivquellen**

Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, A/VIE/IKG/I-III/LG/Wien13, Lainzer Straße 172.1/1

Central Archives for the History of the Jewish people (=CAHJP): A/W 300

MA 37, Hauseinlagen, KG Lainz, EZ 420, KG Speising, EZ 9.

WStLA, M. Abt. 119 A 32: Zl. 4900/29.

WStLA, M. Abt. 119, A 32: Zl. 5339/1925.

ÖStA AdR BM für Finanzen-VS (=Vermögenssicherung), Abt. 34, Karton 4445

ÖStA AdR, Stiko Wien, Abt. IV Ae Korrespondenz Dr. Hirsch, April bis Mai 1939, Karton 703.

ÖSTA Stiko IV Ac 31 D 2, Karton 559.

Neues Wiener Journal, 16. Jg., Nr. 5393, S. 4, <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwj&datum=19081026&query=%22Philantropia%22&ref=anno-search&seite=4>

Shoshana Duizend-Jensen: Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. „Arisierung“ und Restitution. Wien 2002 (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 21/2).

Verena Pawlowsky, Edith Leisch-Prost, Christian Klösch: Vereine im Nationalsozialismus. Vermögensentzug durch den Stillhaltekommissar für Vereine, Organisationen und Verbände und Aspekte der Restitution in Österreich nach 1945. Wien 2002 (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 21/1).

Gertrude Rothkappl: Die Zerschlagung der österreichischen Vereine, Organisationen, Stiftungen und Fonds. Die Tätigkeit des Stillhaltekommissars in den Jahren 1938–1939. Phil. Diss. Wien 1996.



Soshana Afroyim, Mauthausen (1988)

# Kapitel 5

---

## Verwischte Spuren

**Johann Mongo Stojka** (1929–2014) war ein österreichischer Teppichhändler, Musiker und Autor. Er überlebte die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Buchenwald und Flossenbürg. Über seine Erlebnisse schrieb er im Jahr 2000 das Buch „Papiere Kinder“.



**Doron Rabinovici** ist Schriftsteller, Historiker und Essayist. Von ihm erschienen sind u. a. die Romane „Papirnik“ und „Die Außerirdischen“. Er war Mitherausgeber der beiden Bücher „Neuer Antisemitismus? Eine globale Debatte“ (2004) und „Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte“ (2019).



**Julia Hubernagel** ist Redakteurin für politisches Feuilleton und Urbanistik bei der Berliner Tageszeitung *taz*.





Nicht die Hellerwiese, sondern die Stacheldrahtzäune vom KZ Auschwitz als Mahnmahl

# Ohne festen Wohnsitz – die Hellerwiese

*Ein Auszug aus dem Buch „Papiere Kinder“*

Mongo Stojka

## **Wanko-G'stätten und Hellerwiese**

Im 10. Wiener Gemeindebezirk, nahe der Spinnerin am Kreuz und der Heller-Schokoladefabrik, gab es zwei bekannte Lagerplätze der Roma und Sinti: die Wanko-G'stätten und die Hellerwiese. Ende 1937 zog Vater mit uns auf die Wanko-G'stätten. Dieser Platz ist schon seit dem 18. Jahrhundert ein Lagerplatz der Roma und Sinti. Er war riesengroß. Manchmal lagerten dort bis zu 80 Familien. Im Sommer und Winter durften sie sich auf diesen Plätzen aufhalten. Wer ankam, musste sich polizeilich melden. Wenn jemand wegfuhr, musste er sich wieder abmelden.

## **Wir wohnen in einem Haus**

Anfang 1939 verließen wir mit unserem Wohnwagen die Hellerwiese und fuhren in die Paletzgasse 42 im 16. Bezirk. Unsere Großmutter Baranca war auf der Hellerwiese geblieben.

Eine kurze Zeit stand unser Wohnwagen auf dem Anwesen des Fuhrwerksunternehmens der Frau Sprach. Unser Nachbar hieß Pfeiffer. Vater nahm den Wagen auseinander und baute aus den Brettern, die er in der Umgebung besorgt hatte, und aus den Brettern unseres Wohnwagens ein kleines Holzhaus. Nun hatten wir einen festen Wohnsitz, an dem wir polizeilich gemeldet waren. Das

war 1940. Diesem Umstand verdanken wir, dass wir relativ spät nach Auschwitz deportiert wurden, 1943, weil die Polizei zuerst jene Roma und Sinti verhaftete, welche keinen festen Wohnsitz hatten.

Über die Wiese, auf der unser Holzhaus stand, konnte man die Fabrik „Austria“ erreichen, die in der Nähe war. Hinter unserer Wiese stand ein rötlicher Gemeindebau, den wir alle seiner Farbe wegen „Paprikakistl“ nannten. Wir hatten Bekannte im Paprikakistl, die uns mit Lebensmitteln aushalfen. Damals erhielten die Menschen Essensmarken, mit denen sie Lebensmittel in beschränktem Ausmaß und in beschränkter Auswahl kaufen konnten. Die Essensmarken, die wir Roma und Sinti erhielten, hatten den Buchstaben „Z“ aufgedruckt. Mit diesen Essensmarken bekam man selten etwas.

Gusti Godl, eine Gashe, die im Paprikakistl wohnte, half uns oft, wenn es uns schlecht ging. Außerdem war sie die Firmpatin unserer Schwester Kathi.

Wenn Gusti Godl mit Frau Karasek, einer Bekannten von ihr, zum Hanssteich ging, nahm sie uns mit. Frau Karasek hatte einen Sohn, den Fritz. Fritz hatte ein Auge auf unsere Schwester Kathi geworfen.

Später, als wir in Auschwitz waren, schickte Fritz uns Esspakete. Er versuchte sogar, uns in Auschwitz zu besuchen, was niemandem gestattet wurde. Das alles tat er Kathi zuliebe. Die Frau des Glasereibesitzers, die auf der Hernalser Hauptstraße wohnte, gab uns auch ab und zu etwas zu essen – Brot oder Erdäpfel. Manchmal schenkte die Milchfrau in der Nebengasse meiner Mutter Milch.

**« Die Essensmarken, die wir Roma und Sinti erhielten, hatten den Buchstaben „Z“ aufgedruckt. Mit diesen Essensmarken bekam man selten etwas »**

### „Spanische Gitter“

Als Karli und ich mit der Straßenbahn wieder einmal zu unserer Großmutter auf die Hellerwiese fuhren, waren sämtliche Wohnwägen mit spanischen Gittern eingezäunt. Meine Großmutter merkte sofort, dass ich deswegen erschrocken war.

Unter ihrem Bett hatte sie immer drei, vier Keramiktöpfe. Sie zog einen hervor, in dem ein Pilz in einer rötlichen Flüssigkeit zu sehen war. Sie gab mir einen Esslöffel davon zu trinken. Sofort ging es mir besser.

Die Baranca war unter den Rom für ihre Heilkunst bekannt. (Später erfuhr ich, dass dieser Pilz penizillinhaltig war.)

### Ein Gitter auch für uns

Zuhause erzählten wir unserer Mutter von dem Zaun. Sie wurde ernst und sagte: „Bald wird es uns auch so ergehen.“ Sie behielt recht mit ihrer Befürchtung. Ein paar

Tage später kamen Männer mit einigen Lastwägen. Die Männer hatten schwarze Uniformen mit Totenköpfen. Sie luden das gleiche spanische Gitter von ihren Lastwägen ab, das wir bei unserer Großmutter gesehen hatten.

Das eiserne Gitter war etwa einen Meter hoch und siebzig Zentimeter breit. Man konnte es wie eine Ziehharmonika auseinanderziehen und zusammenschieben. Oben war es mit messerscharfen Spitzen besetzt.

Die Männer grenzten mit diesen Gittern unser kleines Heim ein. Vor unserem Haus ließen sie ein wenig Platz frei, damit wir ein- und ausgehen konnten. Auf diesem spanischen Reitergitter war eine Blechtafel angebracht, auf der eine Warnung stand: Jeder Missbrauch wird bestraft!

Sie verließen uns mit der Drohung: „Wehe, wenn ihr den Zaun auch nur einen Zentimeter verschiebt!“

### „Loli Tschai“

Eines Tages besuchten uns zwei Frauen. Sie waren keine Romnja, sprachen aber perfekt Romanes. Ich konnte mir das nicht erklären.

Später erfuhr ich, dass eine der beiden Frauen die berühmte „Loli Tschai“ war. Diesen Namen („rothaariges Mädchen“) erhielt sie von den Roma, welchen sie immer Besuche abstattete. Mit ihrem bürgerlichen Namen hieß sie Eva Justin. Sie spielte die Rolle einer liebenswürdigen, hilfsbereiten Frau so perfekt, dass sehr viele Roma und Sinti ihr heuchlerisches Tun nicht erkannten.



**Mongo Stojka überlebte die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Buchenwald und Flossenbürg. Von seiner Familie überstanden nur sechs den Völkermord**



**Das Denkmal für ermordete Lovara, Sinti und Roma am ehemaligen Hauptstrastplatz Hellerwiese, heute Barankapark-Hellerwiese**

Bei ihren Besuchen erfuhr sie viel über Namen und Aufenthaltsorte anderer Roma und Sinti, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken. Wie sich später herausstellte, gab sie ihre Informationen an die Gestapo weiter. Nach ihren Besuchen wurden ihre Gastgeber (Roma und Sinti) mit dem „Grünen Heinrich“ abgeholt und verhaftet.

### Mami – Baranca

Karli und ich wollten wieder einmal unsere Großmutter auf der Hellerweise besuchen. Alle Wohnwägen waren leer. Kein einziger Rom war zu sehen. Die Nazis hatten sie alle „weggebracht“. Wir haben sie seitdem nie mehr wiedergesehen, und bis heute wissen wir nicht, wohin sie verschleppt wurden.

*Unsere Großmutter mit weißen Haaren  
sah auf uns Kinder seit vielen Jahren.  
Gutmütig war sie, kannte alle Kräuter.*

*Den Kranken machte sie gesund,  
sogar den Dackel. – Die Kunst des Heilens war der Grund.  
Als Mensch war sie wunderbar,  
ihr schöner Name Baranca war.  
Auch diese Frau mit goldenem Herzen  
verlor ihr Leben im KZ unter großen Schmerzen.*

### Das Paket

Wir erhielten ein braunes Paket. Es war mit einer Schnur zusammengebunden. Absender war die SS-Verwaltung, Konzentrationslager Mauthausen.

Mutter schnitt mit der Schere die Schnur durch und öffnete das Paket. Wir waren alle sehr neugierig, was wohl in dem Paket sei. Mutter erschrak sehr, als sie Vaters Pepita-Anzug sah. Sie nahm den Anzug, etwas Wäsche und Schuhe aus der Schachtel. Den Schuhen fehlten die Sohle und der Absatz. Beim Ausräumen von Vaters Sachen fiel ihr eine kleine Schachtel aus den Händen. Der Deckel der Schachtel sprang auf, und der Inhalt verteilte sich auf dem Boden. Es waren Asche und kleine Knochen. Mutter schrie auf und brach in Tränen aus. Immer wieder sagte sie: „Ga toi si dumaro Dad – seht, die paar Knochen und das bisschen Asche sind euer Vater!“

**« Kein einziger Rom war zu sehen. Die Nazis hatten sie alle „weggebracht“. Wir haben sie seitdem nie mehr wiedergesehen, und bis heute wissen wir nicht, wohin sie verschleppt wurden »**

Wir Kinder wussten nicht gleich, was geschehen war, aber wir begannen auch zu weinen und hielten uns an Mutters Kleid fest. Wir waren alle verzweifelt. Am nächsten Tag ging unsere Mutter mit der Urne zum Grab seines Vaters am Meidlinger Friedhof. Bevor sie die Urne begrub, sagte sie: „Kere awilan wakar. Bale amende san – du bist nach Hause gekommen, Wakar. Jetzt bist du wieder bei uns“.

Mein Bruder erzählt darüber: „Ich konnte nicht begreifen, dass dieses bisschen Asche und die wenigen Knochen Teile mein Vater sein sollten. Ich verstand nicht, dass er tot war.

Deswegen beschloss ich, ihn zu suchen. Ich wusste, dass er gern das Kongressbad besuchte, und hielt dort nach ihm Ausschau. Wenn ich auf der Straße ging, schaute ich den fremden Männern ins Gesicht, in der Hoffnung, Vater zu erkennen.“

Lesetipp:

Mongo Stojka  
**Papierene Kinder**  
 Glück, Zerstörung und Neubeginn einer Roma-Familie in Österreich  
 Molden Verlag, 2000



„Widerstehen“ – 1995 das Motto einer Kundgebung anlässlich der Bombenanschläge von Oberwart, bei denen vier Roma starben

# Das Verbrechen der Auslöschung

*Über die Notwendigkeit der Erinnerung an die ermordeten Roma und Sinti*

Doron Rabinovici

**D**ort waren Roma und Sinti gewesen, dort waren sie ermordet worden. Meine Mutter hatte – ich war wohl noch ein Halbwüchsiger – sie irgendwann erwähnt, als es um die Vernichtung im Lager ging. Sie hatte nicht die Worte Roma und Sinti verwendet. Diese Begriffe waren damals noch weithin unbekannt. Auch ich lernte sie erst später kennen. Wir gebrauchten die Bezeichnungen, die ebenfalls die Täter benutzt hatten.

Mutter erzählte nie ausführlich von den Massendenken, doch ich erinnere mich, wie sie einmal oder vielleicht sogar zweimal von den Roma und den Sinti dort begann und dann wieder – unvermittelt – verstummte.

Ganze Familien und Sippschaften, von den Kleinsten bis hin zu den Greisen, ob Frauen oder Männer – sie waren alle umgebracht worden. Ohne lange zu fackeln ...

Ich weiß nicht mehr, weswegen Mutter davon anfing, denn sie sagte in meiner Jugend kaum irgendetwas über das, was ihr und den Ihren angetan worden war. Auch damals war es wahrscheinlich nur ein Satz von ihr, nicht mehr – und dann ihr Innehalten, doch eben dieses Schweigen bedeutete mir, dem Burschen, der ich war, mehr als jedes Wort.

Vom Brudervolk der Roma sprach stets Rudolf Gelbard, der als Jugendlicher nach Theresienstadt zwangsverschleppt worden und dem Massenmord



**Vier junge Männer aus der Roma-Siedlung kommen hier in der Nacht vom 4. auf 5. Februar 1995 ums Leben**



**Bundeskanzler Franz Vranitzky besucht vier Tage nach dem Anschlag die Roma-Siedlung in Oberwart**

entronnen war. Simon Wiesenthal schwieg gleichfalls nicht von diesem Genozid. Er versorgte den Zentralrat Deutscher Sinti und Roma mit Dokumenten, die notwendig waren, um frühere SS-Mörder in den Verfahren zu überführen. Er steuerte Beweise gegen Pery Broad bei, gegen den einstigen Leiter der „Politischen Abteilung“ in Auschwitz, verantwortlich für das Ermorden und Verbrennen von 3.000 Roma.

Geprägt vom Denken und Fühlen dieser Überlebenden verfasste ich im Herbst 2021 für die Zeitung *Der Standard* einen „Kommentar der Anderen“, in dem ich beklagte, dass auf der Namensmauer für die

österreichischen Opfer der Shoah nicht auch der Roma und Sinti gedacht wird, die vernichtet wurden.

Auf 160 Granitafeln wird die Erinnerung an die 64.440 ermordeten jüdischen Österreicher:innen aufgerufen. Die Eröffnung im November 2021 war ein offizielles Ereignis, das im öffentlich-rechtlichen Rundfunk übertragen und über das in allen Medien berichtet wurde. Jene, von deren Tod kein Grab je künden wird, sind hier aufgelistet und haben einen weithin sichtbaren Platz gefunden, an dem sie je einzeln und gemeinsam betrauert werden können.

Die Namensmauer ist indes nicht der erste Ort, der jenen gewidmet ist, die als jüdische Österreicher:innen ausgelöscht wurden. Seit dem Jahr 2000 steht am Judenplatz das Werk von Rachel Whiteread. Viele, die aus anderen Ländern herkommen, um hier nach den Spuren jüdischen Lebens zu suchen, stoßen auf dieses Monument. Die nach außen umgestülpte und in sich verschlossene Bibliothek setzt uns all dem aus, was untröstlich bleibt und jenseits aller Vorstellung liegt. Es ist gerade diese Verweigerung, mit der sich Whitereads Arbeit jeglicher Auflösung versperrt, die überzeugt.

**« Mutter erzählte nie ausführlich von den Massenmorden, doch ich erinnere mich, wie sie einmal oder vielleicht sogar zweimal von den Roma und den Sinti dort begann und dann wieder – unvermittelt – verstummte »**

Da ist auch das Mahnmal auf dem Areal des ehemaligen Aspangbahnhofes, auf dem festgehalten ist, dass von den 47.035 hier Deportierten nur 1.073 überlebten. Seit 2002 sind zudem im Vorraum des Wiener Stadtempels die Namen der Ermordeten zu lesen. Hier trauert die Kultusgemeinde selbst um das, was und wer sie einst war. Das ist die wohl intimste dieser Trauerstätten in der Stadt. Was hier in Stein gehauen ist, beansprucht nicht viel Raum und erregt auch kaum allgemeines Aufsehen. Ein Totenbuch aus drehbaren Schiefertafeln, in dem geblättert werden kann.

**Das Leid der Roma wird immer noch verschwiegen**

Während mehrere Orte im Zentrum Wiens den jüdischen Opfern gewidmet sind, erhielt die Erinnerung an die ermordeten Roma und Sinti immer noch keinen würdigen Platz in dieser Stadt. Da ist zwar ein Gedenkstein im Favoritner Barankapark, doch der ist nur jenen Familien gewidmet, die von dort in die Konzentrationslager deportiert wurden. Ein angemessen würdiger Ort für alle ermordeten Roma und Sinti im Zentrum fehlt.

Vielleicht war es Ceija Stojka, die mich erkennen ließ, wie ungeheuerlich es ist, wenn vom Leid ihres Volkes nicht die Rede ist. Ich traf in den frühen 1990er-



**Michael Racz, Oberwarths Bürgermeister, Kanzler Franz Vranitzky, Landeshauptmann Karl Stix und Roma-Vertreter Rudolf Sarközi in Oberwart**

Jahren auf diese Romni. Damals wurden ihre Bilder im Amerlinghaus zum ersten Mal ausgestellt. Ich weiß das genaue Datum nicht mehr, doch ich sollte – so wollte es Ceija – bei der Vernissage ein Gespräch mit ihr führen. Ich weiß noch, wie stark sie auftrat und mit wie viel kluger Ironie, ja, mit welchem Sarkasmus sie meine Fragen zu beantworten wusste. Die jüdische Gemeinschaft habe es zumindest geschafft, meinte Ceija, als Opfer wahrgenommen zu werden. Die Geschichte ihrer Leute bliebe aber ausgeblendet. Wo, so fragte Ceija mich, sei die Solidarität derer geblieben, die doch gemeinsam in den Vernichtungslagern gelitten hatten?

Im Jahr 2021 war wenige Wochen, ehe die Wiener Namensmauer enthüllt wurde, auch eine in Amsterdam eingeweiht worden. In den Niederlanden war es eine Selbstverständlichkeit gewesen, auch alle Opfer der Roma aufzulisten. Aber es war bezeichnend und keineswegs eine bloße Unachtsamkeit, dass in Österreich allein die jüdischen Opfer Erwähnung fanden. Wie lange hatte es hier, in jenem Land, das Hitlers Heimat und eine Brutstätte des Nationalsozialismus gewesen war, gedauert, bis die Erinnerung an die Shoah einen würdigen Platz erhielt?

Noch im Jahr 2000 war das Mahnmal am Judenplatz auf heftigen Widerstand gestoßen. Damals hatte die FPÖ gegen die Erinnerung an die Shoah mobilisiert. Erst

2018 kam die türkis-blaue Regierung dem Wunsch des Überlebenden Jakob Tutter nach. Die Freiheitlichen vermeinten, mithilfe des Gedenkens vergessen machen zu können, wie tief der Antisemitismus in ihrer Partei weiterhin verankert ist. So sollte von den vielen sogenannten Einzelfällen abgelenkt werden, in denen deutlich wurde, welche Kontinuitäten einschlägiger Vergangenheit in diesem ideologischen Lager noch weiterwirken.

Auf der Namensmauer sind – recht prominent – Bundeskanzler und Bürgermeister erwähnt. Wenn im Sommer 2019 nicht ein Video aus Ibiza aufgetaucht wäre, auf dem der freiheitliche Parteiohmann offen dargestellt hatte, wie er dem Rechtsstaat, der unabhängigen Presse und der liberalen Demokratie den Garaus zu machen gedanke, wäre wohl auch der Name jenes kurzzeitigen Vizekanzlers zu lesen gewesen, der noch wenige Jahre zuvor am 8. Mai, dem Tag des Sieges über den Nationalsozialismus zur Kundgebung am Heldenplatz lud, um das Ende des Krieges und die Niederlage der Wehrmacht zu betrauern. Als Vizekanzler huldigte er 2018 dem Mythos von den selbstlosen und vollkommen schuldlosen Trümmerfrauen und enthüllte auf einem Privatgrundstück an der Mölkerbastei eine Skulptur, mit der die Stadt Wien zu Recht nichts zu tun haben möchte, weil sie nichts als Geschichtsklitterung ist.



**Ceija Stojka (mit Therezija Stoisits) anlässlich zehn Jahre Anerkennung der Sinti und Roma als Volksgruppe durch den Nationalrat**

Wen wundert's, wenn es der türkis-blauen Regierung kein besonderes Anliegen war, die Opfer der Roma zu ehren. Die Hetze gegen Roma gehört weiterhin zum Repertoire der FPÖ. 2020 verbreitete der Vizeklubobmann der steirischen Freiheitlichen, Stefan Hermann, ein Hassvideo gegen Roma und vergaß nicht, seinem Posting beizufügen: „Unsere Großeltern nannten sie Zigeuner.“

Ach ja, die Großeltern ... Zu deren Zeit hatte wohl der stellvertretende Gauleiter der Steiermark, Tobias Portschy, seine Denkschrift unter dem Titel „Die Zigeunerfrage“ verfasst. Portschy war Vordenker des Massenmords. 1949 wurde er zu fünfzehn Jahren schweren Kerkers verurteilt, doch schon 1951 amnestierte ihn Bundespräsident Theodor Körner. Er wohnte als geachteter Bürger in Rechnitz und – wie könnte es denn anders sein? – als Mitglied der FPÖ. Noch Anfang der 1990er-Jahre prahlte Portschy damit, die Roma den Juden gleichgestellt zu haben, denn die gehörten alle weg. Portschy sagte in die Kamera: „Die Zigeuner sind keine Menschen.“

### **Ausgrenzung in der Ersten und Zweiten Republik**

1940 begann die Deportation von Roma und Sinti aus dem Deutschen Reich. Hunderttausende Roma und Sinti wurden im nazistischen Europa ermordet. Nach 1945 wurde den Roma in Österreich kein Mitgefühl entgegengebracht. Im Gegenteil. Die Ausgrenzung in der Zweiten Republik schloss an jene in der Ersten an. Nicht wenige, die ohne Papiere der Vernichtung entronnen waren, galten, da sie über keine Ausweise verfügten, nun als „staatenlos“, weshalb sie außer Landes geschafft werden sollten. Dieser Erlass gegen, wie es hieß, „das Zigeunerunwesen“ stammte nicht von Nazis, sondern von der neuen Koalition in Wien. Es wurde 1948 vom sozialistischen Innenminister Oskar Helmer verfügt. Auf Entschädigung durften Roma lange nicht hoffen. Was Roma bis 1945 von staatlichen Stellen angetan worden war, wurde nach 1945 von staatlichen Stellen angezweifelt.

**« Der Terrorist irrte sich nicht. Er irrte sich nicht in uns. Wäre es heute denn so sehr anders? Wie viele von uns sind bereit, für jene, die als Roma und Sinti in Europa verleumdet und verfolgt werden, einzustehen? »**

Keineswegs überwunden ist, was in den Massenmord führte. 1995 – noch lebte Portschy unweit des Tatorts – tötete eine Bombe vier Oberwarter Roma. Die Polizei fiel – ungeachtet des eindeutig rassistischen Schildes an der Sprengfalle: „Roma zurück nach Indien“ – in die Häuser der Hinterbliebenen ein, frei nach dem Motto: „Verdächtig und schuldig ist allemal der Rom.“

Jörg Haider verkündete sogleich, die Motive fürs Verbrechen seien die Stammesfehden und die Volkssitten der Opfer. Kurz darauf zog bei einem Welser Faschingsumzug eine Truppe mit, deren Verkleidung allen Feindbildern entsprach. Der Moderator höhnte: „Bitte jetzt keine Bomben werfen!“ Die Menge johlte.

Als die Opfer des Attentats in Oberwart begraben wurden, drängte die Presse mit ihren Kameras und Mikrofonen nach vorne, hindurch zwischen den Hinterbliebenen, den Persönlichkeiten aus der hohen Politik, den vielen anderen, die herbeigeströmt waren, darunter auch ich. Ich erinnere mich daran, wie eine junge Romni einen der vielen Journalisten anfuhr: „Steigen sie gefälligst vom Grab herunter. Sie stehen auf meinem Großvater!“ Die Trauer der Nächsten wurde überlagert von der Sensationsgier und Schaulust einer Öffentlichkeit, die nie an jenen, die nun bestattet wurden, interessiert gewesen war, solange sie gelebt hatten.

Der Attentäter von Oberwart, der jene Bombe damals installiert hatte, konnte damit rechnen, dass nur ein Rom oder eine Romni versuchen würde, die Tafel zu entfernen, auf der die Hassparole stand. Es war dem Mörder

klar, wer in der burgenländischen Gemeinde ausgegrenzt war, und wer allein sich angesprochen fühlen würde. Der Terrorist irrte sich nicht. Er irrte sich nicht in uns.

Wäre es heute denn so sehr anders? Wie viele von uns sind bereit, für jene, die als Roma und Sinti in Europa verleumdet und verfolgt werden, einzustehen? Mit dem Hass auf Roma kann in vielen Ländern der Union der Gegenwart Politik gemacht werden. Auch in Österreich sind Roma weiterhin ausgegrenzt und diskriminiert. Die Hetze gegen sie gehört immer noch zum gesellschaftlichen Konsens.

### **Roma und Sinti sind die eigentlichen Europäer**

Ich konnte im Laufe meines Geschichtsstudiums lernen, wie Entrechtung und Verfolgung auch nach 1945 weiterwirkten. Auf meinen Lesetouren und Reisen in Bulgarien, in Ungarn, doch auch in Tschechien musste ich sehen, wie Roma dort behandelt wurden. Ich hörte, wie abfällig viele Menschen dort von ihnen redeten.

Dabei gibt es kein Volk auf diesem Kontinent, das die Überwindung der engen nationalen Grenzen und die Integration der europäischen Union besser repräsentiert. Roma und Sinti sind die eigentlichen Europäer – im besten Sinne des Wortes. Die Hetze gegen sie im vereinten Europa richtet sich gegen das in liberaler Demokratie und Rechtsstaatlichkeit vereinte Europa selbst, richtet sich gegen uns alle innerhalb der Union.

Aber die Ressentiments stoßen auch auf Widerstand. Ein neues Selbstbewusstsein gewinnt an Kraft. 1991 durfte ich miterleben, wie im Republikanischen Club – Neues Österreich, dessen Sprecher ich seit 1986 bin, der Verein Romano Centro gegründet wurde. Erst durch meine Freundschaft mit dem großartigen Musiker Harri Stojka und seiner Frau Valerie konnte ich jedoch mehr vom Leben und von der Kultur der Roma verstehen, denn zuvor war es eher ihre Leidensgeschichte gewesen, der ich nachgegangen war. Gemeinsam traten wir auf; Harri musizierte mit seiner Band und ich las aus meinen Texten. Mein Vater stammte aus dem moldawischen Rumänien und die Weisen, die er stets gesungen hatte, waren auch von den Rhythmen und Tönen durchwirkt, denen ich nun lauschen durfte, wobei Harris Klangwelt und Virtuosität eine Eigenwilligkeit und Vorstellung kennzeichnen, die mich sogleich überwältigten.

Als mich wiederum Matthias Hartmann aufforderte, eine Textcollage aus den Erinnerungen jüdischer Überlebender zusammenzustellen, um die Aufführung „Die letzten Zeugen“ auf die Bühne zu bringen, bestand ich darauf, dass der Massenmord kein jüdisches Verbrechen gewesen sei, sondern ein nationalsozialistisches. Ich forderte ein, auch eine Erinnerung einzufügen, die das Schicksal der Roma schildern sollte. Es brauchte eine eigene und starke Stimme, die hier zu Wort kommen sollte. War es ihr Neffe Harri, der mich sogleich an Ceija denken ließ? Oder brachte mich vielleicht eher Valerie

auf die Idee? Ich kannte den Film „Ceija Stojka“. Die Regisseurin Karin Berger dieser Dokumentarproduktion war es, die mir die Bücher von Ceija näherbrachte. Einzigartig sind ihre Beschreibungen dessen, was ihr und den Ihren zugefügt worden war. „Wir leben im Verborgenen“ hieß ihre erste Veröffentlichung. Besonders eindringlich für mich war das kleine Bändchen: „Träume ich, dass ich lebe? Befreit aus Bergen-Belsen“. In einem der Gedichte von Ceija Stojka heißt es: „auschwitz ist mein mantel, / bergen-belsen mein kleid / und ravensbrück mein unterhemd. / wovor soll ich mich fürchten?“

Ceija Stojka verstarb vor der Premiere der Aufführung „Die letzten Zeugen“, doch ihr Sessel blieb leer auf der Bühne, darauf ihr Schal. Ceijas Erinnerungen wurden von einer Schauspielerin des Burgtheaters verlesen. Am Ende der Vorstellung war es eine Tonaufnahme von Ceija Stojka, die zu hören war. Ihre Stimme erklang: „Es heißt immer, die Roma werden irgendwann einmal untergehen, in hundert oder zweihundert Jahren wird es keinen mehr geben. Da sage ich: ‚Nein, weil die bringt Kinder und die bringt Kinder und sie geben unsere Tradition weiter.‘“

Ceija hatte das letzte Wort. Ganz zum Schluss erklärte sie: „Ich bin sehr froh, dass mein Sohn Hojda unsere alten Lieder kennt. Er spielt auf der Gitarre, und Nuna, seine Frau, und Wilma (Ceijas Enkelin) singen dazu. Ich bin sehr glücklich darüber, dass sie diese



**Michael Horvath, der beim Anschlag zwei Enkel verlor, im Gespräch mit Bundeskanzler Franz Vranitzky**

Tradition weiterpflegen. Wenn ich bei ihnen bin, spür' ich, da sind mein Vater und meine Mutter, da sind meine Geschwister, und auch mein Großvater und meine Großmutter sind da. Alle, die nicht mehr sind, sind da und fühlen sich wohl.“

Ceija Stojka hatte recht. Es gibt eine neue Generation von Roma und Romnja, die jene alten Gesänge kennen und nicht verstummen, sondern das Wort ergreifen. Viele von ihnen kämpfen an gegen die Geschichtslügen, gegen den Rassismus und stehen selbstsicher zu ihrer Herkunft und ihrem Sein. Da ist etwa der Schriftsteller und Musiker Samy Mago, der mütterlicherseits jüdisch, doch dem Vater nach ein Rom ist. Da ist die Politologin Mirjam Karoly, die für Minderheitenrechte in ganz Europa eintritt. Da sind die Sängerinnen, Rapperinnen, Regisseurinnen und Schauspielerinnen, die Schwestern Simonida und Sandra Selimovic. Ich könnte viele nennen, und alle verlangen sie das Gedenken an den Genozid ein. Sie fordern ein Mahnmal im Zentrum Wiens. Unerträglich ist, dass es nicht schon längst existiert.

### **Ein Mahnmal im Zentrum Wiens muss her!**

Es steht mir nicht zu, einen bestimmten Ort oder eine konkrete Gestaltung vorzuschlagen. Einfallen könnten mir manche Plätze in der Inneren Stadt, die umgestaltet werden sollten. Raum ist hier vorhanden, und diesmal braucht es eine internationale Ausschreibung mit einer unabhängigen Jury, die auch Romani-Persönlichkeiten umfasst – und eine Ausstellung der verschiedenen Entwürfe.

Nein, kein Monument kann – so viel ist klar – dem, was den Opfern widerfuhr, ganz gerecht werden, doch nichts rechtfertigt, sich deshalb der Aufgabe nicht zu stellen. Im Gegenteil: Wer der Ermordeten nicht gedenkt, löscht sie abermals aus und mehrt noch weiter das namenlose Leid. Es geht darum, den Roma und ihrer Erinnerung endlich einen würdigen Platz zuzuerkennen.

Manche werden nun einwenden, dass es doch falsch sei, wiederum nur eine Gruppe herauszugreifen und nicht aller Ermordeten gleichermaßen zu gedenken. Zweifellos gilt es alle durch den Nazismus Verfolgten zu ehren, ob sie ihrer sexuellen Orientierung wegen, als Zeugen Jehovas, aufgrund ihrer Krankheit und Behinderung, ob sie als asozial Gebrandmarkte umgebracht wurden. Warum sollten ihre Namen nicht auch auf einer jener Granitafeln stehen?

Aber zugleich sollte klar sein, dass die Genozide sich von den anderen nazistischen Verbrechen unterscheiden. Die verwaltete Auslöschung all jener, denen aufgrund ihrer Herkunft die reine Existenz abgesprochen wurde, der maschinelle Massenmord, die – wie Hannah Arendt sagte – „Fabrikation von Leichen“ war das bis dahin Unvorstellbare. Es geht hier nicht um eine Hierarchie der Leidensgeschichte. Aber die jeweiligen Opfer gilt es auch nicht zu vermischen. Jede einzelne Verfolgung kann nur


in ihrer jeweiligen Besonderheit begriffen werden. Wer den Nazis politischen Widerstand entgegensetzte, wer nicht zum Wehrdienst bereit war, wer schlicht Menschlichkeit bewies und etwa Untergetauchten half – unter Einsatz des eigenen Lebens –, konnte zumeist begreifen, für das Regime ein Feind zu sein. Homosexualität stand unter Todesstrafe, wobei auch unter den Tätern sich sehr wohl Schwule fanden.

Der Plan aber, ein ganzes Volk zu vertilgen, vom Säugling bis zum Greis, die gesamte Erde von ihm säubern zu wollen, als wäre es eine Abart von Ungeziefer, war es, wofür es bis dahin noch keinen Begriff gab. Der Terminus Genozid wurde für diesen Tatbestand erst 1944 von dem Juristen Raphael Lemkin geprägt. Die Mörder wollten alle Roma und Sinti auslöschen. Nichts sollte von ihnen übrig bleiben. Wer der Erinnerung an das, was ihnen angetan wurde, keinen Raum gibt, wird zum Komplizen der Nazis und ihres Verbrechens.

**« Der Hass auf Roma und Sinti wird im Europa der Gegenwart weiterhin gehegt und gepflegt. Ihr Leid wird achtlos hingegenommen, als wäre es ein Naturphänomen »**

Es geht gar nicht darum, für die ermordeten Roma und Sinti irgendetwas zu fordern, was anderen Opfergruppen verwehrt wird. Es gibt mehrere Monumente, die der Shoah gewidmet sind; es existieren verschiedene Mahnmale für den Widerstand; auf dem Ballhausplatz steht eine abstrakte Steinstruktur in der Form eines X für die – namenlos gemachten – Deserteure; in der Heilanstalt am Spiegelgrund leuchten 772 Lichtstelen für jene, die im Namen angeblicher Volksgesundheit getötet wurden; am Alsergrund findet sich eine Bücherinstallation für homosexuelle Deportierte und im Resselpark am Karlsplatz soll ein grauer Regenbogen für sie errichtet werden.

Wieso wird dann aber just den Roma und den Sinti verweigert, was anderen zuerkannt wird? Die Antwort auf diese Frage ist leicht zu erteilen und schwer zu ertragen. Der Hass auf Roma und Sinti wird im Europa der Gegenwart weiterhin gehegt und gepflegt. Ihr Leid wird achtlos hingegenommen, als wäre es ein Naturphänomen.

Eben deshalb brauchen sie eine eigene Gedenkstätte im Zentrum Wiens, einen Ort und ein Kunstwerk der Erinnerung, ein Zeichen des Respekts vor den ermordeten Roma und Sinti – doch nicht zuletzt auch eines der Anerkennung für die lebenden. Es ist schon längst an der Zeit. 

# Fallen vermieden – Irritation bleibt

*Ein Berliner Museum versucht, Unvergleichbares unter ein Dach zu bringen*

Julia Hubernagel

**W**as bedeutet die Eröffnung des Dokumentationszentrums für Sie?“ Mit dieser Frage werden Besucher:innen des Dokumentationszentrums Flucht und Vertreibung in Berlin gleich zu Anfang der Ausstellung zur Abstimmung gebeten. Ein inklusives Museum wolle man sein, sagte die Direktorin Gundula Bavendamm schon beim Festakt am Montag. Überhaupt wählte sie ihre Worte vorsichtig, denn über das Dokumentationszentrum wurde lange diskutiert.

Kritik erntete vor allem der Fokus auf deutsche Vertriebene, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Ostgebieten nach Deutschland umsiedeln mussten. Die Befürchtung: Die Schuld des Nationalsozialismus würde durch das Einnehmen der Opferrolle zurückgedrängt. So werden unter dem Museumsdach, zentral nahe am Potsdamer Platz in Berlin gelegen, nun auch Fluchtbewegungen im 20. Jahrhundert allgemein vorgestellt.

**Im 20. Jahrhundert fliehen nahezu ständig Menschen**  
Doch kann das funktionieren, die Vertreibungen rund um den nationalsozialistischen Vernichtungskrieg in Zusammenhang mit jüngeren Fluchtbewegungen zu setzen? „Auf der Flucht ähneln sich die Erfahrungen“, heißt es eingangs auf einer Infotafel. „Die konkreten Ursachen und Folgen von Zwangsmigrationen sind dagegen sehr unterschiedlich.“

Im 20. Jahrhundert, das wird im Dokumentationszentrum deutlich, fliehen beinahe ständig irgendwo Menschen. Sei es der Kaschmir-Konflikt zwischen Indien und Pakistan, der Zerfall Jugoslawiens oder die Teilung Oberschlesiens nach dem Ersten Weltkrieg – neue Grenzen machen die Menschen zu Fremden in ihrem eigenen Land.

Aktuelle Fluchtbewegungen finden dabei ebenfalls Platz in der ersten Etage des Dokumentationszentrums. So ist in einer Vitrine das arg lädierte Smartphone von Bassem zu sehen, einem syrischen Geflüchteten, der sich

mit dem Handy den Weg durch Europa navigierte. Zudem hat er seine Flucht mit Fotos dokumentiert, durch die sich die Besucher:innen nun klicken können.

## **Integration als Erfolgsgeschichte präsentiert**

Die Bilderauswahl irritiert dabei jedoch zunehmend: Fotos von vollen Tellern in der Türkei und Halberstadt, dem Flughafen von Beirut oder dem Willkommensarmband um Bassems Handgelenk erschaffen beinahe den Eindruck, Flucht sei heute nicht viel mehr als eine aufwendige Reise.

Überhaupt erscheint die Integration von Geflüchteten in Deutschland im Dokumentationszentrum als Erfolgsgeschichte. Lebensgroß erzählen auf Videobildschirmen einstige Geflüchtete von ihrem neuen Leben in Deutschland. Darunter etwa Dat Vuong, der als Kind nach dem Vietnamkrieg aus Südvietnam floh und heute das bekannte Restaurant „Monsieur Vuong“ in Berlin-



**Ein Lern- und Erinnerungsort zum Thema Flucht, Vertreibung und Zwangsmigration vor allem im 20. Jahrhundert in Europa**



Die ständige Ausstellung beleuchtet auf 1.500 Quadratmetern politisch, ethnisch und religiös begründete Zwangsmigrationen



Flucht und Vertreibung der Deutschen im und nach dem Zweiten Weltkrieg bilden den Schwerpunkt der Präsentation



Über die Wendeltreppe gelangt man in den Teil des Hauses, der die NS-Vergangenheit zeigt

Mitte betreibt. Neben den Boatpeople und Geflüchteten aus Jugoslawien erzählt auch Christine Rösch ihre Geschichte auf dem großen Bildschirm. Die 92-Jährige hatte schon beim Festakt zur Eröffnung die Bedingungen ihrer Flucht 1946 aus dem Kuhländchen im heutigen Tschechien geschildert. Nur mit wenig Gepäck musste die damals 16-Jährige ihre Heimat verlassen, in der ihre Vorfahren seit annähernd 700 Jahren gelebt hatten.

### Passender Zeitpunkt der Eröffnung des Zentrums

Die unterschiedlichen Fluchtgeschichten so nebeneinander zu sehen, irritiert schon. Man wird so beinahe dazu angehalten, die Erlebnisse zu vergleichen: Dabei könnten die Fluchtursachen von Syrer:innen, Ostpreuß:innen oder auch Jüd:innen im Nationalsozialismus unterschiedlicher kaum sein.

Eröffnet hat das Dokumentationszentrum in einer denkbar passenden Woche. Der Überfall auf die Sowjetunion jährte sich zum achtzigsten Mal, zudem wurde der Weltflüchtlingstag begangen. Wie die Ideengeber des

« Aktuelle Fluchtbewegungen finden Platz in der ersten Etage des Dokumentationszentrums. So ist in einer Vitrine das arg lädierte Smartphone von Bassem zu sehen, einem syrischen Geflüchteten »

Museums politisch zur Thematik stehen, ist dabei nicht ganz leicht zu klären. Anstoß für ein Vertriebenenmuseum hatten 1999 der SPD-Politiker Peter Glotz und die damalige CDU-Abgeordnete Erika Steinbach gegeben. Steinbach, mittlerweile parteilos und der AfD nahestehend, ist zum Festakt nicht erschienen. Sie war bis vor einigen Jahren noch Präsidentin des Bundes der Vertriebenen (BdV).

### Am NS-Teil der Ausstellung führt kein Weg vorbei

Die Vertriebenenbünde gerieten immer wieder in die Schlagzeilen wegen der NS-Vergangenheit einiger Mitglieder und Forderungen nach der „Wiedergewinnung der Heimat“. Im Dokumentationszentrum wird das zumindest angerissen: Die Mehrheit der Sudetendeutschen habe damals den Anschluss an das Deutsche Reich befürwortet, heißt es.

Zum zweiten Teil der Ausstellung führt eine Wendeltreppe, wo Flucht und Vertreibung im Kontext nationalsozialistischer Politik gezeigt werden. Wer sich mit dem Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen beschäftigen will, der kommt in diesem Haus an Vernichtungspolitik und Nazi-Herrschaft nicht vorbei.

„Während man unten frei wählen kann, welche Themeninsel einen am meisten interessiert, wird man hier durch die Ausstellungsarchitektur gelenkt und geht erst in



Im Erdgeschoß werden auf etwa 450 Quadratmetern regelmäßig Sonderausstellungen präsentiert

die nationalsozialistische Zeit“, erklärt dazu Gundula Bavendamm, die Direktorin des Museums. „Hier befasst man sich mit der Verfolgung, Diskriminierung und Vertreibung der deutschen Juden, wir gehen ein auf den Zweiten Weltkrieg, den Deutschland begonnen hat, auf die verbrecherische Besatzungsherrschaft Deutschlands in Europa, auch auf den Holocaust, um dann überzuleiten zur Planung der Alliierten für die Vertreibung der Deutschen. Und dann kommen wir in die klassischen Kapitel wie Flucht, die großen Vertreibungswellen und auch noch die Integrationsgeschichte.“

### Die Ausstellung verzichtet auf Schuldzuweisungen

Das zweite Obergeschoß ist schließlich ganz den deutschen Vertriebenen nach dem Krieg gewidmet. 14 Millionen Menschen mussten aus ost-, mittel- und südosteuropäischen Gebieten fliehen, mehr als 600.000 sind dabei ums Leben gekommen. Hier haben die Museums-kurator:innen gute Arbeit geleistet. Auf Schuldzuweisungen, etwa in Richtung der Sowjetunion, die die Ostgebiete einnahm, wird verzichtet. Immerhin, so erfährt man in der Ausstellung, hat auch die britische Regierung die Aussiedlung deutscher Minderheiten aus Ost- und Mitteleuropa befürwortet.

Auch liest die Besucherin, dass die Zwangsumsiedlung deutscher Bevölkerungsgruppen nicht erst nach Kriegsende einsetzte. Im Rahmen des Deutsch-

Sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrags von 1939 drängten SS-Dienststellen mehr als eine halbe Million Deutsche, ihre Heimat im Baltikum, Polen und Rumänien zu verlassen und „heim ins Reich“ zu kommen – meist in die von Nazideutschland annektierten Teile Polens.

### „Diese Kleinkinder suchen ihre Eltern“

Während auf der zweiten Etage zunächst die politischen Gründe für die Vertreibung der Deutschen mittels genauer Karten und historischer Erklärungen deutlich gemacht werden, rücken später persönliche Schicksale in den Vordergrund.

„Diese Kleinkinder suchen ihre Eltern“ steht auf einem Plakat mit Bildern allein aufgefunderer Kinder, auch weiße Armbinden, die die Deutschen in den Ostgebieten nach dem Krieg als Erkennungsmerkmal tragen mussten, sind zu sehen. Hier ein Teddybär, dort ein Kaffeeservice aus einer sudetendeutschen Heimatstube – gegen Ende wird die Ausstellung doch etwas rührselig.

Doch bei den Besucher:innen kommt das gut an. Sie schwelgen in Erinnerungen an die eigene Kindheit. Überhaupt scheint der Altersdurchschnitt hoch: Die meisten Besucher:innen sind deutlich über sechzig.



**Information:** [flucht-vertreibung-versoehnung.de](http://flucht-vertreibung-versoehnung.de)

# Die Welt von morgen

*Die Visionen der aus Wien vertriebenen Künstlerin Friedl Dicker*

Caroline Wohlgemuth

**A**ls Malerin, Innenarchitektin und Designerin hatte Friedl Dicker in den 1920er- und 1930er-Jahren große Erfolge. In Theresienstadt gab sie Hunderten Kindern im Geheimen Zeichenunterricht und damit ein bisschen Hoffnung. Sie malte, bastelte und spielte mit ihnen Theater, alles, um „ihren“ Kindern einen Raum für das Schöne und Gute im Leben zu bewahren. Friedl Dicker wurde am 9. Oktober 1944 in Auschwitz ermordet. Doch ihre Visionen einer besseren Welt lebten weiter und sind heute aktueller denn je.

## **Friedericke Dicker als „Kind“ der Wiener Moderne**

Es war das Zeitalter Gustav Klimts, Koloman Mosers, Joseph Maria Oblrichs, Josef Hoffmanns und Adolf Loos’,



**Der Entwurf eines Gartenzimmers von Friedl Dicker und Franz Singer um 1927**

als Friedericke Dicker in Wien zur Welt kam. Sie wurde am 30. Juli 1898 in eine jüdische Familie geboren, etwas mehr als ein Jahr nach der Gründung der Wiener Secession und damit der Geburtsstunde der Wiener Moderne. Wien nahm damals eine Pionierstellung in der Baukunst ein und leistete einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der modernen Architektur und des modernen Designs, weit über die Grenzen der Metropole hinaus.

Simon Dicker, Friederickes Vater, kam aus dem kleinen Ort Usshorod in der heutigen Ukraine, Friedls Mutter Karolina, geborene Fanta, war eine Wienerin. Das Mädchen hatte keine einfache Kindheit, denn ihre Mutter starb, als es erst dreieinhalb Jahre alt war. Karolina Dicker war es auch, die ihre Tochter liebevoll „Friedl“ nannte, ein Kosenamen, den sie ihr gesamtes Leben beibehielt. Geschwister hatte Friedl keine, und so wurde sie zunächst von ihrem Vater alleine großgezogen.

Simon Dicker heiratete ein zweites Mal, die junge Wienerin Charlotte Schön. Friedl wuchs in der Hahngasse im malerischen Servitenviertel auf, nur einige Gehminuten von den Wohnungen Sigmunds Freuds und Theodor Herzls in der Berggasse entfernt, und später in der Bleichergasse im selben Bezirk. Bereits in sehr frühen Jahren entdeckte das Mädchen ihr kreatives und künstlerisches Talent. Im Papiergeschäft, in dem ihr Vater beschäftigt war, verbrachte die kleine Friedl jede freie Minute. Dort fand sie alles, um ihrer Fantasie und Kreativität freien Lauf zu lassen – Ton, Stifte, Scheren, Klebstoff, Malfarben und Papier. Im Alter von sieben bis neun Jahren nahm sie an einem privaten Kinderzeichnerkurs des österreichischen Malers und Bühnenbildners Alfred Roller teil und ging in die Bürgerschule für Mädchen. Von 1912 bis 1914 besuchte sie die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.

Zwei Tage vor ihrem 16. Geburtstag brach der Erste Weltkrieg aus. Während des Krieges, von Oktober 1915 bis Juni 1916, studierte sie an der Kunstgewerbeschule (der Vorgängereinstitution der heutigen Universität für angewandte Kunst Wien). Dort besuchte sie die Werkstätte für Textil der Textilkünstlerin Rosalia Rothansl

und belegte Kurse des österreichischen Malers Franz Čížek. Um etwas Geld zu verdienen, arbeitete die junge Studentin fürs Theater, nähte Kostüme und stellte Requisiten zusammen.

Parallel zu ihrem Studium an der Kunstgewerbeschule besuchte Friedl ab dem Jahr 1916 die private Kunstschule des Schweizer Malers Johannes Itten. Dort lernte die angehende Künstlerin nicht nur die Malerei, sondern auch ihre große Liebe kennen: Franz Singer, ihren späteren langjährigen Geschäftspartner und Liebhaber. Er war um zweieinhalb Jahre älter als sie und kam aus einer großbürgerlichen, kinderreichen jüdischen Familie aus Wien. Als Johannes Itten 1919 seine Schule in Wien schloss, um mit seiner Lehrtätigkeit am neu gegründeten Bauhaus in Weimar unter Walter Gropius zu beginnen, begleiteten ihn einige seiner Wiener Schüler:innen dorthin, darunter die junge Friedl, deren Freundin Anny Wottitz und Franz Singer.

### **Ihre Leistungen zählten zu den besten am Bauhaus**

Am Bauhaus wurde nach einem vollkommen neuen künstlerischen Ausbildungskonzept unterrichtet. Großer Wert wurde auf eine interdisziplinäre, fächerübergreifende Ausbildung gelegt. Dabei stand das Experimentieren mit Farben, Formen und Materialien im Mittelpunkt, handwerkliche und künstlerische Fertigkeiten wurden gleichermaßen unterrichtet.

Friedl besuchte die Werkstätte für Weberei und die Bühnenwerkstatt, war aber auch in anderen Werkstätten aktiv. Die damals 21-jährige Studentin gestaltete Bücher und Kinderspielzeug und erlernte die Technik der Lithografie. Friedls Lieblingsmaler Paul Klee wurde 1921 als Lehrer ans Bauhaus berufen. Ab da sah sie ihn täglich, schaute ihrem „Meister“ beim Malen zu und besuchte seine Vorlesungen über das Wesen der Kunst und die kindliche Fantasie. Die Bekanntschaft mit Paul Klee und dessen Kunst beeinflussten Friedls gesamtes weiteres Leben.

Aber nicht nur die Malerei, sondern auch das Theater und die Bühnengestaltung waren Friedls große Passion. Gemeinsam mit Franz Singer arbeitete sie in der Theaterabteilung des Bauhauses.

Walter Gropius schwärmte über die junge Künstlerin: „Fräulein Dicker war in der Zeit vom Juni 1919 bis September 1923 Studierende des Staatlichen Bauhauses in Weimar. Sie hat sich während dieser Zeit durch ihre seltene und außerordentliche künstlerische Begabung stets hervorgetan und das besondere Augenmerk der ganzen Lehrerschaft auf ihre Arbeiten gerichtet. Die Vielseitigkeit ihrer Begabung und ihre große Energie hatten zur Folge, dass ihre Leistungen und Arbeiten zu den allerbesten des Instituts gehörten und dass sie schon während ihrer Studienzeit zur Tätigkeit als Lehrerin mit herangezogen werden konnte. Als ehemaliger Leiter und Begründer des Staatlichen Bauhauses in Weimar verfolge



**Friedl Dicker um 1937, Johannes Beckmann, Kunstsammlung und Archiv der Universität für angewandte Kunst**

ich mit großem Interesse die künstlerische Tätigkeit des Fräulein Dicker.“<sup>1</sup>

### **Dicker bringt das Bauhaus nach Wien**

Nach ihrem Studium in Weimar gründete Friedl gemeinsam mit Franz Singer die Werkstätten Bildender Kunst in Berlin. Das kreative Designer-Duo gestaltete Theaterbühnen und -Kostüme, Bücher, Textilien, Grafiken und Kinderspielzeug. Mitte der 1920er Jahre zog Friedl von Deutschland wieder zurück in ihre Geburtsstadt.

Gemeinsam mit ihrer Freundin Martha Hauska mietete sie sich ein Atelier in der Wasserburggasse 2 im neunten Bezirk, wo sie gewebte Stoffe und Handtaschen anfertigte. Franz Singer folgte ihr im Februar 1926 nach Wien und schloss sich noch im selben Jahr Friedls Atelier

an. Schon bald florierte die Ateliergemeinschaft der beiden Bauhäusler: Gemeinsam entwarfen sie futuristische Häuser, richteten Wohnungen ein, gestalteten Geschäfte und einen modernen Montessori-Kindergarten. Auch als Möbeldesigner waren die beiden visionär: Sie entwarfen innovative Möbel, Lampen und Stoffe, mit denen sie allein in Wien mehr als fünfzig Innenräume gestalteten.

Bei den gemeinsamen Projekten war Friedl in erster Linie für die Innenarchitektur und Möblierung sowie für die Auswahl der Farben, Materialien und Stoffe zuständig. Möbelstoffe, Teppiche und Tagesdecken wurden von ihr entworfen und im Atelier in Handarbeit angefertigt. Friedl war die Seele des Ateliers. Sie achtete auf alle Details, experimentierte unermüdlich mit neuen Formen und Farben und zauberte eine besondere Atmosphäre in die Räume, die sie gestaltete. Sie gab ihnen das gewisse Etwas, etwas Wohnliches, aber zugleich auch Magisches. Franz Singer, für die Architektur zuständig, überlegte sich rational-technische Lösungen und signierte die Entwürfe



Entwurf der Plastik „Anna selbtritt“ von Friedl Dicker

selbstbewusst mit seinem Namen. „Vergesst nicht auf die Friedl! Das Design, die Oberflächen, die Farbigkeit, die Stoffe – das alles war der Einfluss von Friedl. Ihr Beitrag im Atelier war beachtlich!“, erinnerte sich Leopoldine Schrom, eine langjährige Mitarbeiterin des Ateliers. Friedl dokumentierte und signierte ihre Arbeit jedoch nicht und stand immer im Schatten ihres Partners.

Friedl Dicker und Franz Singer, die selbst keine Architekten waren, holten sich Absolvent:innen der Technischen Hochschule Wien (heute die TU Wien), die für die technischen Details verantwortlich waren. Anna Szabo, Eugenie „Jenny“ Pillat und Leopoldine Schrom waren unter den ersten Frauen, die in Wien Architektur studierten. Sie wurden zu den beständigsten Mitarbeiterinnen des Ateliers. Auch Hans Biel und Bruno Pollak, beides Absolventen der Technischen Hochschule, arbeiteten für das renommierte Atelier.

### Möbel als „Verwandlungskünstler“

Im Atelier Singer & Dicker entstand in den Jahren 1925 bis 1938 eine große Zahl von Möbeln. Jene, die zu Beginn der Ateliergemeinschaft designt wurden, deckten sich mit den Gestaltungsprinzipien des Bauhauses: Der Aufbau aus geometrischen Formelementen, die Betonung der Konstruktion, die Verwendung unterschiedlicher Hölzer, die farbige Lackierung, die Bespannung aus bunten Jutegurten, Rohrgeflecht oder handgewebten Stoffen zählen hier dazu.

Friedl Dicker und Franz Singer entwickelten diese jedoch weiter, ihre Möbel waren „Verwandlungskünstler“: Sie setzten oft Klapp- und Schiebefunktionen ein,

### « Bei gemeinsamen Projekten mit Franz Singer war Friedl Dicker in erster Linie für die Innenarchitektur und Möblierung sowie für die Auswahl der Farben, Materialien und Stoffe zuständig »

und gestalteten so stapelbare und zusammenschiebbare Sessel, Sofas, Tische, Betten oder Kästen. Ihre Möbel waren fast immer multifunktional und zeichneten sich durch ihre Kombinationsmöglichkeiten aus. Auch in kleinen Wohnungen sollte der vorhandene Platz optimal genutzt werden.

Waren die Möbel anfangs in erster Linie Einzelanfertigungen, so wurden einige Entwürfe zu Beginn der 1930er-Jahre in kleinen Serien produziert. Neben Holz und Sperrholz experimentierten die Designer:innen auch mit Stahlrohr. Es entstand eine Serie stapelbarer Sessel und Freischwinger, sowohl für Kinder als auch für Erwachsene, mit einem besonderen, für das Atelier typischen Kennzeichen: dem überkreuzten Fußteil.

Aufträge erhielt das Atelier aus dem weit verzweigten Bekannten- und Freundeskreis aus Wien. Friedl und

**Die innovative X-Form auch für die kleinsten Räume: ein stapelbarer Sperrholzsessel mit überkreuztem Fußteil aus dem Atelier**



Franz Singer waren mit der Gruppe rund um Adolf Loos befreundet, etwa der Familie Moller, die ein Loos-Haus in der Starkfriedgasse im 18. Bezirk bewohnte, oder dem Kunsthistoriker, Journalisten und Leiter des städtischen Siedlungsamtes Max Ermers. Ihre Kund:innen stammten aus dem jüdischen Großbürgertum Wiens.

Das Atelier richtete eine Wohnung für die Familie Koritschoner im vierten Bezirk ein. Durch Farbgestaltung, neue Formen und besondere Materialien entstanden außergewöhnliche Möbel, die bei der Kunstschau Wien 1927 ausgestellt wurden. Anny Moller-Wortitz ließ sich vom angesagten Designer-Duo ein Schlafzimmer in der von ihr bewohnten Loos-Villa mit Stahlrohrmöbeln einrichten. In Hietzing planten Friedl und Franz Singer einen Tennisplatz mit dazugehörigem Clubhaus für Dr. Hans Heller aus der Zuckerldynastie.

Die von ihnen gestaltete Confiserie Garrido & Jahne oder der Modesalon Lore Kriser zählten zu den schönsten Geschäften der Stadt. Das zu Beginn der 1930er-Jahre erbaute Gästehaus Auersperg-Hériot in der Rustenschacherallee in der Leopoldstadt wurde zum Prestigeobjekt des Ateliers mit einer Freitreppe, einer Dachterrasse und einem gläsernen Lift wie aus einem futuristischen Märchen. Bald wurden die visionären Entwürfe der Ateliergemeinschaft zum Inbegriff des modernen Möbeldesigns und auf zahlreichen Ausstellungen und in internationalen Architekturzeitschriften gezeigt. Auch Gio Ponti schwärmte in seinem Magazin *Domus* über die gelungenen Arbeiten des angesagten Ateliers aus Wien.

### **Räume und Möbelentwürfe für eine bessere Gesellschaft**

Unermüdlich setzte sich Friedl Dicker für eine Verbesserung der Lebenssituation von Menschen ein. In Wien herrschte in den 1920er-Jahren eine katastrophale Wohnungsnot. Kleine, heruntergekommene Wohnungen, die von zehn Menschen oder mehr bewohnt wurden, die

sich einige wenige Betten teilten, waren keine Seltenheit. Friedls Entwürfe hatten einen sozialen Anspruch: Es ging ihr in erster Linie darum, gut durchdachte, platzsparende, formschöne Möbel zu kreieren und damit die Wohnsituation der Bewohner:innen zu verbessern – vor allem für Kinder.

1930 erhielt das Atelier den Auftrag, sämtliche Möbel für einen Montessori-Kindergarten im Goethehof im 22. Bezirk in Wien zu entwerfen. Das Besondere an dieser Aufgabe war, multifunktionale Kindermöbel für jeden einzelnen Raum zu gestalten. Sämtliche Sessel und Tische waren Entwürfe des Ateliers aus Holz oder verchromtem Stahlrohr mit einer Sitzfläche aus Rohrgeflecht. Dank der modernen Ausstattung wurde der Kindergarten zu einem Vorzeigeprojekt des „Roten Wien“.

Friedl und Franz Singer beschäftigten sich auch mit der Lösung sozialer Probleme. In ihrem Projekt „Jugend am Werk“ engagierten sich die beiden, um arbeitslosen Jugendlichen aus sozial benachteiligten Familien eine sinnvolle Beschäftigung und eine Ausbildung als Möbeltischler zu geben.

### **Als Kommunistin verhaftet, und ihre Flucht nach Prag**

Trotz all dieser beruflichen Erfolge waren die Zusammenarbeit und die Beziehung von Friedl Dicker und Franz Singer kompliziert und von privaten Konflikten gekennzeichnet. Die beiden hatten über die Jahre hinweg eine dramatische Liebesbeziehung und kamen nicht voneinander los. Franz Singer hatte 1921, während seiner Studienzeit am Bauhaus, die um elf Jahre ältere Sängerin Emmy Heim geheiratet. Das Ehepaar hatte einen gemeinsamen Sohn, Michael „Bibi“, der vollkommen unerwartet im Alter von zehn Jahren starb.

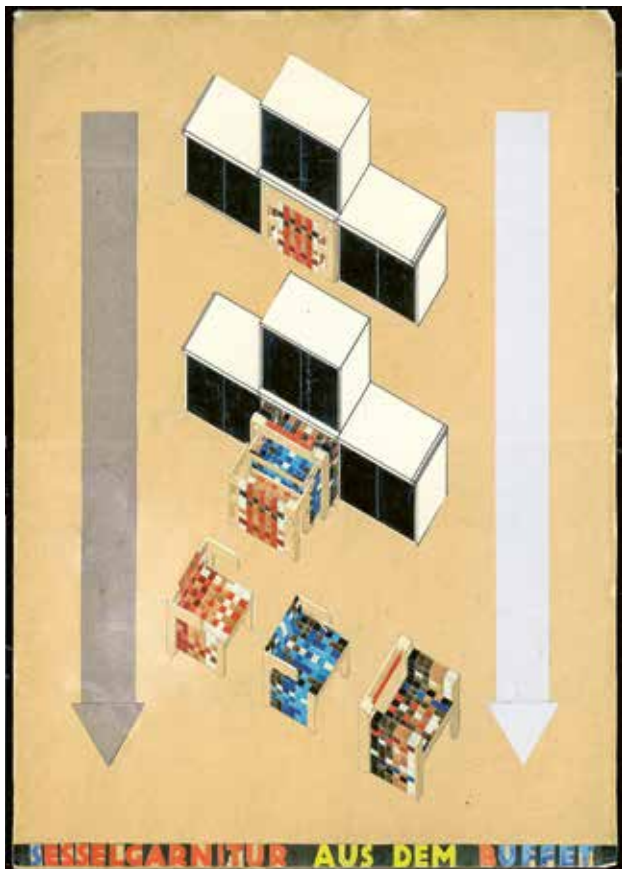


**Typisch Friedl Dicker: Entwurf eines Armlehnsessels mit einer bunten geflochtenen Bespannung**

Ungefähr zu dieser Zeit stieg Friedl aus der Ateliergemeinschaft aus und trennte sich von ihrem Partner und Freund. Sie eröffnete 1931 ihr eigenes Atelier in Wien und begann sich vermehrt der Kunstpädagogik und dem Malunterricht von Kindern, Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zu widmen.

1931 wurde Friedl Mitglied der Kommunistischen Partei in Wien. Nach einer Hausdurchsuchung in ihrem Atelier wurde sie am 4. November desselben Jahres verhaftet. Man warf ihr vor, Pässe gefälscht zu haben. Franz Singer setzte sich für sie ein, Friedl kam nach elf Tagen Haft wieder frei. Nach ihrer Haftentlassung emigrierte sie nach Prag, wo ihre Tante Adela Brandeis mit drei Söhnen lebte. Im Juni 1933 meldete Friedl offiziell ihren Wohnsitz in Wien ab. Sie verliebte sich in ihren knapp sieben Jahre jüngeren Cousin Pavel Brandeis.

Zu dieser Zeit war sie in Prag als Architektin, Stoff- und Möbeldesignerin tätig. Sie entwarf Inneneinrichtungen, renovierte Wohnungen gemeinsam mit Karola Bloch und Greta Bauer-Fröhlich, einer ehemaligen Bauhaus-Studentin, und entwarf Textilien in Zusammenarbeit mit Franz Singers Schwester Frieda Stork. Der Kontakt zu Franz Singer brach nie ganz ab. Sie arbeitete auch von Prag aus weiterhin für das Wiener Atelier. Friedl gab Kindern Zeichenunterricht, auch vielen Kindern, die aus Deutschland vor den Nazis fliehen mussten oder aus



Das Möbel als Verwandlungskünstler: Entwurf des Kistkastens um 1927

Österreich emigriert waren. Einer ihrer Schüler in Prag war der spätere Maler und Grafiker Georg Eisler.

Im April 1936 heirateten Friedl und Pavel Brandeis, sie nahm die tschechische Staatsbürgerschaft an und nannte sich von nun an Friedl Brandeis. Auch ihre Arbeiten signierte sie ab diesem Zeitpunkt mit „FB“.

Im Sommer 1938 übersiedelte das Ehepaar von Prag nach Hronov, einer Kleinstadt in der Nähe der polnischen Grenze. Beide arbeiteten dort für die Textilfabrik B. Spiegler. Freunde versuchten Friedl zur Emigration zu überreden. Auch Franz Singer, der bereits nach London gezogen war, wollte, dass sie dorthin nachkam. Friedl erhielt 1938 ein Visum für Palästina, doch da ihr Mann keines bekam, blieb sie bei ihm.

### « „Vergesst nicht auf die Friedl. Ihr Beitrag im Atelier war beachtlich!“ Leopoldine Schrom »

#### Im KZ: ein Leben für die Kunst und die Kinder

Am 16. Dezember 1942 wurden Friedl und Pavel Brandeis nach Theresienstadt deportiert. Hier war ihr Vater einige Monate zuvor ermordet worden. Pavel arbeitete dort als Zimmermann, Friedl wurde Betreuerin in einem der Mädchenheime.

Als Friedl nach Theresienstadt kam, hatte sie bereits sehr viel Erfahrung als Kunstpädagogin sammeln können. Eher Künstlerin oder doch Pädagogin – diese Frage hatte Friedl zeitlebens sehr beschäftigt, doch sie stellte sich in Theresienstadt nicht mehr. Ihr gesamtes Dasein widmete sie hier dem Wohle „ihrer“ Kinder: Friedl organisierte geheime Zeichenkurse für Hunderte Kinder des Lagers, obwohl es fast unmöglich war, Papier und Farben zu bekommen, und spielte mit den Kindern Theater. Gemeinsam führten sie kleine Theaterstücke und Puppenspiele auf, bastelten Kostüme und Theaterpuppen.

Friedl organisierte sogar eine Kunstausstellung mit den Werken ihrer Kinder und hielt all ihre Erfahrungen über das Malen mit den Kleinen in ihrem Text „Kinderzeichnen“ fest, in der Hoffnung, dass die Kinder dadurch mit ihren Emotionen und ihrer Umgebung besser umgehen könnten. Selbst in diesem Ort versuchte sie mit einfachen Mitteln, die Räume ihrer Kinder eine Spur angenehmer und wärmer zu gestalten – sie färbte mit ihnen gemeinsam die Bettwäsche und verzierte die Wände.

Friedl malte mit Kindern, deren Eltern vor ihren Augen erschossen wurden. Sie sprach, bastelte, spielte mit ihnen, um sie zu beruhigen. Sie ermutigte sie, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen, auf die innere Stimme zu hören, weiterhin zu träumen und niemals die Hoffnung zu verlieren.

Im September 1944 wurde Pavel Brandeis nach Auschwitz deportiert. Friedl bestand darauf, bei ihm zu bleiben, und meldete sich freiwillig für den nächsten

Transport. Bevor sie Theresienstadt verließ, übergab sie Raja Engländerova, einer ihrer Schülerinnen, zwei Koffer mit rund 5.000 Zeichnungen ihrer Kinder. 650 Schülerinnen und Schülern hat Friedl in Theresienstadt unterrichtet. Alle Kinderzeichnungen hat sie beschriftet – mit den Namen der Kinder, einem Datum und der Nummer der Malstunde.

Am 8. Oktober erreichte ihr Zug Auschwitz. Einen Tag nach ihrer Ankunft, am 9. Oktober 1944, wurde Friedl Dicker ermordet. Sie war damals 46 Jahre alt. Viele ihrer Schüler:innen starben wie sie in Auschwitz. Ihr Ehemann Pavel Brandeis überlebte die Shoah, auch einige „ihrer“ Kinder.

Raja versteckte die Koffer mit den Kinderzeichnungen bis zur Befreiung von Theresienstadt und übergab sie Willy Groag, dem Leiter des Mädchenheims und Neffen des bekannten Wiener Architekten Jacques Groag.

„Es war einfach unmöglich, sie nicht zu lieben“, erinnerte sich eine Schülerin an Friedl.<sup>2</sup> Unbeugsam kämpfte sie bis zum Schluss mit ihren zarten Waffen – Farben, Pinsel und Papier – für das Gute, für ein bisschen Liebe, Wärme und Hoffnung. Leidenschaftlich, freiheitsliebend, mutig, tapfer, stark und sanft zugleich, war sie, selbst kinderlos geblieben, für „ihre“ Kinder eine wahre Heldin.

« **„Es war einfach unmöglich, sie nicht zu lieben“, erinnerte sich eine ihrer Schülerinnen. Unbeugsam kämpfte sie bis zum Schluss mit ihren zarten Waffen – Farben, Pinsel und Papier – für das Gute, Liebe, Wärme und Hoffnung »**

### Die Schließung des Ateliers in Wien 1939

Das Jahr 1938 bedeutete ein abruptes Ende für die Ateliergemeinschaft. Nachdem Franz Singer 1934 nach Großbritannien ausgewandert war, führte Leopoldine Schrom das Atelier in Wien weiter. Sowohl Franz Singer als auch Friedl arbeiteten von London bzw. Prag aus bis 1938 für das Wiener Atelier. Hans Biel, Bruno Pollak, Anna Szabo, Martha Hauska, Richard Erdös, Wolfgang Roth und Will Winternitz – fast alle Mitarbeiter:innen der Ateliergemeinschaft wurden von den Nazis aus Wien vertrieben.

Auch sämtliche Auftraggeber:innen wie die Familien Moller, Koritschoner, der Verleger Epstein, der Süßwarenfabrikant Heller und die Leiterin des Montessori-Kindergartens, Hedy Schwarz, wurden 1938 in die Emigration gezwungen. So löste Leopoldine Schrom das Atelier in Absprache mit Franz Singer 1939 auf. Franz Singer blieb in London im Exil und kehrte nie mehr nach Wien zurück. Bruno Pollak emigrierte nach London und wurde in England zu einem gefragten Möbeldesigner. Auch er kam nie wieder zurück.

Die Zeichnungen der Kinder aus Theresienstadt, die



**Tennisplätze mit modernem Clubhaus in Hietzing für Dr. Hans Heller aus der Zuckerldynastie um 1928**

unter Friedls Leitung entstanden waren, wurden nach dem Zweiten Weltkrieg in Ausstellungen auf der gesamten Welt gezeigt. Lange Zeit war der Name Friedl Dicker in Österreich vergessen. Bei einer Ausstellung im Sommer 1980 wurden in der Österreichischen Galerie im Oberen Belvedere einige ihre Arbeiten gezeigt, unter dem mehr als zynischen Ausstellungstitel „Die uns verließen“.

Von den visionären Arbeiten des Ateliers sind heute nur noch Spuren in Wien vorhanden. Leopoldine Schrom hatte sämtliche Entwürfe und Prototypen des Ateliers aufbewahrt und viele Jahre später ihrem Neffen Georg Schrom, selbst Architekt, Designer und Kurator, übergeben. Das Lentos Museum in Linz zeigte 2022 ihre Werke, auch die Universität für angewandte Kunst in Wien. Das Wien Museum widmet Friedl Dicker 2023 eine große Ausstellung. Die Kinderzeichnungen aus Theresienstadt befinden sich heute im Jüdischen Museum in Prag. ↻

1 Walter Gropius, Bauhaus-Archiv in Darmstadt, in: [www.makarovainit.com/friedl/leben.pdf](http://www.makarovainit.com/friedl/leben.pdf)

2 Elena Makarova, „Friedl Dicker – Lehrstunden der Freiheit“

#### Lesetipp:

Mehr über Friedl Dicker, Franz Singer, Anna Szabo, Bruno Pollak und andere vergessene Designer:innen, die vor den Nazis aus Wien fliehen mussten, in:

Caroline Wohlgemuth, **Mid-Century Modern – Visionäres Möbeldesign aus Wien**, Edition Angewandte/

Birkhäuser Verlag, 2022,

in deutscher Sprache ISBN: 978-3-0356-2177-8 DE,  
in englischer Sprache 978-3-0356-2409-0 EN





So wie die Schule von Anya im ukrainischen Buzova wurden bereits unzählige Gebäude zerbombt. Ist auch sie auf der Flucht?



Kinder auf der Flucht vermissen ihr Zuhause, oft auch ihre Verwandten. 2020 flüchteten 33 Millionen Minderjährige vor Krieg und Hunger

UNICEF/UN0691431/HROM, UN0634441/GILBERTSON

# Das fünfte Kind

## *Eine zeitgenössische Anregung zum Seder-Ritual*

Julie Schoenfeld

**W**enn wir zu Pessach wie jedes Jahr mit Verwandten und Freunden den Exodus feiern, sind viele von uns mit ihren Gedanken bei dem, was gegenwärtig in der Ukraine passiert. Die russische Invasion und ihre Folgen haben jüdische und nichtjüdische Familien auseinandergerissen. Viele warten voller Angst auf Nachrichten von ihren Liebsten.

Wenn wir einander feierlich die Haggadah erzählen, die Geschichte vom Auszug aus Ägypten, erinnern wir uns an die vier Kinder und was wir von ihnen lernen: das weise Kind, das rebellische Kind, das einfache Kind und das Kind, das nicht weiß, wie es fragen soll. Dieses Jahr laden wir zu unserem Seder die Stimme des geflüchteten Kindes ein, das uns fragt: „Wer schützt mich, und wann kann ich nach Hause?“

Gerade in dieser Zeit der weltweiten Krisen sollen wir das Weinen des geflüchteten Kindes hören und dafür sorgen, dass es nicht überhört wird. Obwohl diese Tränen uns das Herz brechen, dürfen wir uns nicht abwenden. Zur Erinnerung an unsere Verpflichtung könnten wir beim Seder nach den traditionellen vier Fragen noch Folgendes lesen:

Das geflüchtete Kind gehört zu den verwundbarsten Menschen der Welt, es hat kein Zuhause, keine schützende Gesellschaft und manchmal nicht einmal Eltern. Im Jahr 2020 waren auf der Welt 33 Millionen Kinder auf der Flucht vor Krieg, Hunger und anderen Katastrophen.

Die Geschichte, die wir zu Pessach erzählen, verfolgt die Versklavung der Israelit:innen in Ägypten zurück zu Joseph und seinen Brüdern, die aufgrund einer schweren Hungersnot ihr Land Kanaan verlassen mussten. Diese zeitlose Geschichte beschreibt, welchen Gefahren und Risiken entwurzelte Menschen ausgesetzt sind, besonders Kinder, die auch heute Opfer von Menschenhandel werden, einer modernen Form der Sklaverei.

Jedes Mal, wenn wir zu Pessach die Haggadah lesen, werden wir uns dessen bewusst, dass der Exodus nicht bloß eine Geschichte aus vergangenen Zeiten ist, son-

dern zu allen Zeiten aktuell bleibt. Die Haggadah lehrt uns, dass „jede Generation in die Fußstapfen unserer Vorfahr:innen treten soll, als wären wir selbst Sklav:innen in Ägypten, und dass in jeder Generation Tyrannen aufstehen, die uns zerstören können“.

Auch wenn die Haggadah den triumphalen Erfolg des Exodus auf eine Reihe von Wundern zurückführt, zeigt uns doch die Torah, dass es am Anfang den Einsatz von Menschen für ein unbegleitetes Kind gebraucht hat: Ohne den Mut von Moses' Mutter Jocheved und seiner Schwester Mirjam, ohne die Empathie der Tochter des Pharaos hätte die Reise aus der Sklaverei in die Freiheit nie begonnen.

**« Gerade in dieser Zeit der weltweiten Krisen sollen wir das Weinen des geflüchteten Kindes hören und dafür sorgen, dass es nicht überhört wird »**

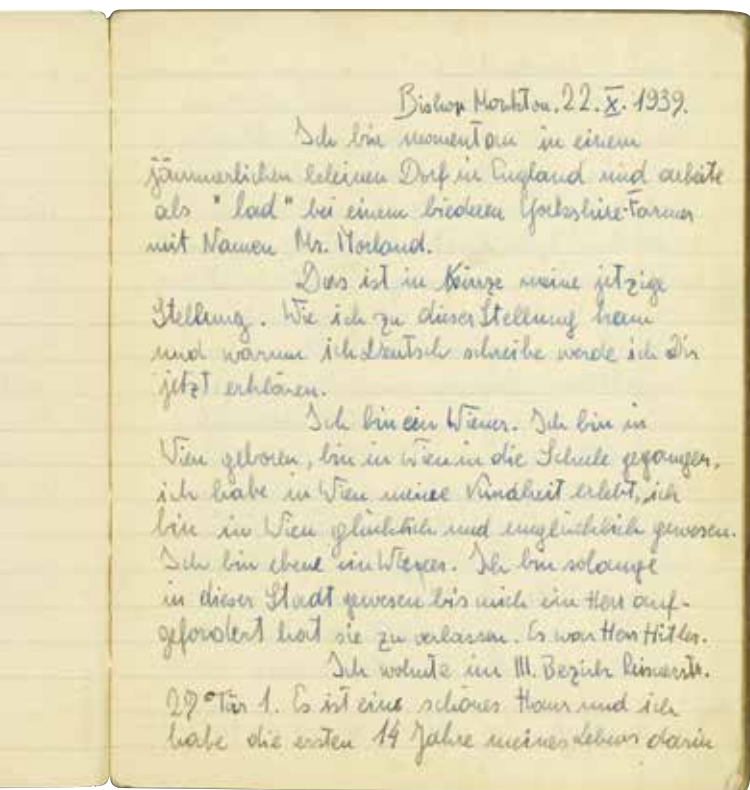
Nicht nur in jeder Generation, jedes Jahr sind wir mit neuen Tyrannen konfrontiert, die ihre Bevölkerung unterdrücken und Kinder zu Flüchtenden machen. Bei diesem Pessach-Fest sollten wir es nicht damit bewenden lassen, dass wir uns in den versklavten Kindern Israels wiederfinden. Dieses Jahr sollten wir auf den Mut von Jocheved und Mirjam und die Fürsorge von der Tochter des Pharaos schauen. Wir sollten unsere Stimmen erheben und alle unsere Kräfte dafür einsetzen, dass die geflüchteten Kinder dieser Welt Sicherheit finden. ☪

**Julie Schoenfeld** ist Rabbinerin, war Vorsitzende der konservativen Rabbiner-Vereinigung der USA und ist die Gründerin der Organisation Leading Ethics, die Organisationen dabei unterstützt, vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen.

# „Hans Becker 05: Widerstand gegen Hitler“

Ein Buch von Erhard Stackl

Christian Schüller



Tagebucheintrag des jungen Hans Becker während seines Aufenthalts in einem kleinen Dorf in England im Jahr 1939

Wie wird aus einem österreichischen Kosmopoliten und Abenteurer, der in Südamerika indigene Stämme studiert hat, ein Propagandist der Dollfuß-Diktatur? Was macht diesen ein paar Jahre später zu einem der Köpfe des organisierten Widerstands gegen die Nazis? Und wie kommt es, dass der Name dieser schillernden Figur, Hans Becker, in Österreich heute weitgehend unbekannt ist? Diesen Fragen geht der Journalist und Schriftsteller Erhard Stackl mit penibler Recherche und viel Engagement auf den Grund.

Der langjährige Chefredakteur des *Jüdischen Echos* legt eine Biografie vor, die sich an manchen Stellen wie ein Roman liest, ohne jemals den Boden gesicherter Tatsachen zu verlassen. Heraus kommt weit mehr als das faszinierende Porträt eines vielseitig begabten Draufgängers, der sich als Kampfpilot im Ersten Weltkrieg ebenso einen Namen machte wie als Ingenieur, Journalist und Maler, bevor er die Konzentrationslager Dachau und Mauthausen überlebte und dazwischen ein Netzwerk des Widerstands knüpfen konnte.

Was die Person Hans Beckers so spannend macht, ist der Widerspruch zwischen seiner kompromisslosen Ablehnung der Nazis und seiner Neigung, jede nur mögliche Konstellation für sich und seine Ziele zu nutzen. Als er im Jahr 1927 in München eine Rede Hitlers hörte, hielt er ihn noch für einen Clown. Doch bald nach Hitlers Machtergreifung in Deutschland gab es für Hans Becker keinen Zweifel, dass Österreich in Gefahr war.

Obwohl politisch liberal, schlug er sich ohne Zögern auf die Seite der Christlich-Sozialen. Die waren zu diesem Zeitpunkt die einzige Kraft, die den Nazis etwas entgegensetzen konnte, nachdem sie alle politischen Konkurrenten ausgeschaltet hatten. Als Journalist für die *Wiener Zeitung*, Redenschreiber und als Mastermind politischer Werbekampagnen brachte Hans Becker es zum wichtigsten Propagandisten des Ständestaats. Eine Schlüsselposition, denn gerade weil das Dollfuß-Regime in der Bevölkerung nur eine schmale Basis hatte, wurde umso mehr in Propaganda investiert. Und dafür war der vielfach versierte Kommunikator Hans Becker der ideale Mann.

Lesetipp:

Erhard Stackl  
**Hans Becker 05:  
Widerstand gegen Hitler**  
Czernin Verlag, 2022,  
ISBN:9783707607796



Dabei fühlte er sich im klerikalen Milieu der Vaterländischen Front alles andere als wohl. Bis zum Verbot der Freimaurer im Jahr 1938 war Becker ein Logenbruder. Mit dem tief verwurzelten Antisemitismus der Christlich-Sozialen hatte er nichts am Hut. Seine Frau, eine gefeierte Balletttänzerin, kam aus einer jüdischen Familie. Als Annie Lieser aber nach dem Anschluss in die USA emigrierte, nützte Hans Becker die Möglichkeit, die Ehe mit einer jüdischen Partnerin annullieren zu lassen, um ein weiteres Mal zu heiraten.

Aber gerade die Tatsache, dass er politisch nirgendwo wirklich zu Hause war, half ihm bei seiner Arbeit für den Widerstand. Es brauchte viel Fantasie, um sich das Ende der Hitler-Diktatur vorstellen zu können, und ein neues Österreich, in dem alle demokratischen Kräfte zusammenarbeiten würden. Becker verlor dieses Ziel nie aus den Augen, war imstande, außerhalb eingefahrener Bahnen zu denken, und kannte keine Berührungsgänge zu Sozialisten und Kommunisten.

Gleich nach seiner ersten Entlassung aus dem KZ im Dezember 1940 begann er ein Netzwerk aus ehemaligen Häftlingen zu knüpfen, um die Befreiung Österreichs vorzubereiten. Das schien zu diesem Zeitpunkt nahezu aussichtslos. Noch wirkte bei einem großen Teil der Bevölkerung die Propaganda der Nazis, die einen glorreichen Sieg versprach und Partisanen mit Verbrechern gleichsetzte. Sabotage-Aktionen kommunistischer Gruppen gegen die Kriegsmaschinerie konnten noch vertuscht werden.

**« Hans Becker fliegt spät, aber doch auf. Kurz vor Kriegsende wird er abermals ins KZ Mauthausen gebracht und überlebt nur knapp. Nur drei Jahre nach Kriegsende endet sein Leben gewaltsam in Südamerika »**

Nach der desaströsen Niederlage der Wehrmacht vor Stalingrad im Februar 1943 kippte die Stimmung. Der verschwindend kleinen Gruppe aktiver Nazi-Gegner gelang es nun, unter Arbeitern und desertierten Soldaten, vor allem aber unter Frauen immer mehr aktive Mitstreiter:innen zu rekrutieren. In den letzten Wochen des Krieges arbeitete die von Becker gegründete Widerstandsgruppe O5 (eine Chiffre für den verpönten Umlaut OE) mit den Alliierten zusammen. Becker selbst war zu diesem Zeitpunkt zum zweiten Mal Häftling in Mauthausen und wurde erst bei Kriegsende von dort befreit.

In seiner Vorstellung sollte die O5 nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes den Kern einer neuen politischen Kultur bilden. Auch wenn der Widerstand gegen Hitler erst spät zutage getreten war, hätte die Zweite Republik sich darauf berufen können, dass es auch ein anderes Österreich gegeben hatte. Doch wie der Autor



**Hans Becker galt lange als vergessener und verdrängter Held des Widerstands und als verwegener Abenteurer**

deutlich herausarbeitet, geschah das genaue Gegenteil. Sobald alle Parteien um die Stimmen ehemaliger Nazis wetteiferten, stand die Erinnerung an den Widerstand im Weg.

Beckers Tod 1948 gibt wie viele Wendungen seines Lebens Rätsel auf. Auf einen Diplomatenposten in Südamerika abgeschoben, wird er von einem aufgebrachten Mann aus der Ukraine erschossen, der sich gleich danach selbst das Leben nimmt. Ob eine alte politische Rechnung beglichen wurde, oder ob es sich um ein Eifersuchtsdrama gehandelt hat, muss der Autor offenlassen.



# Versteckt und verschwiegen

*Erinnerungen von Siegfried Loewe*

Christian Schüller

**A**ls Kind überlebt Siegfried Loewe die Shoah, weil eine belgische Familie ihn unter falschem Namen versteckt. Erst als Student in den 1960er-Jahren erfährt er, dass sein Familienname bei der Geburt Grossmann war und seine leiblichen Eltern in Auschwitz ermordet wurden. Was ihm verschwiegen wurde, verschweigt auch er, als er selbst eine Familie gründet. Erst viele Jahre später findet er zu seiner jüdischen Identität – und kann allmählich die fehlenden Puzzlesteine seiner Lebensgeschichte zusammenfügen.

Das Buch „Versteckt und verschwiegen“ ist im Dialog zwischen dem aus Oberösterreich stammenden Historiker Rudolf Leo und Siegfried Loewe entstanden, der mit acht Jahren von Brüssel nach Wien kam und seither nicht aufgehört hat, sich zu fragen, wer er ist. Als Dialog gestaltet, schildert Loewe sein persönliches Erleben, seine Zweifel und seine Versuche, die vielen Entscheidungen, die andere über ihn getroffen haben, nachzuvollziehen. Rudolf Leo liefert den historischen Rahmen, ergänzt die Wahrnehmungen des Zeitzeugen durch dokumentiertes Wissen und hilft, einige Ungereimtheiten aufzulösen, die Siegfried Loewe jahrzehntelang beschäftigt haben.

Erst mit 57 Jahren erfährt er zufällig von der belgischen Hilfsorganisation „L'enfant caché“ („Das versteckte Kind“), die ihn und dreitausend weitere jüdische Kinder vor den Nazis gerettet hat. Kurz vor ihrer Verhaftung hatte sich seine Mutter, Zlata Grossmann, dazu entschieden, ihre Kleinen Siegfried und Rebecca einer fremden Familie anzuvertrauen, unter der Bedingung, dass sie nicht voneinander getrennt werden. Ihr Mann, der Vater der Kinder, war in Auschwitz ermordet worden. Nach der Befreiung Belgiens von den Nazis kommen die beiden Geschwister in ein Waisenhaus, bevor sie 1946 von einem jüdischen Ehepaar aus Wien übernommen und zwei Jahre später adoptiert werden.

Wie Chaim und Zlata Grossmann, Siegfrieds leibliche Eltern, waren auch seine späteren Adoptiveltern, Alfred und Hedwig Loewe, zunächst auf der Flucht vor den Nazis nach Belgien gekommen. Aber anders als das Ehepaar Grossmann schaffen es die Loewes, die deutsche Besatzungszeit in Brüssel zu überleben. Wie Siegfried später herausfand, verdankten sie das einem Verwandten, der zu den Nazis gute Verbindungen hatte. Bei ihrer Rückkehr nach Wien mit den beiden Adoptivkindern schlagen

Alfred und Hedwig Loewe ein neues Kapitel auf und verstecken ihre jüdische Herkunft, so gut sie können. Sie wollen sich und den Kindern Schwierigkeiten ersparen. Damit erklären sie später auch, warum sie Siegfried und Rebecca nicht über ihre Herkunft aufklären wollten. Was vor ihrer Zeit im Waisenhaus geschehen war, wer ihre belgischen Pflegeeltern gewesen waren und was mit ihren leiblichen Eltern geschehen war, blieb Tabu.

Dennoch wird Siegfried schon in seiner Schulzeit von antisemitischen Lehrern auf sein Anderssein gestoßen. Viele Fragen tauchen auf, aber von den Eltern kommen keine Antworten. Erst durch Zufall, bei der Immatrikulation an einer Pariser Universität, bekommt Siegfried Loewe erstmals seine Dokumente zu sehen. Nun steht er vor einem Dilemma, auf das er nicht vorbereitet war: Was bedeutet es, als Kind jüdischer Eltern, die in Auschwitz ermordet wurden, in Wien zu leben? Zunächst versucht er jahrelang, diese Frage beiseitezuschieben, so wie es seine Adoptiveltern getan haben. Doch die Ehe mit einer Frau, deren Familie ihm feindselig entgentritt, und die öffentliche Debatte um Kurt Waldheim geben seinem Leben eine neuerliche Wendung.

Was dieses Buch so berührend macht, ist Siegfried Loewes Bemühen, seine Adoptiveltern möglichst gerecht zu beurteilen und das eigene Schweigen wie auch das der anderen zu verstehen. Lange Zeit hat er sich gefragt, ob er, der nie in einem KZ war, überhaupt als Zeitzeuge gelten könne. Auch wenn er froh ist, heute mit 84 Jahren über die Umstände seiner Kindheit mehr zu wissen als jemals zuvor, bleibt dieses Wissen doch schmerzhaft. „Aber jetzt“, resümiert Siegfried Loewe nach der Veröffentlichung seines Erinnerungsbuches, „bin ich wirklich ich.“

Lesetipp:

Rudolf Leo  
**Versteckt und verschwiegen**  
Erinnerungen von Siegfried Loewe  
Otto Müller Verlag, Salzburg, 2022,  
ISBN: 978-3-7013-1301-3





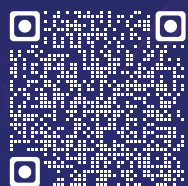
# Mein Blick auf Wien gibt dir 1.000 Einblicke.

Ich bin ivie. Mit mir kannst du alle Geheimtipps Wiens kennenlernen. Hunderte spannende Orte warten darauf, von dir entdeckt zu werden.

Denn eines ist sicher:  
ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle  
City Guide App

[ivie.wien.info](http://ivie.wien.info)